

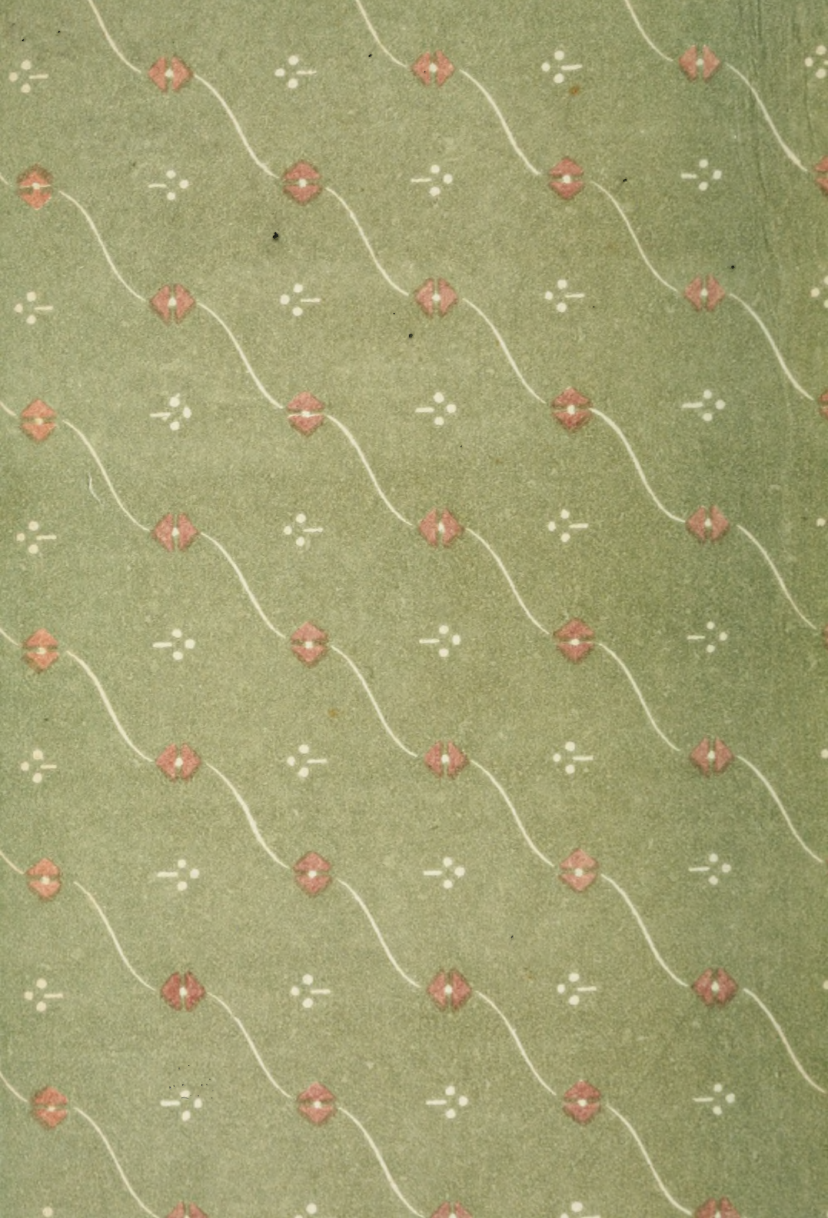
3 1761 07394470 4

Jense=Storm Briefwechsel


1. Band



Herausgegeben von Georg F. Dlotke







Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

Hense=Storm
Briefwechsel

Der Briefwechsel zwischen Paul Hense und Theodor Storm

Herausgegeben und erläutert von
Georg J. Plotke

Zwei Bände

Mit acht Abbildungen in Kupferdruck



J. F. Lehmanns Verlag, München

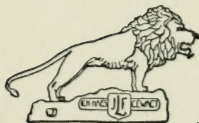
R2298b

Der Briefwechsel zwischen Paul Hense und Theodor Storm

Herausgegeben und erläutert von
Georg J. Plotke

1. Band 1854—1881

Mit vier Bildnissen in Kupferdruck



J. F. Lehmanns Verlag, München 1917

Bp

159902.

10. 3. 21.



PT
2357

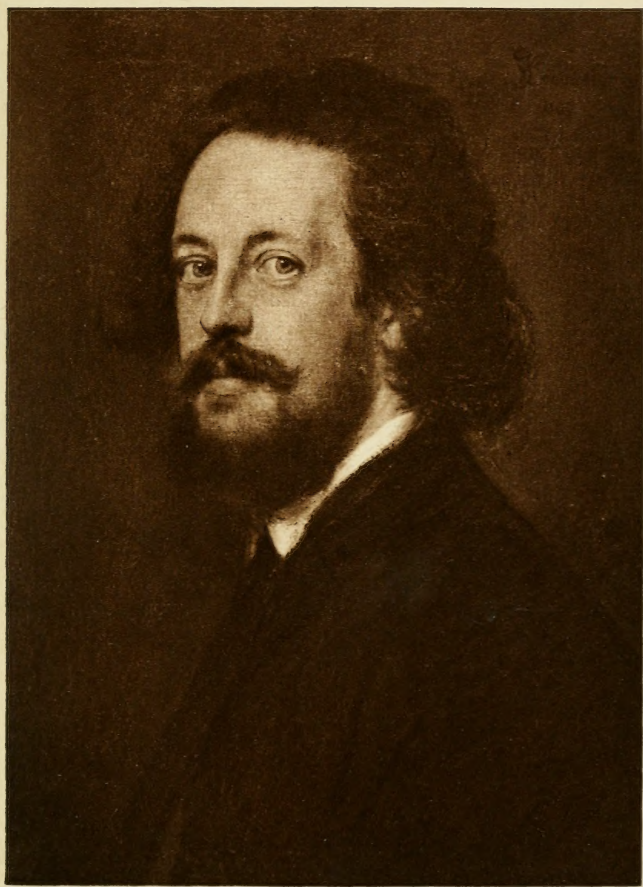
A3

1917

Bd. 1

Alle Rechte vorbehalten.

In demselben Verlag wird von Georg J. Plotke eine literarhistorische Arbeit erscheinen: **Der junge Heyse**, die epischen und novellistischen Anfänge des Dichters.



Paul Heyse

Vorwort.

Dem Briefwechsel mit Jakob Burckhardt*) folgt nun in dieser zweiten Veröffentlichung aus Paul Heyeses literarischem Nachlaß, dem Briefwechsel mit Theodor Storm, das ganz andersartige Zeugnis einer Dichterefreundschaft, deren Tiefe und Ausdehnung kaum jemandem bekannt war. Fünfunddreißig Jahre (1854—88), die bis auf die hauptsächlichlichen Gedichte und die Sommergeschichten fast das gesamte Schaffen Theodor Storms mit seinen Späternten und ebenso die Hauptwerke Paul Heyeses seit den glänzenden Münchener Anfängen bis nahe an die Schwelle des Alters umfassen, rollen hier an uns vorüber, nach dürftigem Beginn in einer gesetzmäßigen Steigerung und Verinnerlichung der brüderlichen Beziehung, über deren Wesen die Einleitung berichten wird.

Noch einmal ersteht vor unseren Augen, farbenreich wie nie bisher, das lebenswürdige und unvergeßliche Charakterbild Storms, besonders um die scharfe Ausprägung seiner kaum bekannten literarischen und kritischen Seite bereichert. Und ein erstes Mal eröffnet sich uns ein tiefer Einblick in Paul Heyeses eigentliche Persönlichkeit, in sein Wollen und

*) Herausgegeben von Erich Petzet im gleichen Verlag 1916, VIII und 206 Seiten.

Leben. Grundsätzlich ist die Erkenntnis seiner Natur, die wir aus diesem Briefwechsel davon tragen, von jenem Fehlbild unterschieden, das die letzten Jahrzehnte von Heyse's männlich lebensvoller Gestalt schufen. Um die beiden Dichter gruppiert sich eine Fülle anderer Persönlichkeiten, aus ihrer vertraulichen Zwiesprache wachsen die Grundfragen jener Zeit, bis nach und nach ein Kulturgemälde von intemem Reiz aus den siebziger und achtziger Jahren entsteht.

Die Briefe Heyse's fanden sich im Storm'schen Nachlaß, säuberlich in zwei Mappen geordnet. Die erste trug von Storm's Hand die Aufschrift:

„Briefe I. von Paul Heyse und Klara Rugler (nur einer) (vom 13. bis 16. September 1881 war Heyse hier in Hademarschen bei uns)“,

die zweite:

„Briefe von Paul Heyse II. (den ersten Brief dieser Mappe erhielt ich in Tostlund während meines Besuches bei Ernst vom 13. bis 29. Juli 1882).“

Trotz dieser sorgfältigen Aufbewahrung ist, vermutlich weil der Storm'sche Nachlaß nicht dauernd von einer Hand betreut wurde, nicht nur das erwähnte Schreiben Klara Rugler's sondern auch ein kleiner und wesentlicher Teil der Briefe Heyse's verschwunden. Es wäre müßig, über den Verbleib dieser Schriftstücke Vermutungen anzustellen.

Die Briefe Storm's befanden sich in den Jahrespaketen des Heyse'schen Nachlasses. Sie wurden von der Witwe des Dichters, Frau Anna von Heyse, der treuen Hüterin und Ordnerin des literarischen Erbes, herausgelöst und

zusammengestellt. Diese Schriftstücke sind bis auf 2 Briefschlüsse vollständig vorhanden. Die spärlichen Beilagen des Briefwechsels, im wesentlichen Drucksachen und Photographien, wurden im Verlauf der Anmerkungen verwertet.

Für den Herausgeber bestand eine Aufgabe darin, dies reiche Briefmaterial, das auch manches Unrichtige und den Fernstehenden nicht Interessierende enthielt, zu sichten, ohne die vielen feinen Einzelzüge zu verwischen. Abgesehen von dadurch fortfallenden Briefen und Abschnitten mußte die Rücksicht auf Lebende, die für die Briefe Storms nach den bereits erfolgten Veröffentlichungen kaum noch in Betracht kam, auf Seiten Henses eine Reihe von Streichungen aus familiären oder literarischen Gründen verursachen. Doch wurde auch hier mit größter Sorgfalt vorgegangen, da jede Zeile, die Hense schrieb, Ausstrahlung seines künstlerischen Temperaments ist; bei der ganzen Fülle ihrer Naturlaute wollen seine Briefe in noch höherem Maße denn die Storms als Kunstwerke eines geistig höchst kultivierten gewertet sein. Im übrigen beschränkte sich der Herausgeber textkritisch darauf, offenbare Schreibfehler, wie sie bei Storm häufig vorkommen, zu verbessern und neue Rechtschreibung anzuwenden.

Weiter aber mußte dafür Sorge getragen werden, durch Anmerkungen Unverständliches oder dem Fremden weniger Bekanntes so zu erklären, daß die Lektüre für jeden nutzbringend ermöglicht wird. Es ist nun hier versucht worden, die Anmerkungen in kleinerem Druck zwischen die Briefe zu setzen; dadurch sollte die ermüdende Schwierigkeit, einen Anhang ständig zu Rate zu ziehen, behoben werden. Obwohl durch zahlreiche Erläuterungen dieser Briefwechsel

auch Eignung zum Volksbuch erwerben sollte, sind die Anmerkungen doch möglichst sparsam, mit immer erneutem Versuch einer Belebung durch Verarbeitung zahlreicher Brief- und Quellenmaterialien, verwandt worden. Eine Auseinandersetzung mit in den Briefen niedergelegter Kritik wurde nicht erstrebt.

Klein gedruckt wurden auch Textstücke, die nur für den Literaturhistoriker in ihrem summarischen Urteil über literarische Dinge von Wert sein können. Gemeint sind hier die gegenseitigen Ratschläge zu Storms Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius und zu dem Deutschen, dem Neuen deutschen und dem Novellenschatze des Auslandes, die Heyse vorbildlich mit Hermann Kurz und später Ludwig Laistner herausgab, und im zweiten Bande Bücherlisten und Vorschläge für die Gesamtausgabe der Lyrik Heyses.

Herzlichsten Dank schuldet der Herausgeber Frau Anna von Heyse, die ihm vertrauensvoll die Benutzung der Tagebücher und Briefe gestattete, des ganzen Heyseschen Archivs, in dem fast alle bedeutenden Geister aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Mitstrebende und Gefährten zusammentreffen; auch teilte die verehrungswürdige Witwe des Dichters mancherlei Persönliches mit, das sie in feinem Herzen erinnernd aufbewahrt hat. Ferner sei den Herren Dr. Erich Betzet und Dr. Hugo Salferheim, den treuen Freunden Paul Heyses, für manchen wertvollen Rat und Nachweis vielmals gedankt.

Auf Seiten Storms bin ich besonders der pietätvollen Biographin ihres Vaters, Fräulein Gertrud Storm, für ihre eingehenden Nachrichten auf meine Fragen sehr verpflichtet; ferner der Tochter Wilhelm Peterjens, Frau

Professor Magnussen, und dem sorgfältigen Herausgeber des Nachtragbandes zu Storms Werken, Herrn Fritz Böhme. Auch der jungen Germanistin Fräulein Lucie Ney sei für manchen Nachweis und zuverlässige Mitdurchsicht des Textes hier gedankt. Sie ergänzte in liebenswürdiger Weise das Entgegenkommen der Herren Bibliothekare der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München. Zum Schlusse sei der Anteilnahme der Verlagsbuchhandlung rühmend gedacht, die trotz der auch dem Herausgeber in seiner Tätigkeit sehr fühlbaren Erschwerung durch den Krieg den I. Band in schicklichem Gewande rechtzeitig zu Storms 100. Geburtstag fertiggestellt hat.

Der abschließende zweite Band, der die Briefe vom Herbst 1881 — Heyses Besuch in Hademarschen — bis zu Storms Tode umfaßt, soll, hoffentlich zu Friedenszeit, im nächsten Jahre folgen. Er wird auch das Register enthalten.

Für den Forscher sei darauf hingewiesen, daß eine vollständige Abschrift des Briefwechsels sich neben den Originalen in den Händen Frau von Heyses in München befindet.

Möge das Buch, wie es mit Liebe hingegeben ist, der Liebe und dem Verständnis einer Generation begegnen, deren beste literarische Jugend in ihrer ethisch-ästhetischen Sehnsucht den hier zu Wort kommenden dichterischen Persönlichkeiten vielleicht näher steht, als sie selber es ahnt.

Frankfurt a. Main, im August 1917.

Dr. Georg J. Plotke.

Inhalts-Verzeichniß des 1. Bandes.

	Seite
Vorwort	V
Inhaltsverzeichnis	X
Einleitung	XIII
1 Storm an Heyse Oktober 1854	1
2 Heyse an Storm 26. November 1854	3
3 Storm an Heyse 8. Mai 1855	6
4 Storm an Heyse 12. Dezember 1862	10
5 Heyse an Storm 19. Dezember 1862	11
6 Storm an Heyse 21. Mai 1865	13
7 Storm an Heyse 21. November 1867	14
8 Storm an Heyse 18. März 1870	16
9 Heyse an Storm 20. März 1870	17
10 Storm an Heyse 13. September 1871	19
11 Heyse an Storm 23. September 1871	22
12 Storm an Heyse 16. Oktober 1871	24
13 Heyse an Storm 19. Oktober 1871	26
14 Storm an Heyse 24. Juni 1872	29
15 Heyse an Storm 26. Juni 1872	31
Storms Besuch bei Heyse	32
16 Heyse an Storm 25. Oktober 1872	33
17 Storm an Heyse 30. Oktober 1872	35
18 Heyse an Storm 1. November 1872	38
19 Heyse an Storm 4. November 1872	39
20 Storm an Heyse 5. November 1872	40
21 Storm an Heyse 2. Weihnachtssonntag 1872	42
22 Heyse an Storm 12. Januar 1873	43
23 Storm an Heyse 27. Januar 1873	45
24 Heyse an Storm 28. Februar 1873	47
25 Heyse an Storm 14. November 1873	49
26 Storm an Heyse 9. Juli 1873–17. November 1873	50
27 Heyse an Storm 23. November 1873	55
28 Storm an Heyse 3. Dezember 1873	58
29 Storm an Heyse 8. Dezember 1873	60
30 Storm an Heyse 27. Dezember 1872	61
31 Storm an Heyse 22. Februar 1874	63
32 Heyse an Storm 25. Februar 1874	64
33 Storm an Heyse 24. März 1874	64
Storms Nachricht und Fragen	66

XI

	Seite
34 Storm an Heyse 10. September 1874	68
35 Heyse an Storm (Oktober 1874)	69
36 Heyse an Storm 20. Oktober 1874	71
37 Storm an Heyse 25. November 1874	72
38 Heyse an Storm 22. November 1874	75
39 Storm an Heyse Dezember 1874	77
40 Heyse an Storm 17. Februar 1875	81
41 Storm an Heyse 25. Februar 1875	83
42 Heyse an Storm 1. März 1875	87
43 Storm an Heyse 20. März 1875	88
44 Heyse an Storm 24. März 1875	91
45 Heyse an Storm 6. September 1875	92
46 Heyse an Storm 7. Oktober 1875	93
47 Storm an Heyse 13. Oktober 1875	94
48 Heyse an Storm 21. Oktober 1875	96
Gedicht von R. H. Reck	99
49 Storm an Heyse (undatiert)	99
50 Heyse an Storm 1. November 1875	103
51 Heyse an Storm 14. November 1875	105
52 Storm an Heyse 21. November 1875	107
53 Heyse an Storm 11. Dezember 1875	109
Heyses Novellentheorie	110
54 Storm an Heyse 10 April 1876	112
Aus einem Briefe Heyses an Emil Kuh	114
55 Heyse an Storm 21. April 1876	115
56 Storm an Heyse 26. April 1876	117
57 Heyse an Storm 30. April 1876	120
58 Storm an Heyse 19. Mai 1876	121
59 Heyse an Storm 3. Juni 1876	123
60 Storm an Heyse 20. Juni 1876	125
61 Storm an Heyse 17. November 1876	128
62 Heyse an Storm 17. Dezember 1876	130
63 Storm an Heyse 20. Dezember 1876	132
64 Storm an Heyse 2. Ostersonntag 1877	136
Heyses Dichterprofil „Theodor Storm“	139
65 Storm an Heyse 16. April 1877	140
Petersen an Storm	142
66 Heyse an Storm 16. April 1877	142
67 Storm an Heyse 24. Juni 1877	144

XII

	Seite
68 Storm an Heyse 14. September 1877	145
69 Storm an Heyse 24. November 1877	146
70 Heyse an Storm 18. April 1878	148
71 Storm an Heyse 16. Juni 1878	151
72 Heyse an Storm 31. Oktober 1878	154
73 Storm an Heyse 3. November 1878	155
74 Heyse an Storm 8. November 1878	161
75 Storm an Heyse 2.-9. Mai 1879	166
76 Heyse an Storm 19. Mai 1879	171
77 Storm an Heyse 13. Juli 1879	174
78 Heyse an Storm 6. August 1879	175
79 Heyse an Storm 18. Oktober 1879	176
80 Storm an Heyse 22.-25. Oktober 1879	177
81 Heyse an Storm 29. Oktober 1879	181
82 Storm an Heyse 24. Dezember 1879	183
83 Heyse an Storm 15. Januar 1880	185
84 Storm an Heyse 1. Pfingstsonntag - 26. Mai 1880	188
85 Heyse an Storm 16. Juni 1880	192
86 Storm an Heyse 15. November 1880	194
87 Heyse an Storm 26. November 1880	199
88 Storm an Heyse 28. Februar 1881	202
89 Heyse an Storm 10. März 1881	205
90 Storm an Heyse 15. März 1881	207
91 Storm an Heyse 15. Juni 1881	212
92 Heyse an Storm 16. Juni 1881	214
93 Storm an Heyse Juli 1881	214
94 Storm an Heyse 1. August 1881	217
95 Heyse an Storm 5. August 1881	218
96 Storm an Heyse v. Dat. (Sonntag Morgen)	218
97 Storm an Heyse 29. August 1881	219
98 Heyse an Storm 1. September 1881	221
Heyse's Besuch bei Storm 13-16. September 1881	222-224

Bildbeilagen:

- Paul Heyse. Nach einem Gemälde v. F. v. Lenbach, nach d. Titel
 Konstanze Storm. Nach einer Photographie . . . zwisch. S. 16/17
- Anna Heyse. Nach einem Pastell von F. v. Lenbach " S. 80/81
- Theodor Storm. Nach einer Photographie aus
 „Storms Gesammelten Werken“ (Verlag von
 Georg Westermann in Braunschweig) „ S. 160/61

Einleitung.

Die Geschichte einer Freundschaft.

Im Jahre 1851 besaß Paul Heyse, Student der Romanistik, bereits einige Berühmtheit; schon wurde er als „jüngster aber vielleicht genialster Dichter Berlins“, als „Morgenstern der Zukunft“ gepriesen. Seine Bildungsgrundlagen sind durch ein Zusammenwirken günstiger Umstände*) – Schule, Elternhaus, eine bestimmte vornehme Gruppe der Berliner Gesellschaft – von denen seiner literarischen Umgebung grundsätzlich verschieden. Ihm war in frühen Jahren schon in jener dem Weimaraner Kunstideal entfremdeten Zeit Goethe tiefstes und nachhaltigstes Erlebnis geworden, danach erst die Spätlinge der Romantik Brentano und Eichendorff. Geibel hat dem Primaner dazu die Antike und die Lyrik der Romanen nähergebracht; er führte ihn auch zu Franz Rugler, in eine freie geistige, von der gedrückten Zeitstimmung unverdunkelte Lebensluft. Fast spurlos waren an Heyse die politische Dichtung, die Nachwehen des jungen Deutschland, die ganze Zeitströmung vorübergebraust. Von Goethes und der Brüder

*) Vergleiche meine in demselben Verlage erscheinende Schrift: „Der junge Heyse, die epischen und novellistischen Anfänge des Dichters.“

Humboldt Geist blieb er umgeben; unverstört, zu einheitlich klarer Entwicklung begnadet, begann er seinen dichterischen Weg.

Theodor Fontane fand 1850 den Weg zu dem zwanzigjährigen Jüngling, dessen erste Dichtungen, obwohl großenteils noch unveröffentlicht, so andersartig, so unberlinerisch sie von vornherein erschienen, vom „Tunnel über der Spree“ her im Munde aller Berliner Poeten waren. Er trifft ihn im Elternhause, in ein Manuskript vertieft, das ihm der Verleger seines anonymen „Jungbrunnen, neue Märchen von einem fahrenden Schüler“, Alexander Duncker, zur Begutachtung übersandt hat, „Sommergeschichten und Lieder“ von dem gänzlich unbekanntem holsteinischen Dichter Theodor Storm. Es enthielt die besten Gedichte Storms und unter anderem auch die Erzählung „Immensee“. Heyse ist entzückt, empfiehlt dem Verleger die Dichtungen und erleichtert dadurch dem um dreizehn Jahre älteren Storm die ersten Schritte in die Öffentlichkeit. Diese zufällige literarische Beziehung wird bald durch ein persönliches Zusammentreffen beider Dichter ergänzt.

Die dänische Regierung hatte Storm seine Husumer Advokatur entzogen, weil er die fremdländische Herrschaft, unter der die Heimat nach den Schlachten bei Idstedt und Missunde seufzte, nur „faktisch, nicht rechtlich“ anerkannte und deutscher Gesinnung verdächtig war. Er mußte die über alles geliebte heimatliche Scholle, aus der alle Quellen seiner Dichtung entsprangen, verlassen, um anderwärts sein Brot zu suchen. Als Vater einer mehrköpfigen Familie stand er der Nahrungssorge, „dem ordinärsten Leid“, gegenüber. Nachdem andere Versuche fehlgeschlagen

sind, kommt er im Februar 1852 für lange Monate nach Berlin, um im preussischen Justizdienst eine Stellung zu erlangen, ein sorgenvoller Mann, dem sich in der Hauptstadt bald alle Türen öffnen. Nicht nur die schnell bekannt gewordenen „Sommergeschichten und Lieder“ haben ihm den Weg geebnet, mehr noch ein gewisses Schuldgefühl, das jeder Preuze dem holsteinischen vertriebenen Patrioten gegenüber empfindet. In den eheumrankten Mansarden des Ruglerschen Hauses, wo neben dem kunstbegabten und sangesfrohen Hausherrn Frau Klara „in stiller Anmut lächelnd“ waltet, trifft er Paul Heyse. Er ist auch eingeladen, wie Eichendorff hier bei seinem Amtsnachfolger zu Gaste weilt, und Heyse, zitternd vor Erregung, den verehrten Mann mit improvisierten Versen begrüßt. Viel mehr als Heyse ziehen ihn aber Theodor Fontane, Friedrich Eggers und Karl Böllner an, mit denen sich nach seiner vorläufigen Rückkehr in die Heimat ein Briefwechsel anspinnt. Er wird in die literarische Gesellschaft „der Tunnel über der Spree“ eingeführt, wo er im Gegensatz zu Fontane und ähnlich wie Paul Heyse — letzten Endes mangels inneren Preuzentums — aber doch ein Fremder bleibt. Im Herbst 1853 ist Storm einige Zeit im Hause Ruglers zu Gaste. Im November übersiedelt er mit den Seinen endlich nach Potsdam, wo er einen bescheidenen richterlichen Posten erhält und drei Jahre bleibt, bei allem Heimweh und trotz vieler Unbehaglichkeit im preussischen „Exil“ sich des Verkehrs der neugewonnenen literarischen Genossen erfreuend.

Paul Heyse und Theodor Storm haben anfänglich kein Herz zueinander fassen können. Gewiß war der

große Altersunterschied eine Ursache befremdlicher Kühle. Hinzu aber kamen noch andere Gründe, die in Heyses wie Storms Wesen beruhten. Genau so, wie Heyse mit Goethe verknüpft ist, — Fontane schreibt 1851 an Witte: „Paul Heyse ist zu jung und findet alles schlecht, was nicht von Goethe oder ihm selbst herkommt“ — sind Storms dichterische Wurzeln in der elegischen und Nachtseite der Romantik verankert. Vorzug und Mangel seiner ersten dichterischen Periode sind die große Passivität und Weichheit, die ganz in Stimmungshafte verschwimmende Dämmerung, die über alles ihren Schleier breitet. Heyses frühe Dichtung, wenn auch romantisch nicht völlig unbeeinflusst, ist aktiv, klar, dramatisch und von Anfang an organisches Gebilde. Es standen sich, gemäß ihren Bildungsvoraussetzungen, in beiden Dichtern zwei literarische Richtungen gegenüber. Aber auch das ist nicht das Entscheidende, ebensowenig die Verschiedenheit der äußeren Lebensbedingungen. Vielmehr besaß Heyse als Jüngling schon eine persönliche Überlegenheit und gesellschaftliche Sicherheit, die Storm trotz seines sehr starken Selbstbewußtseins durchaus fehlte. Vielleicht hat auch Heyse den Husumer, ohne es zu wollen, fühlen lassen, daß er seine frühe Prosa nicht bedingungslos schätze. Wenigstens läßt eine Bemerkung Storms an Heyse in den Briefen der letzten Jahre darauf schließen. Fontane empfindet ähnlich wie Storm dem jugendlichen Dichter gegenüber. Er schreibt im Oktober 1853 an Witte: „Italien und die Jahre haben hoffentlich jene Schnabbrigkeit beseitigt, die für alte Knaben gelegentlich verletzend war“; oder an Storm zur selben Zeit: „Ist doch ein reizender Junge, dieser fahrende Schüler. Bin sehr gespannt, wie Sie ihn beur-

teilen werden, denn er ist keineswegs nach jedes Geschmack. Man muß seiner Genialität vieles zugute halten und tut's. Wer aber diese Genialität bezweifelt, mißt begreiflicherweise mit einer Elle, die dies und das zu kurz befinden läßt. Man muß bei ihm gar nicht messen, sondern blind hinnehmen."

Ferner mochte Hense's blühende Heiterkeit und geistige Grazie auf Storm, den von Sorgen umdrängten Mann, in jenen Jahren mitunter kokett und pagenhaft wirken. Auch dauerte es eine Weile, bis Hense mit seiner „Rabbiata“ ein echtes Naturgefühl, jene Sphäre des Unbewußten, die „trübe Schwüle früher Vollgefühle“ erwarb, die ihm anfänglich durch Bücherlesen und Geistreichtum verschüttet zu werden drohte. Aus Sorrent schreibt er einmal — auch 1853 — er trinke jetzt Natur in vollen Zügen und wundere sich, daß er's könne, denn einer seiner Sätze sei gewesen: „Natur ist nichts, die Menschen sind alles.“ Seine klare Feingeistigkeit hatte ihm das Jean Paulsche in Storms Gehaben, „um die Liebe für das Kleine und einige Absonderlichkeiten allgemein auszudrücken“, einfach als kulturlos erscheinen lassen. Auf der anderen Seite war damals Storms Wesen in seiner gesellschaftlichen Unsicherheit und der hoffnungslos provinziellen Art des kleinstädtischen Lyrikers, wie es Fontane in „von zwanzig bis dreißig“ mit einer nur ihm erlaubten kollegialen Respektlosigkeit schildert, für den ganzen Kreis des Geheimrats im Kultusministerium Franz Kugler ja einigermaßen überraschend. Wie in der Erziehung seiner wildwachsenden Kinder, so ist Storm in seiner Berliner und Potsdamer Zeit mit betonter Ablehnung preußischen

Wesens auch in seinem persönlichen Gebaren bei aller Bürgerlichkeit „für Individualität und Freiheit, beides ungedeckt.

Das erste Zusammensein beider Dichter muß also nicht ganz erfreulich gewesen sein. Nach Heyse's erster köstlicher Italienfahrt mit Otto Ribbeck vom Herbst 1852 bis Herbst 1853, die für seine ganze Entwicklung richtunggebend bleibt, ist die Beziehung wahrscheinlich um einige Grade wärmer geworden. Es wird dem reifer Gewordenen, der inzwischen viel gesehen hat, Storm als „Natur“ aufgegangen sein, die Fülle edelster Innerlichkeit, die zahllosen lebenswürdigen Züge dieses holsteinischen Charakters. Vom November 1853 ist ein kurzer Brief Storms an Heyse erhalten, der mit freundlichen Worten ein Stormsches Manuskript begleitet. In demselben Monat gibt Fontane an Storm ein Sammelurteil über den aus Italien Heimgekehrten ab: „Paul Heyse ist jetzt Ministerpräsident (in Ruglers Hause), und ich denke mir, es wird von Ihrer Stellung zu ihm abhängen, ob Sie das Ruglersche Haus zum Guten oder Schlechten verändert finden werden. Da er mit dem höchsten Respekt von Ihrer Lyrik spricht, so ist es möglich, daß seine Liebenswürdigkeit — bei Ihrem Besuch — alle Segel aufsetzt, und dann werden Sie nicht widerstehen können. Er ist in der Tat ein Liebling der Grazien, sein ganzes Wesen ist Reiz. Wenn er spricht ist mir's immer, als würden reizende Nippsachen von Gold und auch von Bronze, aber alle gleich zierlich gearbeitet, über den Tisch geschüttet. Man sieht hin, das Auge lacht über die bunten Farben und schönen Formen und ein unwillkürliches Ah! ringt sich von der Lippe. Ereignet es sich, daß Sie gegenseitig ein lebhaftes Gefallen anein-

ander finden, so wird Ihnen Friedrichstraße 242 reizvoller erscheinen denn je: Doch, ich weiß nicht, ich glaube nicht recht dran." Wir können getrost Fontane als Eideshelfer aufrufen, weil seine Stellung zu Heyse vom „Tunnel über der Spree“ her eine ähnliche wie die Storms war. Den Dichtungen Heyses steht Storm, abgesehen von berechtigten Ausstellungen an der ersten Fassung der „Margherita Spoletina“ ähnlich wie Mörke gegenüber, dessen Begeisterung für die „Rabbiata“ er beispielsweise teilt. Literarisch finden sich Storm und Heyse in dem von Fontane und Rugler herausgegebenen belletristischen Jahrbuch „Argo“ (1854) zusammen.

Am 14. Mai 1854 treffen sich zum letzten Male die alten Genossen des „Tunnels über der Spree“, der intimeren Abspaltung „Rütli“ und des Ruglerkreises, um am Polterabend des Doktor Paul Heyse und Grete Ruglers mit allerhand Mummenschanz teilzunehmen, unter ihnen auch der damals schon berühmte Adolf Menzel, der im Kinderröckchen in einem Räuberdrama aus Heyses Knabenzeit mitwirkt. Dem rosenbekränzten Paar überreichen die Gäste ein Album mit poetischen Widmungen, und Storm schließt sich natürlich nicht aus. Dann reisen die Jungvermählten nach München, wohin Paul Heyse — unfassbares Glückswunder! — vom König Max zu seiner Tafelrunde der Liebig, Geibel u. a. berufen war, mit einem Schlage, sehr im Gegensatz zu Storm, aller Zukunftsorgen enthoben.

Eine der ersten Arbeiten Heyses in München ist ein eindringlicher Aufsatz über Theodor Storm, der im

Dezember im Literaturblatt des Kunstblatts erscheint und dem in weiteren Kreisen noch unbekanntem Holsteiner sehr förderlich wird. Als eine seiner besten kritischen Arbeiten hat Heyse den Aufsatz auch in den zweiten Band der „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“*) aufgenommen. Die ganze Haltung ist äußerst anerkennend und respektvoll, die Ablehnung, der Mangel an vorwärtswirkendem aktivem Leben in Storms Prosa, verhüllt und ohne jede Schärfe bemerkt. Das Manuskript dieses Aufsatzes hat Storm gekannt, wie er im Oktober 1854 den eigentlichen Briefwechsel mit Übersendung der Erzählung „im Sonnenschein“ einleitet. In seinem Briefe, der gewiß dem bald Vierzigjährigen diesem Jüngling gegenüber sauer geworden ist, beklagt er, daß sie sich in Berlin nicht näher gekommen seien. Er sei stumpf und ermüdet und sich selber unkenntlich geworden, was er der „frischen schlagfertigen Jugend“ Heyses gegenüber doppelt empfindet. Die übersandte Erzählung ist nicht völlig nach Heyses Geschmack. Er sucht das in seinem Antwortbrief durch einen etwas geistreich überspitzten Ton zu verbergen. Aber seiner Erwiderung läßt Storm ein halbes Jahr vergehen. Auch er tastet vorsichtig um die Dinge herum: eine aufblühende literarische Großmacht versucht der andern nahe zu kommen, ohne vorläufig, trotz bestem Willen auf beiden Seiten, noch gewisse Hemmungen überwinden zu können.

Eine Pause von mehr als sieben Jahren folgt, bis der Tod Grete Heyses, geb. Kugler, einen tief mitempfindenden Brief Storms aus Heiligenstadt, wo er

*) 5. Auflage neu durchgesehen und stark vermehrt 1912.

glückliche Schaffensjahre bis zur Rückkehr in die Heimat verlebt; veranlaßt. Auf Heyse's Antwort folgt wiederum eine lange Pause. Da erleidet Storm den gleichen, für ihn unheilbaren Verlust; er muß die Heimkehr nach dem Dänenkriege 1864 mit Konstanzens Tod bezahlen. In der Annahme, daß Heyse seinen Schmerz am besten verstehen werde, teilt er ihm, noch vor Konstanzens Bestattung, in ausführlichem Briefe die Trauerbotschaft mit. Wieder verstummen die Beiden, bis irgend eine geschäftliche Anfrage nach zweieinhalb Jahren Storms Feder in Bewegung setzt. Inzwischen hat Heyse, noch in voller Jugend prangend, die bildschöne Anna Schubart gehehlicht und Storm, ein Fünfziger, die ihm unverbrüchlich zugetane Jugendfreundin Do Jensen in sein kinderreiches Haus geführt.

Die fortlaufende Beziehung beginnt erst in dem Augenblick, wie beide Dichter im Besitz einer durch Leistungen errungenen literarisch bedeutsamen Stellung in ihrer Umgebung Umschau halten, um jeder auf seinem eigentümlichen Gebiet Mustersammlungen, Vorbilder bestimmter dichterischer Gattungen, Lyrik und Novelle, gesehen durch ein ausgesprochenes künstlerisches Temperament, zu veranstalten. Die Anfrage Storms wegen eines lyrischen Beitrags zu seinem „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“ erwidert Heyse mit einer Aufforderung, zu seinem mit Hermann Kurz herausgegebenen „deutschen Novellenschatz“ eine Novelle beizusteuern. Nicht genug damit, die Dichter beraten sich gegenseitig für kommende Auflagen des Hausbuchs und die weiteren Bände des deutschen Novellenschatzes, dem sich später „Novellenschatz des Auslandes“ und

„neuer deutscher Novellenschatz“ zugesellen. Storms Tätigkeit für die Sammlung Heyse's ist sehr umfangreich; mit vieler Liebe stöbert er verkannte und vergessene Novellisten auf, sucht unentwegt, Jahre lang, seinen Lieblingen wie M. Solitaire, J. v. d. Traun, Köhler, Tesche, Becker, Gerstäcker u. a. mit wechselndem Erfolge ein Plätzchen zu sichern.

Unterdessen hat Heyse vieles Tieffschmerzliche erlitten. Marianne, das Töchterchen von Anna, hat er verloren, sein hoffnungsvoller Knabe Ernst ist in der Geburtsnacht des einzigen Sohnes der zweiten Ehe, Wilfried, als dreizehnjähriger Knabe gestorben. Vorher schon hat Fontane an Storm geschrieben, Heyse sei „milder, herzlicher gelten lassender als früher“. Neben dem Schmerze hat auch der Verkehr mit der Münchener bodenständigen Gesellschaft zur letzten gütigen Reise beigetragen. Und Storms Dichtung ist seit Konstanzes Tod herber geworden, erfüllt von einem Ton starker Tragik, der ihr früher, als das reine Stimmungsbild alles beherrschte, gefehlt hat. Es waren die Vorbedingungen gegeben, daß Heyse, ein reifer Mann, der schon der Leiden letzte Bitternis gekostet hat, und Storm, der als Alternder allmählich zu einer tragischen Weltanschauung emporwuchs — beide, Heyse rascher, Storm langsamer, zu Höhepunkten gelangend und von Erfolg gekrönt, — Freunde wurden. Der Ton der Briefe verliert eine gewisse tastende Vorsicht, wird herzlicher, Storm gerät in ein behagliches Schwatzen, erzählt ausführlich, was er nur Vertrauten gegenüber tut, von seinen Kindern und dem häuslichen Leben. Im Urtheil über literarische Dinge tritt trotz abweichender Ansichten inbezug auf die

ästhetische und sittliche Grundlage nicht unerhebliche Verwandtschaft zutage.

Einen entscheidenden Schritt zur Annäherung tut dann Storm, indem er Paul Heyse während seiner Sommerfahrt in München und auf der Rückreise in Prien besucht, „alter Freundschaft froh zu werden“. Nach achtzehn Jahren sehen sich die Beiden zum ersten Male wieder und finden endlich rechtes Gefallen aneinander. Heyse macht eine Bleistiftskizze von seinem Gaste, Novellenschatzgespräche werden erörtert, und gewiß taucht auch das unvergeßliche farbenfrohe Bild des Berliner Rugler-Kreises auf, jene unvergleichliche Gruppe von Dichtern und ihren Gefellen, die, eine schönere und reinere Menschensorte, als wir sie heute in der Kunst gewohnt sind, dort unter dem einzigen Dogma vom Entwicklungsglauben, dem Sieg des Guten, der Ablehnung alles Häßlichen und Tendenziösen, sich zusammengefunden hatten. Das ehrwürdige Haupt dieses Kreises, Franz Rugler, ist inzwischen von hinnen gegangen, und so mancher andere Freundesmund — Wilhelm von Merckel, bald auch Friedrich Eggers — verstummt.

Nun ist zwischen Storm und Heyse ein Faden geknüpft, der nicht mehr abreißt. Mit ansteigenden Jahren wird die Beziehung immer enger, und es ist in den letzten Lebenslustren Storms die Anteilnahme an Familiärem im Hause Heyses und umgekehrt in dem des Holsteiners neben dem künstlerischen Einverständnis die Grundlage gegenseitiger Freundschaft, denn so dürfen wir ja nach dem Besuche Storms die alte Beziehung

nennen. Im Jahre 73 stirbt der brüderlichste Freund Heyse's, Hermann Kurz, ein Grund mehr, sich an Storm, einen der wenigen — neben dem etwas spröden Theodor Fontane — die ihm aus der Berliner Frühzeit geblieben sind, anzuschließen.

Wie kräftig die literarische Gemeinsamkeit wird, davon geben die nur teilweise zum Abdruck gelangten gegenseitigen Frage- und Antwortzettel und Briefe für Novellenschatz und Hausbuch mit ihrem manchmal derben Urteil Zeugniß. Tiefer dringen die sehr wesentlichen kritischen Äußerungen über die beiderseitigen Dichtungen, die von nun an fast lückenlos vorüberrollen, bei denen ästhetische, ethische und psychologische Äußerungen fallen, die nicht nur auf das innerste Wesen der beiden so verschieden gearteten Persönlichkeiten, sondern auf das ganze Zeitempfinden hellste Schlaglichter werfen. Besonders sei hier auf die umfangreiche Unterhandlung über Ehe und freie Gemeinschaft hingewiesen, die sich an Heyse's Künstlerroman „Im Paradiese“ anschließt. Storm bleibt dabei festverknüpft mit dem mütterlichen Boden des Bürgerlichen und Provinziellen, dessen Gewohnheitsrecht ihm am tiefsten verbindlich erscheint; Heyse schweift hinaus über die Grenzen, um deren Erweiterung für die wahre Persönlichkeit und Natur er lebenslang männlich kämpft. Unter diesem wie manchem anderen Gesichtspunkt scheint seine Äußerung an Emil Kuh besonders wichtig, „daß diese als ästhetische Exerzitien abgefertigten Dichtungen ein exercitus resoluter und mannhafter Kampfgenossen“ seien, wie auch Georg Brandes es gefühlt habe.

Storm als Literaturkenner, Kritiker und Bibliophile tritt uns in der Zwiesprache mit Heyse mit nie geahnter Viel-

seitigkeit und Kraft entgegen, mehr als es uns bisher irgend eine Veröffentlichung verdeutlichen konnte. Bei Heyse, der aus geistigem Überfluß herkommt und feinste Kulturbllüte unserer Literatur ist, nimmt uns das alles nicht wunder. Die Prosadichtung Storms ist nachgerade sehr nach seinem Herzen geworden. Konnte er schon die frühe Novelle des Freundes „Auf der Universität“ (1872) als „kleinen Meissonier“ für seinen Novellenschatz ins Auge fassen, die zu Beginn der siebziger Jahre einsetzende und stets kraftvoller sich gestaltende Altersdichtung Storms in ihrer strengen Organisiertheit findet seine immer begeistertere Zustimmung. „Viola tricolor“ ist da ein erster Höhepunkt, wenn auch hier noch (wie durch die Zitate „Nun muß sich alles, alles wenden“ und „es ward ihr zum Heil, es riß sie nach oben“) an zwei psychologischen Höhepunkten der reine dichterische Strom der echten Handlung ins Sentimentale, von dem die Spätdichtung im Gegensatz zum persönlichen Leben ganz frei ist, abgelenkt wird. Seiner Freude an dem jetzt endgiltig gewonnenen Freunde gibt Storm dann dadurch Ausdruck, daß er sein Buch „Novellen und Gedenkblätter“ Paul Heyse widmet. Und Heyses Dankbrief — er erwidert später mit seinen „Neuen moralischen Novellen“ die Gabe — enthält ein volles Bekenntnis zu Storm. Ähnlich wie Storm mit seinem Besuch und dieser Widmung einer inneren Nötigung folgte, die bei seiner im Verkehr etwas herben Natur überrascht, handelt dann Heyse ganz spontan, indem er 1876, in sein Drama „Elfride“ vergraben, kurz vor Lektüre der Musternovelle „Aquis submersus“ dem Freunde das „Du“ anbietet; Storm, der sich als Nachfolger Mörikes

in der Bruderschaft empfindet und eine Reihe gemeinsamer glücklicher Jahre erhofft, nimmt in großer Herzlichkeit an.

Kurz danach beichtet Storm dem Freunde seine größte Not, die nach und nach immer dichter seinen Lebensabend überschattet, das langsam und qualvoll fortschreitende Verderben des durch Trunk verwahrlosten und dabei eigentlich genialsten ältesten Sohnes Hans. Dieser Kummer tritt in den Vordergrund seiner Betrachtungen und findet in Heyse umsomehr Verständnis, als er selber durch tiefste Tiefen des Leides hindurchgeschritten ist.

Zuerst hatten Klara Rugler und ihr Sohn Johannes nach qualvollen Leiden durch Selbstmord geendet, dann stirbt durch elenden Zufall sein geliebtester Knabe, Annas einziger noch lebender Sprößling Wilfried, das begabteste aller Kinder. Über diesen Schmerz kamen die Eltern nie völlig hinweg. Denn, so glücklich sich auch die Zukunft der prächtigen beiden Töchter gestaltete, der noch übrigbleibende Sohn Gretes hat nicht in ähnlichem Maße wie die dahingegangenen Kinder das geistige und persönliche Wesen seines Vaters geerbt. Während Storm den Schmerz über seinen Ältesten voll und in unerschöpflicher Abwandlung vor Heyse ausbreitet, Heyse, der ruhelos mit seiner Gattin Italien durchreist, immer verfolgt von dem kleinen bleichen Schatten, vermag das nicht. Verhüllt und zögernd spricht er nur ganz kurz aus, wie zerbrochen er ist, erwähnt die Verse seines Ernst, erzählt von dem Leide Annas. Wir müssen zwischen den Zeilen lesen, um die Schmerzensfülle seiner adligen Natur zu erfassen. Alle Impulse und Gefühle dieses Reichbeanlagten strömen sich nach furcht-

barer Erschütterung auch hier ins Kunstwerk aus, das dem Dichter im heiligen Ringen um Gestaltung immer wieder die Ruhe der Ausgeglichenheit über allem Wehe schenkte. Er unterwirft auch diese Hemmnisse dem Gesetze der Persönlichkeitsentwicklung, seinem obersten Gesetz.

Storm, ganz Hausvater, trotz dem nie aufhörhenden Kummer schaffensfroh und beglückt in seinen vier Pfählen, vermag in dieser Leidenszeit Heyse's bisweilen nicht den rechten Ton zu finden. Wir verstehen es nicht, wie er in einem eigentümlich egozentrischen Brief auf die Nachricht von Wilfrieds Tode unter anderem schreiben kann: „Ich habe das Letzte noch nicht empfunden, aber ich weiß wohl, wenn unsere kleine Dodo stürbe, so bräche mein Haus zusammen.“ Und wir entsinnen uns der gequälten viel späteren Äußerung Heyse's, wie Storm ihm in einer seiner vielen fast homerischen Schilderungen weihnachtlicher Vorbereitungen einen neuen Christbaumschmuck für sein verwaistes Haus empfiehlt, daß seit Wilfrieds Tode bei ihm kein Baum mehr entzündet werde. Dabei tritt auch das Bild Kellers vor uns hin, des treuen Freundes von Heyse, dem Storm um diese Zeit (1877) brieflich näherkommt. Ihm tat der Holsteiner mit seinen farbenprächtigen Erzählungen von häuslichen Festen und Kindertrubel unbewußt mitunter weh; denn er ging doch mit seinem widerborstigen Geschwister Regula einem trostlos sich immer mehr vereinsamenden und schrulligen Alter entgegen. Husum und die Familie blieben für Storm der Kern des Weltalls, in dessen innerstem Mittelpunkt er selber saß, um in Güte und echter Liebenswürdigkeit alles, was draußen lag, um sich kreisen zu lassen und nur auf sich zu beziehen,

Eigentümlichkeiten, die schon in der Berliner Zeit bemerkt wurden. Es ist das die notwendige Rehrseite jener Vorzüge, die ihn uns teuer machen. Bei alledem ist er ein feinsten Mitempfinder in literarischen wie persönlichen Dingen, dessen vornehme Charakterzüge und Hilfsbereitschaft genugsam bekannt sind, als daß sie hier neuerlicher Hervorhebung bedürften.*) Den Morgen seines sechzigsten Geburtstages benutzt er, dem Freunde nach Italien seine freundschaftlichen Gefühle und beiden Gatten Trostesworte von äußerster Zartheit zu übermitteln.

In diesen Jahren 1877 bis 82 befindet sich Heysse infolge all des Durchlittenen, auf dem tiefsten Punkte seiner Lebenskraft. Krankheit befällt ihn, schwere Nervenschmerzen lähmen ihm die Bewegungsmöglichkeit und erst nach fünf Schmerzensjahren ringt er sich zu der alten Frische empor. Uns bleibt die Bewunderung für diese Persönlichkeit, deren Klarheit und menschlich-künstlerische Höhe in der Literaturgeschichte die Sage entstehen ließ, er sei ein Glückskind gewesen, obwohl sein ganzes Leben von Leid umschleiert ist; die Bewunderung dafür, daß er in dieser Leidenszeit seine tröstlichen Troubadournovellen aus der Erinnerung an die glücklichsten Studienjahre heraus zu schaffen vermochte. Wie tief der als kühl verschriene Mann litt, davon gibt dieser Briefwechsel in seinen zögernden Äußerungen ein ebenso ergreifendes Zeugnis, wie seine Krankheit, die eigentlich erst so schwer und langwierig wurde, als sich dem Vater das dritte Kindergrab öffnete.

*) Theodor Storm, ein Bild seines Lebens von Gertrud Storm
2 Bände, Berlin 1912.

Auch der Dramatiker Heyse, der zu Unrecht ver-
 gessene, tritt hier in scharfen und höchst persönlichen Um-
 rissen vor uns. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß
 der Mann, in dem die eigentlichen Elemente des Dra-
 matikers zweifellos vorhanden waren, durch die ziemlich
 allgemeine elende Außerlichkeit der damaligen Bühne
 nicht zur letzten Wirkung seiner seelenhaften und da-
 bei männlich schlagkräftigen Kunst gelangte. Denn so oft
 seine Dichtungen auch aufgeführt wurden — er gehört
 trotz seiner Klage zu den meistgespielten Dichtern der Zeit,
 und Frankfurt, Stuttgart, München, Berlin, streiten
 um die Ehre, ihn am häufigsten zur Darstellung gebracht
 zu haben —, befriedigt war er von dem ungeistigen
 Theaterspiel seiner Zeit nie. Mit vollstem Recht konnte
 er dabei ohne Achtung auf die in seiner Umgebung ins
 Kraut schießende Bühnenliteratur blicken. Man versuche
 einmal Dramen wie „Elfride“, „Alkibiades“, „Don
 Juans Ende“, „Hadrian“, statt der heute noch auf dem
 Spielplan befindlichen „Kolberg“ und „Hans Lange“
 mit den modernen Möglichkeiten der Spielleitung und
 der Darstellungskunst zu beleben und wird erstaunt sein,
 die Äußerungen führender Ästhetiker über diese Dramatik
 durchaus bestätigt zu finden! Aus Paris schreibt um
 diese Zeit Heyse ein Klagelied darüber, daß er von
 Hause aus nur ans Drama gedacht habe und hernach
 Gott danken mußte, für einen leidlichen Novellisten ge-
 halten zu werden, und daß, so sehr man in dieser
 Gattung auch das höchste und feinste der Kunst leisten
 könne, sein eigentlichstes Leben doch nicht darin wäre.
 Auf's innigste teilt Storm, dem Dramatiker Heyse mit
 großer Verehrung gegenüberstehend, den Kummer des

Freundes. Er selber beichtet ihm alles, was ihm das häusliche Leben an Gutem und Bösem bringt, denn, so entlegen auch dem Freund die Stormschen Kinder sind, er muß ihm alles sagen, wenn er sich ihm nahe fühlen will. Noch kurz bevor Heyse auf einige Tage den Freund in seiner neuerbauten Altersvilla in Hademarschen besucht, gesteht ihm Storm: „Von den fernen Freunden denke ich zunächst an Dich, so wenig wir Aug in Aug uns im Leben gegenüber gewesen. Als mehr Gelegenheit dazu war, kannten wir uns zu wenig; vielleicht hatte das Leben das noch nicht in uns fertig gebracht, was uns später zusammengeführt hat“.

Bei Hyses „glorreichem“ Besuch in Hademarschen im Spätsommer 81 erkennen die Beiden, daß nicht nur die Schicksalsgemeinschaft, die ethische Grundlage, die Ablehnung jeglicher Pfäfferei sie verbindet, sondern daß aus dem großen Kreise der Berliner Zeit sie die einzigen gewesen seien, die fortgearbeitet und ihre innersten Möglichkeiten zur Entfaltung gebracht haben. In jenen Tagen bekräftigt sich diese brüderliche Gesinnung der zwei in ihrer Wesensverschiedenheit sich so eigentümlich ergänzenden Persönlichkeiten, die nur der Tod noch trennen kann.

Das Stück deutschen Menschentums, das diese stetig ansteigende Freundschaft enthüllt, erweitert sich nach diesem Besuch Hyses immer mehr zu einem farbenreichen Bild des ganzen geistigen Daseins jener Zeit. Deutlicher als vorher Morike, Brandes, Kurz, Jensen, treten uns Erich Schmidt, Mommsen, Keller, Konrad Ferdinand Meyer u. a. entgegen, jeder mit seiner persönlichen Farbe. Bis

zu Detlev von Liliencron, dessen Bedeutung wohl erkannt wird, reichen die Beziehungen, während der Naturalismus, dem Heyse eine durch unsere literarische Entwicklung teilweise gerechtfertigte heftige Gegnerschaft widmete, nur mittelbar, etwa bei der Auseinandersetzung über Storms „Bekennnis“, gestreift wird. Im Ubrigen hält ja auch hier Heyse in schönster Unbefangenheit nicht mit seinen Antipathien hinter dem Berge. Richard Wagner, ein Teil der Kunst Ibsens, die Govenanzepik und Buzenscheibenromantik, die dem starken Empfinder echter Renaissance und Burckhardtfreunde am peinlichsten war, der Unfug schreibseliger Frauenzimmer und öder Lustspielerei und manch anderes Symbol des Zeitgeschmacks werden mehr oder minder kräftig durchgehehelt.

Dieser ganze Briefwechsel der letzten Jahre strömt in vollen und reichen Akkorden hin, alles ist vertraulich und absichtslos von Mund zu Mund gesprochen, getragen von dem Gefühl gegenseitigen Verstehens. Heyse, der durch die Welt schweift, bald aus Paris, bald aus Rom, bald aus Wien seine Episteln an den Freund „in der freundlichen Gewöhnung des Briefftaubenflugs“ richtet, ist die ewig frisch sprudelnde geistige Quelle Storms, der merkwürdigerweise sich gerade in den letzten Lebensjahren der von Fontane so lebhaft verspotteten Hufsumerei etwas entwöhnt. Dieser Briefwechsel und die Aussicht auf ein Zusammentreffen mit dem Freunde läßt ihn die „Zukunftslosigkeit des Alters“ vergessen. Zu Beginn der 80er Jahre werden Reisepläne geschmiedet, die das Ehepaar Heyse nach Hademarschen, den alten Storm gar gen Italien führen sollen. Heyse entfaltet sich immer mehr als der europäische Mensch im Sinne Goethes, dessen

tieffte Lebenswurzeln im deutschen Humanismus und in der Heimat liegen, „wenn auch der Wipfel sich gern in italischen Lüften wiegt.“ Was ihn nach Italien zieht, spricht er auch in diesen Briefen aus, und gerade das Natürliche, das ihm Italiens Volksleben und Kunst in ihrer seltsamen Vermählung bieten, vermißt er in Paris, wo er die fabelhafte Fülle und Uppigkeit erkennt, ohne daß sein innerstes Gemüt oder die geistigen Regionen erschüttert werden. „Wer in Rom hat leben dürfen, dem fehlt überdies (in Paris) der Stil in der Bevölkerung, die es über das Artige, Elegante, Nüchterne und Korrekte nicht viel hinausbringt.“

Heyse sucht feinfühlig Storm für das, was er in der holsteinischen Kleinstadt entbehrt — aber Storm entbehrt es garnicht — zu entschädigen, indem er seinem stets wachen Selbstgefühl manche lebenswürdige Huldigung bringt. Während er selber über empfangene Auszeichnungen nur auf Anfragen sich äußert, erzählt er dem Freund jedes Lob, das er über ihn zugetragen bekommt und verschafft ihm den Maximiliansorden; und Storm berichtet treulich über jede Ehrung, die ihm entgegengebracht wird. Bei dem von Keller als Pose angesehenen aber aus seinem tiefsten Wesen quellenden Gefühl der Todesnähe ist die wundervolle Erkenntnis, von der Jugend geliebt zu sein und nicht ungeliebt zu sterben, Storms höchster Besitz. Seine Lektüre, zu der ihm Heyse mannigfache Anregung gibt, bewegt sich mit Vorliebe im Phantastischen und Abenteuerlichen; neben milderer Kunst aber ergreift er immer wieder Tieck, Brentano, Fouqué, die edelste Romantik. Heyses „Siechentrost“, glaubt er, sei mit seiner romantischen

Atmosphäre eigens für ihn geschrieben. Den rückhaltslos verehrten Lyriker läßt Heyse die Auswahl seiner Gedichte zu einer Gesamtausgabe grundsätzlich vorschlagen.

Selten nur verläßt Storm noch sein „wohlumschiefertes“ Haus, meistens um verheiratete Kinder zu besuchen; ein letztes mal trifft er sich auch noch mit Heyse und Frau Anna im November 1883 anlässlich des „außerordentlich warmen begeisterten Erfolges“ der Sylter Komödie „das Recht des Stärkeren“ in Hamburg und nimmt an den anschließenden Festivitäten, nicht ohne sich ein wenig zurückgesetzt zu fühlen, teil. So sehr jeder von beiden Dichtern seine eigenen künstlerischen Bedürfnisse hat und nur ihnen folgt, so daß eine gegenseitige Beeinflussung, bis auf gelegentliche Stoffverwandtschaft und Storms wachsendes Gefühl für die organische Körperlichkeit der Novelle, nicht festzustellen ist, das liebevolle Eingehen auf ihre Werke wird womöglich noch eindringender als früher. Bei diesen ästhetisch wie biographisch gleich wertvollen Kritiken und Konflikten — „die Liebe kritisiert am schärfsten“ — wird ein einziges mal Paul Heyse ungeduldig, weil Storm — in diesem Falle als Jurist — ein ihm fremdes Maß anlegt. Storm empfindet den fernen Freund so nah, daß er ihn nicht nur das Leben seiner Kinder, sondern jedes Baumes im Garten miterleben läßt. Homerischer Glanz ist über all das Häusliche gebreitet. Die Heimkehr von kleinen Fahrten ist ihm immer „ein Tag des Glücks“. Zweimal tritt Storm noch größere Reisen an, einmal nach Weimar, vorher (1884) nach Berlin, wo er sich von den alten Genossen seiner preußischen „Exilszeit“, den Studienfreund Theodor Mommsen an der

Spitze, anfeiern läßt. Fontane schreibt damals von ihm „man empfing von ihm einen reinen schönen Poeteneindruck, und was von kleinen Schwächen ihm anhing, das war abgefallen“. Die letzten Jahre Storms, nachdem der Tod seinen Hans erlöst hat, sind von Krankheit getrübt. Immer aber brechen noch die Strahlen seiner Heiterkeit, das liebenswürdig Idyllische seines Wesens durch, besonders am siebzigsten Geburtstag, den auch Heyse mit warmen Versen feiert. Blicken wir Storm an, so ist es uns, als hätten wir unser eigentliches Paradies verloren.

Über eins kann sich Heyse mit dem Freund nicht unterhalten, so wichtig es ihm auch war, nämlich über seine politischen Interessen. Auch das hängt mit Storms Natur engstens zusammen. Storm bleibt, seitdem die dänisch-holsteinsche Frage gelöst ist, die ihn einzig als heimatliches Leiden ergriff, ein ζῶν ἀπολιτικόν.*)

Die Beziehung zwischen den beiden Dichtern schließt mit dem Tode Theodor Storms, und über das Grab hinaus bewahrt Heyse dem Freunde die Treue, indem er sich der Witwe und der unmündigen Kinder aufs liebevollste annimmt.

Es ist wirklich ein Stück deutschen Menschentums, das sich in dieser Freundschaftsgeschichte und dem Briefwechsel, der alle Lichtstrahlen dieser Beziehung in sich aufgenommen hat, entrollt. Wir erkennen die Grenzen, zwischen denen sich in jener Zeit Künstlerisches, getragen

*) Vergl. meinen Aufsatz: „Storm und der Krieg“ in dem von Friedrich Düfel herausgegebenen Stormgedenkbuch, Braunschweig 1917.

von vorbildlichen Persönlichkeiten, abspielte: Auf der einen Seite Storm, dem es gegeben ist, die reichste und in unendlichen Halbtönen schwingende deutsche Innerlichkeit, tiefstes Einssein mit der Heimat, in immer stärker und organischer werdenden dichterischen Gebilden unmittelbar auszuströmen, unser vornehmster Heimatkünstler besten Bürgertums, dem sein Haus die Welt bedeutet, und der dem Tode wahrlich entgegenreift; und auf der anderen Seite Heyse, der adlige Charakter, in dem wie bei dem Freunde die menschlichen Vorzüge das Werk immer höher steigerten, aber dabei der plastische Künstler, ein ästhetischer Vollender, und darum auch bei allem Reichtum weniger unmittelbar, dessen Welt- und Geistesbild ungleich bedeutsamer ist, dem Reiffein alles bedeutet, und dessen ganzes Werk ein Evangelium unserer Entwicklung zum Höhermenschlichen, zum deutschen Humanismus ist. Ihm wird mit ansteigenden Jahren immer mehr die Welt zum Hause. Daß diese beiden Naturen Hand in Hand ihren Weg gingen, in allen Gegensätzen verbrüdert durch ihr Menschentum, soll uns Vorbild sein für kommende Entwicklungen.

1.

Potsdam, Waisenstr. Nr. 68
Oktober 1854.

Anbei, lieber Heyses, erhalten Sie „Im Sonnenschein“. Die erste Hälfte wird Ihnen vielleicht gefallen; die zweite gefällt, leider, kaum noch dem Verfasser. Auch lege ich Ihnen einige Verse bei, die hoffentlich das, was Sie für den Stil meiner Zukunft verlangen, Sie nicht werden vermissen lassen. Sollte mir noch einmal wieder eine etwas behaglichere Lebenslage vergönnt sein, so hoffe ich noch dies und das zuwege zu bringen, was mir bei den Geneigten eine verhältnismäßige Anerkennung und einen freundlichen Zuruf erwerben kann. Gern wär ich Ihnen etwas näher gekommen; doch ich war in der Zeit, wo wir uns öfterer sahen, durch körperliches Leiden und die Ungunst aller Verhältnisse um mich her so stumpf und ermüdet, so fast mir selber unkenntlich geworden, daß das Ihrer frischen, schlagfertigen Jugend gegenüber freilich nicht wohl möglich war.

Und nun noch eins! Ich hätte Ihnen das Büchlein fast nicht geschickt, weil mir das Bedenken kam, Sie könnten sich dadurch verpflichtet fühlen, mir Ihr neues dagegen schicken zu müssen. Ich weiß, Sie haben Abnehmer genug, und untersage es Ihnen daher ausdrücklich; es soll desungeachtet nicht in meinem Hause fehlen.

Leben Sie denn wohl, und recht herzlich wohl! wie mein kleiner Hans sagt. Wir beide hier grüßen Sie beide dort mit unsern besten Wünschen.

Theodor Storm.

Nach langem Warten hatte Storm, durch das Dänenjoch aus der Heimat vertrieben, in Potsdam ein bescheidenes richterliches Amt erhal-

ten. Er führte mit seiner zahlreichen Familie damals einen schweren Existenzkampf. „Die Nahrungsfürge ist ein ordinäres Leid“. Die Ungunst seines Lebens ist ihm von Anfang an gerade Paul Heyse gegenüber fühlbar. Der um dreizehn Jahre Jüngere war vor wenigen Monaten nach seiner Vermählung mit Grete Kugler (15. Mai 1854) dem Ruf des Königs Max nach München gefolgt und schien damit einer sorglos beschwingten Poetenzukunft entgegenzugehen.

Über die frühe Erzählung „Im Sonnenschein“, die auf eine „posthume und doch fast persönliche Berührung mit einer jungen längst vor seiner Geburt verstorbene Großtante“ zurückgeht, macht Storm in den „nachgelassenen Blättern“ (1888) genauere Angaben (s. Storms sämtl. Werke, Bd. 9, Spukgeschichten und andere Nachträge, hrsg. v. Fritz Böhme 1913).

Die beigelegten Verse sind das berühmt gewordene Gedicht „Für meine Söhne“ („Hehle nimmer mit der Wahrheit“).

Was Heyse für Storms zukünftigen Stil fordert, hat er in seinem Aufsatz über Theodor Storm im Literaturblatt des Deutschen Kunstblatts am 28. Dezember 1854 niedergelegt. (Wieder abgedruckt im II. Bande der Jugenderinnerungen und Bekenntnisse Heyses, 5. stark vermehrte Auflage 1912).

Die neue Dichtung Heyses ist die Tragödie „Meleager“, in der er, unter Überwindung der shakespeareisierenden „Francesca von Rimini“, den ihm eigentümlichen dramatischen Ton zum ersten Male fand.

Der kleine Hans ist Storms ältester Sohn, dessen späteres Verderben und Sterben den Lebensabend des Dichters verdunkeln sollte.

2.

München, 26. November 1854.

Lieber Storm, ich fange diesen Sonntag, den ich mir zu einer Eintagsferie gemacht habe, mit Denken und Schreiben an Sie an. Seit ich Ihre freundliche Sendung erhalten habe, war ich nur leider so des Teufels vor unseliger dramatischer Handwerkerei, daß ich mit niemand reden mochte, den ich im Abrahamschoß der alleinseligmachenden Lyrik

wohl aufgehoben sah. Jetzt da die Stunde meiner Erlösung nahe ist, sticht mich der Uebermut, sie noch um einen Tag hinauszuschieben und das Feuer mich ruhig auf die Nägel brennen zu lassen. Ach es ist keine höfliche Konzession, die ich Ihnen mache, daß nur in Einem Heil sei, in der Lyrik. Ich kann darunter natürlich nicht die pure Liedersängerei verstehn, die mir doch nun einmal versagt ist, sondern das was auch im Dramatischen, wo kluge Leute so viel von Objektivität reden, an persönlicher Seele des Poeten sich hineinstiehlt, der ganze subjektive Schmelz der Idealität, von dem mein armer Weißbursche Gott sei's geklagt! keinen Schimmer hat. Wie mich diese derbe, dralle, funkende, stampfende und trotzigige Realität auf die Länge ängstigt, kann ich Ihnen gar nicht genug sagen. Es ist mir gar nicht wie mein, was ich da mache.

Aber was klag' ich Ihnen die Ohren voll! Ich habe Angenehmeres für Sie und mich zu tun, Ihnen für den Sonnenschein zu danken. Sie haben mit dem Titel ein Wort gesagt, aus dem sich viel herauslocken läßt. Es ist mir zuweilen vorgekommen, als zeigten Sie das allerliebste Leben unter der Lupe. Halten Sie es nicht für boshaft, wenn ich jetzt von einem Sonnenmikroskop rede. Und wenn es Ihnen ärgerlich ist, so haben Sie es ein wenig verdient. Sie setzen einem ein Gericht vor — es gibt nichts Appetitlicheres; ein Verhältnis zum Anbeißen; ein Motiv so lecker und gesund zugleich, daß man die Lippen von selber schmalzen fühlt. Und auf einmal — abgeräumt, das lebens- und essenswürdige Schüsselchen in die große Speisekammer gestellt . . . Und wenn wir ungeduldig und hungrig genug geworden sind, sollen wir mit ein wenig Kalt-aufgeschnittenem beschwichtigt werden, das immer noch delikate genug ist, aber eine volle Mahlzeit nicht ersetzen kann.

Nun ich dies abgeschmackte Gleichnis glücklich bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen habe, komme ich auf

ein Wort Ihres Briefes zurück, in dem eigentlich alles liegt was meine vielen Worte so unbeholfen sagen wollten. Daß Sie selbst mit dem zweiten Teil der Geschichte minder zufrieden sind, liegt gewiß darin, daß Storm der Leser andere Bedürfnisse hat als Storm der Erzähler. Sobald Sie lesen, verlangen Sie, wie auch jeder ordinäre Leser zu tun pflegt, daß Ihnen nicht zu viel Mühe gemacht wird, daß Sie mit wenig Aufwand nachschaffender Phantasie in den Besitz der Geschichte kommen. Nun aber — ein erstes und ein letztes Kapitel, beide aufs Höchste reizend und durch ahnungsvolle Fäden verknüpft — aber wo Teufel bleibt der Roman? Ich bitte Sie dringend ihn noch hinzuzuschreiben, wenn nicht im 25. Jahrhundert ein slawischer Literator Ihrem Schatten ins Gesicht beweisen soll, daß man es hier mit einem Kopf und Schwanz zu tun habe und die Melusine dazwischen abhanden gekommen sei.

Sie dürfen mir das nicht übel nehmen. Ich bin vielleicht ein Philister und will alles fein komplett. Aber Gott besser's! Ich sage was meine Augen sehen. Ihre Verse sind desto kompletter und ich bewundere wie Sie in dieser Nuß den ganzen Kern der Regeln, die gegeben werden können, zusammengepreßt haben. Sie wissen so gut wie ich, daß ein ordentlicher Mensch einem ordentlichen Menschen nur Regeln geben kann, die sich von selbst verstehn. Um so verdienstlicher ist die Form, die uns dergleichen neu und eigen macht. Und Ihre Regel mit der Tochter des Hauses ist durch die neue Form zu einem neuen Inhalt geworden, den ich nicht säumen werde auszubreiten. Auch dem Geibel hat das Gedicht sehr gefallen, an dem beiläufig Ihre Lyrik einen starken Verehrer hat.

Lassen Sie sich's nun doch gefallen, daß ich Ihnen den Meleager schicke. Sie haben mir die Hoffnung nah gelegt, Ihnen näher zu kommen, wozu bisweilen die Ferne hilft. So hab' ich auch die gute Zuversicht, daß Sie mir über den

Meleager reinen Wein — in geschliffenem oder ungeschliffenem Krüge, gleichviel — einschenken werden. Wenn ich diesen Winter nicht ganz ersaue im toten Meer der Philologie, so verspreche ich Ihnen dann und wann ein Lebenszeichen. Sagen Sie Fontane, daß sein Sommer in London hier unter die Leute gebracht wird. Eine alte liebe Frau Staatsrätin soll sogar soweit beschwatzt werden, daß sie ein Exemplar kauft. Geibel ist mit im Komplott.

Lieber Storm, wie ist Mörikes Adresse?

Mit schönen Grüßen von meiner Frau an die Ihre bin ich

Ihr Paul Heyse.

Der „Weißbursche“ Heyses ist das Trauerspiel „Die Pfälzer in Irland“.

Der „slawische Literatur“ wird sich vermutlich auf den erbitterten Streit um die Echtheit der Königinhofener und Grünberger tschechischen Handschriften beziehen.

Die „Regel mit der Tochter des Hauses“ nimmt den Gedanken des Stormschen Gedichtes „Für meine Söhne“ wieder auf

Wo zum Weib Du nicht die Tochter
wagen würdest zu begehren,
halte Dich zu wert, um gastlich
in dem Hause zu verkehren.

Theodor Fontanes „Sommer in London“, die erste Frucht seines englischen Aufenthalts, war gerade erschienen und wurde natürlich von den alten Genossen der Berliner Dichtergesellschaft „Der Tunnel über der Spree“ eifrig unter die Leute gebracht.

„Das tote Meer der Philologie“ nennt Heyse die Beschäftigung mit den romanistischen Ergebnissen der vorher mit Staatsstipendium in Otto Ribbeck's Begleitung unternommenen Italienfahrt (Herbst 1852 bis Herbst 1853), die er dann 1856 als „Romanische Inedita auf italienischen Bibliotheken gesammelt“ herausgab.

Die alte liebe Staatsrätin ist die Witwe des Dorpater Botanikers von Ledebour. Hense, Geibel, Riehl, Graf Schack bildeten in München ihren engsten Kreis „die Ecke“, und Hense hat der gütigen Kreisin im 1. Band seiner „Lebenserinnerungen und Bekenntnisse“ ein pietätvolles Gedenken gewidmet.

3. Potsdam, Waisenstr. 68, d. 8. Mai 1855.

Erst jetzt, lieber Hense, komme ich mit Dank und Antwort auf Ihre freundliche Sendung; hoffentlich darf ich noch kommen. Seit Neujahr bin ich wieder so ganz entzwei gewesen, daß ich nur an die notwendigen Arbeiten herangekommen bin; meine Hoffnung steht auf eine Kaltwasserkur, die ich aber wohl erst nächstes Jahr werde unternehmen können.

Ad vocem Meleager: Ich hab Ihnen schon gesagt, daß ich für Ihren Perseus ein Tendre habe, und zwar besonders, weil das Stück so — erlauben Sie mir einen juristischen Ausdruck — höchst persönlich, oder weil er wie Sie sagen, „in jenem halblauten Ton der Beichte“ geschrieben. Dieser tiefe lyrische Zug kommt, für mich wenigstens, in der phantastischen Komödie vortrefflich heraus.

Der Meleager scheint mir nun in letzter Instanz auf einem ähnlichen subjektiven Grunde zu beruhen; aber Sie haben nun das Stück zu einem regelrechten Drama mit antiken Motiven und Anschauungen ausgebaut, für die der Leser sich doch nicht recht erwärmen kann, während er im Gegensatz hierzu von den subjektiven individuellen Partien des Stückes allerdings aufs wärmste berührt wird. Ich spreche Ihnen übrigens hier keine Kritik, sondern nur eine Anempfindung aus. Sehr schön ist S. 13 die Erzählung der Althäa.

Ihre Novellen legte ich meiner Frau auf den Weihnachtstisch. Marion kannte ich, aber es hat mich aufs neue erfreut. Die Blinden sind eine kleine liebe Geschichte; nur die Gespräche der Liebenden möchte ich an einzelnen Stellen

etwas naiver empfunden haben, ein wenig bedeutsamer; ich meine so, daß ein einzelnes scheinbar unbedeutendes Wort doch in dem Leser wo möglich eine Reihenfolge dahinterliegender Vorstellungen, Gedanken oder Vorgänge eröffnet. Auch hat mir beim Lesen — ich kann es aber jetzt beim Blättern nicht mit Bestimmtheit wiederfinden — ein religiöses Gespräch nicht in den Ton der Geschichte passen wollen. Hab ich darin recht, so werden Sie schon wissen, welches. Am Tiberufer hab ich einer größeren Gesellschaft vorgelesen, der es sehr gefiel; mich selbst hat das so gestört, daß ich es noch einmal lesen muß, um einen bestimmten Eindruck zu bekommen. „Rabbiata“ nun: ist rabbiata „in Wahrheit eine außerordentliche Perle.“

Was Sie über den „Sonnenschein“ sagen, gebe ich insofern zu, als der zweite Teil allerdings, obgleich er nur das Allgemeine darstellen soll, dennoch vielleicht zu allgemein ist. Wenn ich kann, werde ich noch die Perspektive auf einen konkreten Vorfall hineindichten; mehr nicht. In meine Geschichten, welche die Grenzboten übrigens mit Putlitz zusammen klassifizieren, gehört nicht mehr. — Ihre Besprechung im Literaturblatt zum Kunstblatt hat mich innigst gefreut, nur eins hätte ich gewünscht, daß Sie auf den Charakter der Gedichte näher eingegangen wären, und in einem muß ich Ihnen widersprechen: in Immensee leidet das Innerliche keineswegs durch das Außerliche; rufen Sie sich nur den Eindruck nach dem ersten Lesen zurück! Siebürden die Fehler des grünen Blatts (wenn man es so absolut Fehler nennen kann) auch den übrigen Sachen auf. — Vor einiger Zeit, nachdem ich Ihren Artikel gelesen, träumte mir, Sie hätten mein Immensee aus dem „Resignationsstil“ in den ordentlichen Stil umgeschrieben, und läsen es uns nun vor. Meiner Frau, die auch dabei saß, wollte diese verbesserte Geschichte nicht gefallen; Sie aber lächelten ruhig wie Zeus über die Schwäche der Sterblichen.

Gern schrieb ich Ihnen wieder einige Verse, da meine letzten Ihnen gefallen; aber ich bin recht arm geworden, der Gerichtsgang kupert mir jeden Morgen die beste Stimmung, und es wachsen nur noch Pilze wie diese:

„Da hab ich den ganzen Tag dekretiert,
Und es hätte mich fast wie so manchen verführt;
Ich spürte das kleine dumme Vergnügen,
Was abzumachen, was fertig zu kriegen.“

Dennoch hab ich ganz piano wieder eine Art Novelle geschrieben, von der ich selbst noch nicht recht weiß, was ich dazu sagen soll, noch weniger, was Sie davon sagen werden. Sie wird diesen Sommer wohl noch gedruckt und soll Ihnen dann zugehen. Es ist etwas anders dabei verfahren als in den früheren; etwas zwischen den Szenen raisonnirt und motivirt, übrigens diesmal eine reine Herzensgeschichte und insoweit alles, was man von einem zehnjährigen Ehemann und Kindervater verlangen kann.

Dabei darf ich fragen: wann werden Sie denn das letztere sein? — Ich erwarte um etwa vier Wochen meinen vierten Sohn, und habe diesmal, da uns so manche Bequemlichkeit abgeht, die wir daheim hatten, eine rechte Scheu davor. Doch wird eine Schwester meiner Frau in den nächsten Tagen zur Pflegeleistung herüber kommen. Von Ruglers habe ich — leider! — sehr lange nichts gesehen, und weiß daher denn auch nicht, wie es bei Ihnen steht. Möge denn die Rosenzeit Ihnen einen Jungen, mir eine Lisbet, uns beiden eine gesunde Frau bescheren!

Haben Sie an Mörike geschrieben? Er ist leider sehr brieffaul. Ich habe lange nichts von ihm gehört. Der alte Eichendorff hat ein Gedicht: „Robert und Guiscard“ ediert; es sind noch die alten Worte, aber es ist keine Anschauung mehr dahinter, man sieht — das Alter ist unüberwindlich.

Soeben verläßt mich der Chevalier, der einzige Mensch, mit dem ich hier verkehrte, um wieder nach Berlin über-

zufiedeln. Ich selbst werde noch etwa 3–4 Monate hier bleiben; wohin dann, weiß ich nicht.

Sonst steht es ziemlich wohl bei uns; Hans geht jetzt zur Schule und ist, glaub ich, in Gefahr, für dumm gehalten zu werden; der Dritte beginnt jetzt zu laufen und zu reden; wenn der vierte kommt, so soll er es auch lernen.

Und jetzt – grüßen wir Sie und Ihre Frau herzlichst, und, bitte, seien Sie christlich und schreiben mir bald einmal; bitten auch Weibel, mir, wenn er Zeit hat, ein Wort über Röse einzulegen.

Ihr

Theodor Storm.

Daß Roquette entlobt ist, wissen Sie doch? Er hat gebrochen.

Das Puppenspiel „Perseus“ das in nuce mancherlei für Heyse's zukünftiges Schaffen Richtunggebendes enthält, schloß das Bändchen „Hermen“ 1854 ab.

In dem erwähnten Stormaufsatz sagt Heyse: Seine Lieder offenbaren großenteils Erlebnisse der subjektivsten Art, in einem so halblauten Ton der Beichte, daß sie nur einem fein aufhorchenden Ohr verständlich wird. Weil aber alles, um ein Storm'sches Wort zu brauchen, „aus eigenem Herzen geboren“ ist, trägt das Befremdlichste den Stempel der Wahrheit und Notwendigkeit, und das Zufällige wird zum Kunstwert“.

Die Erzählung der Althäa, der eifersüchtig liebenden Mutter des Meleager, beginnt:

„Höre! – Die Nacht war halb dahin
ich war noch jung und doch allein“. –

La Rabbiana ist die schönste der hier genannten vier im ersten Bande „Novellen“ (1854) vereinten Erzählungen, in der die unbewusste Verschmelzung des Plastischen mit dem Psychologischen gelang, nach Hugo Falkenheims Wort das artbildende Merkmal der besten

Novellenkunst Henses. „In Wahrheit eine ganz einzige Perle“ hatte Mörike in seinem Briefe vom April 1854 an Storm diese Novelle genannt.

Die „reine Herzensgeschichte“ ist Storms „Angelika“.

Chevalier ist der Beiname Karl Böllners (1821–1897) im „Tunnel über der Spree“, von dem besonders Theodor Fontane in seinem Erinnerungsbuche „von zwanzig bis dreißig“ lebendige Schilderungen entwarf. Böllner blieb mit dem Jugendkreise unverbrüchlich verbunden und starb als ständiger Sekretär der Berliner Akademie der Künste.

Ferdinand Köse ist der Lübecker Jugendfreund Storms und Weibels, in der Einleitung der neuen Siedellieder als „Magister Antonius Wanst“ bezeichnet. In der „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde“ hat Fritz Böhme ausführlich über diesen eigentümlichen Vaganten berichtet.

Am 30. September starb Grete, die erste Gattin Henses, und Tochter von Franz und Klara Rugler.

4.

Heiligenstadt, 12. Dezember 1862.

Liebster Hense!

Wenn ich Ihnen auf die Trauerbotschaft, die mich und meine Frau so tief erschütterte, noch immer nicht geantwortet, so war das gewiß nicht ein Mangel an wärmster Mitempfindung, als vielmehr eine gewisse Furcht vor der Unbeholfenheit meiner Feder. Ich weiß wohl, daß Ihnen Unheilbares geschehen ist, für alle Zeit. Ich fühle das jetzt vielleicht mehr als je, da auch ich für mein liebstes Leben zittre; zwar ist es keine Krankheit, aber um ein paar Wochen erwarten wir unser sechstes Kind, und die Gesundheit meiner Frau ist eine sehr zarte. – Sie bittet Sie und unsre arme Frau Klara die Versicherung ihrer herzlichsten Theilnahme anzunehmen. Wie oft ist das junge rosenbekränzte Paar, das sie zuletzt an Ihrem Polterabend gesehen, ein Gegen-

doch ich will Ihnen das Herz nicht aufs neue zerbrechen. stand der Erinnerung und des Gesprächs für uns gewesen; Haben Sie innigen Dank, daß Sie in Ihrem großen Schmerz unser gedacht haben, und grüßen Sie auch von mir Ihre Schwiegermutter aufs Herzlichste. Die Gastfreundschaft, die ich in der schwersten Zeit meines Lebens in ihrem Hause fand, bleibt mir unvergeßlich.

Wenn Geibel dort ist, bitte ich auch ihn zu grüßen. Wir haben uns zu meinem Bedauern diesen Sommer wiederholt verfehlt.

Ihr

Theodor Storm.

In Heiligenstadt verlebte Storm mit seiner Familie von 1854 bis 1864 als Kreisrichter eine glückliche Zeit. Die kleine Stadt mit einigem geistigen Leben entsprach seinem lyrischen Naturell mehr als das stockpreußische Potsdam. Dort begann er auch wieder zu dichten.

Der Polterabend des jungen Paares Paul und Grete Henze fand am 14. Mai 1844, dem Vorabend der Hochzeit, in den efeu-umrankten Kuglerschen Mansarden statt. An ihm nahmen die alten Tunnelgenossen, die ein handschriftliches Dichteralbum überreichten, und der engere Kreis des Kuglerschen Hauses mit Menzel, Eggers, Lübke, u. a. unter allerhand Mummenschanz teil.

5.

München, 19. Dezember 1862.

Ich eile Ihnen zu danken, lieber Storm, für die teilnahm-vollen Zeilen und das liebenswürdige Geschenk. Die Tage sind, wie Sie wohl fühlen, hart für mich; keiner, an dem sich nicht eine getäuschte Hoffnung oder ein trostloser Seelen-kampf jährte. Der Schmerz wird wohl süßer werden mit der Zeit, aber auch jede noch zu erlebende Freude bitterer. Nichts davon. Es führt in Abgründe des Denkens.

Ich bin nur ein schlechter Leser jetzt; das Fremde sammelt mich nur selten. Aber Ihr Büchlein habe ich mit der alten Hingebung an jedes Wort in mich aufgenommen und von neuem Ihre Virtuosität im Vortrag, jenes seelenvolle *mezza voce*, die unnachahmliche leise Klarheit aller Töne bewundert. Ueber das Thema hätte ich mit Ihnen zu rechten. Der Ausgang schiene mir nur dann berechtigt, wenn ein wahrhaftes gesundes und starkes Gefühl sie entweder zu dem Erzähler oder zu dessen Rivalen hinzöge. Nun aber liegt, wie ich glaube, auf Temperament, Naturell, ja auf der Abstammung mehr Gewicht, als für eine reine, tragische Wirkung heilsam ist. Sie mögen das so gewollt haben und mich damit bescheiden, daß ich etwas anderes will. So käme es auf unsere verschiedenen Anlagen und ihre eigensinnigen eigenen Bedürfnisse hinaus.

Ich werde durch meinen Oheim, den Römer, unterbrochen, der nun mit uns lebt. Im Gedränge von Arbeit, Trübsinn und vielen Geschäften komme ich schwerlich wieder so bald zu diesem Briefe zurück. Lassen Sie mich daher die flüchtigen Zeilen, wie sie nun sind, an Sie absenden, als ein Zeichen wenigstens, daß ich noch manchem nicht abgestorben bin.

Frau Klara grüßt Sie beide in alter Treue.

Ihr

Paul Heyse.

Storm hatte an Heyse seine Erzählung „auf der Universität“ gesandt.

Der Römer ist der durch seine Catull-Übersetzung u. a. bekanntgewordene drittjüngere Bruder von Heyses Vater, Theodor Heyse, über den im ersten Bande der Jugenderinnerungen bei Schilderung seines römischen Aufenthalts Heyse liebevoll berichtet.

Frau Klara Kugler, geb. Hitzig, war nach ihres Vatters Tode (1858)

nach München in die Nähe ihrer Kinder übergesiedelt. Später wohnte sie mit ihrem jüngsten Sohne, dem unglücklichen Maler Johannes Kugler, zusammen.

6.

Husum, 21. Mai 1865.

Liebster Heise, liebe Frau Klara!

Nun hat auch mich, wie Sie beide in den letzten Jahren, der schwerste Schlag getroffen. Aus den Zeitungen haben Sie vielleicht erfahren, daß meine Landsleute mich im vorigen Frühjahr zurückriefen, um das Amt eines Landvogts (d. h. Justiz- und Polizeibeamten für den hiesigen Landbezirk) zu übernehmen. So haben wir denn seit einem Jahr wieder in der alten Vaterstadt gelebt, neben meinen alten noch rüstigen Eltern und einem liebenswürdigen Geschwisterpaar, meinem jüngsten Bruder, Physikus hier, und seiner Frau, einer jüngern Schwester der meinigen. Ich hatte wie in Heiligenstadt einen großen Gesangverein gegründet, in dem auch die beiden lieben Frauen mitwirkten, und das Leben begann überall neue Knospen zu treiben. Aber es sollte nicht zur Entfaltung kommen. Am 4. d. M. gebar meine Frau eine Tochter, die vierte, unser siebentes Kind; gestern morgen früh ist sie, ihre Hand in der meinen, nach schwerem Kampfe sanft entschlafen; ein Opfer der Heimkehr; denn sie ist an dem hier epidemisch auftretenden Kindbettfieber gestorben; die liebevolle brüderliche Sorge ihres so tüchtigen Arztes war vergebens. Wie ich weiter leben soll ohne sie, das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich es muß; denn vor mir — wie es in jenem Gedichte heißt — liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit!

Am Donnerstag Morgen, ehe die neugierige Stadt erwacht, will ich mein ganzes Glück begraben.

Mit herzlichem Gruß — ach sie dachte Ihrer beider immer so freundlich und dankbar — mit herzlichem, schmerzlichem Gruß

Theodor Storm.

Wenn Geibel dort ist, so bitte ich auch ihm mit einem Gruß von mir diese traurige Mitteilung zu machen.

Es fehlt das Antwortschreiben Heyßes auf diese Todesnachricht Konstanze Storms, geb. Esmarck. Sie war 1825 geboren und starb kurz vor ihrem 40. Geburtstag. Seit dem 15. September 1846 war sie mit Storm verheiratet. Storms siebentes Kind ist Gertrud, die spätere Biographin ihres Vaters.

7.

Husum, den 21. Novbr. 67.

Schreiben Sie es Ihren schönen „Terzinen“ zu, liebster Heyße, die ich dieser Tage mit großer Freude gelesen — nicht ohne Neid um das, woraus sie entsprungen — wenn ich mich heute mit einer, ich kann es nicht ändern, — Geschäftsfrage an Sie wende.

Ich habe es schon oft bedacht, wir Schreibenden sollten uns untereinander über den materiellen Erwerb durch unsere Schriften etwas mehr verständigen, um bei diesen unangenehmen Buchhändlerverhandlungen etwas sicherer verfahren zu können. Ich sitze hier nun ganz allein im Winkel.

Die Sache ist die. Um meine Sache in die Leihbibliotheken zu bringen, wo ja jedenfalls die wesentlichste Absatzquelle für deutsche Novellisten ist, habe ich Schritte getan, um einige bei, leider zwei verschiedenen Buchhändlern erschienene Novellen, insbesondere „Im Schloß“, „Auf der Universität“, „Von Jenseit des Meeres“, „In St. Jürgen“ in einem solchen Bande zu vereinigen, wie Ihre Novellen bei Hertz erschienen sind. Mir fehlt aber der Maßstab für die Honorarforderung. Möchten Sie nun so gütig sein, mir zu sagen, welches Honorar und in wie großen Auflagen Sie für die letzten Bände bei Hertz bezogen haben? Sie würden mir einen großen Gefallen er-

zeigen. Die Honorarfragen, da der Hans jetzt als stud. med. in Berlin lebt, werden in der That mit jedem Tage wichtiger.

Was Spezial-Honorare betrifft, so will ich zur beliebigen Kenntnißnahme meinerseits mittheilen, daß ich für „Jenseit des Meeres“ in Westermanns Monatsheften ($1\frac{3}{8}$ Bogen) außer 16 Bänden der Zeitschrift 150^r, für neuerdings „Eine Malerarbeit“ dort — lesen Sie's lieber nicht — nach demselben Verhältniß, für „In St. Jürgen“ $1\frac{1}{2}$ Bogen im diesjährigen Düsseldorfer Album — (wo man, wie ich später vom Herrn Redakteur erfuhr, eine Novelle von Ihnen nicht zu drucken wagte, weil sie — unmoralisch war; die Sache hat mich äußerst amüsiert, zumal sie einige reizende eigne Erfahrungen bei „Im Schloß“ und „Cyprianuspiegel“ — ich bitte, daß Sie den einmal lesen — vervollständigte, wo die Herrn Redakteure indes so glücklich waren, die Immoralität durch einige Auslassungen und kleine hübsche Zusätze beseitigen zu können) — also für die $1\frac{1}{2}$ Bogen 160^r. Ein Blatt wie die Gartenlaube müßte demnach erheblich mehr zahlen. Ich habe mich seit lange nicht wieder mit Herrn Keil eingelassen. —

Und nun — empfehlen Sie mich Ihrer jungen schönen Frau; bei Ribbecks, wo mein Junge eine liebenswürdige Gastfreundschaft genossen hat, habe ich ihr Bild gesehen. Es hat mich gefreut, daß Sie es gewagt haben, noch einmal zu leben. Leicht wird es auch Ihnen — trotz Ihrer Jugend — nicht werden; aber an Ihrer Stelle, wenn es mir vergönnt gewesen — ich hätte es auch getan. Wir alle die wir an der Krankheit des Apollo leiden, bedürfen der Schönheit; nicht bloß der inneren. Ich meinerseits, wie es meinen Jahren zukam, habe in der Stille ein schon altes Mädchen, deren Schwester mit meinem Bruder und deren Bruder mit der Schwester meiner verstorbenen Frau verheiratet ist, in mein Haus geführt, die mir eine für mich

seit ihrer Kinderzeit gehegte unverbrüchliche Anhänglichkeit zugebracht hat und sie jetzt nach bester Kraft für mich und Konstanzens hinterlassene Kinder verwertet.

Grüßen Sie Frau Klara aufs herzlichste, und Geibel, wenn er dort ist, u., bitte, antworten Sie mir bald.

Darf ich für die Anlage mir Gegenbild, oder gar Bilder erbitten?

Ihr

Th. Storm.

Heyse's schöne Terzinen sind der „Salamander“, ein Reisetagebuch 1865, die im Separatdruck erschienen waren.

Paul Heyse hatte sich am 6. Juni 1867 mit der siebzehnjährigen Anna Schubart, einer durch ihre Anmut berühmten Münchnerin, verheiratet, mit der er bis zum Tode (am 2. April 1914) in glücklichster Ehe verbunden blieb. Die Witwe bewohnt als treue Hüterin seines literarischen Nachlasses das Haus in der Luisenstraße.

Theodor Storm hatte am 13. Juni 1866 mit Dorothea Jensen (1828—1903) eine zweite Ehe geschlossen.

Die „Gartenlaube“ war damals ein literarisches und politisches Blatt ersten Ranges.

8.

Husum, 18. März 1870.

Liebster Heyse!

Als quieszierter Poet geb auch ich jetzt einmal eine Anthologie nach meiner Art heraus, und da finde ich in einem Liederheft das anliegende „Mädchenlied“ von Ihnen, das mir natürlich schmeckt. Bitte, sagen Sie mir mit einer Zeile, ob es so richtig und wo gedruckt ist. Eine eigne Sammlung Ihrer kleineren Gedichte existiert doch noch nicht?



Konstanze Storm

trage mein Päckchen aufrecht genug. Nur wünsch ich mir freilich mitunter silberne Flügel, um alte und neue Freunde im Reich einmal wiedersehen zu können.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Lh. Storm.

Otto Ribbeck (1827–98) war während des Bonner Studienjahres Henses Freund geworden, hatte die italienische Studienreise mit ihm gemacht (vergl. Henses Reisebrief von 1871 an ihn in den „Gedichten“), verheiratete sich mit General Baeyers zweiter Tochter, ver schwägert mit dem Kuglerschen Hause, und erwarb sich später, besonders durch seine „Geschichte der römischen Dichtung“, als Leipziger Professor einen erlauchten wissenschaftlichen Namen. Auf den Berliner Verkehr im Kuglerschen Hause reicht auch die Beziehung zu Storm zurück.

Storm bereitete damals sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“ vor.

9.

München, 20. März 1870.

Der Text (des Mädchenliedes) ist richtig, lieber Storm, aber die Glossen, die ihn begleiten, laß ich nicht gelten. „Quieszierter Poet“ — ein Wort, das wohl nur aus einer fröstelnden Laune entsprungen ist, wie sie bei diesem endlosen Winter die besten Menschen beschleichen kann. Nein, Bester, wir rechnen noch auf einen langen und ergiebigen sonnigen Herbst, resp. Nachsommer, wenn auch die eigentlichen „Sommergeschichten“ Ihnen vergangen sein mögen. Und wenn das anthologische Metier Ihnen bange machen sollte, so kann ich Sie damit trösten, daß ich seit einem halben Jahr an einem „Hauschatz deutscher Novellistik“ sammle, mit Hermann Kurz, für den wir uns auch an Ihren Schätzen

vergreifen werden — falls der Verleger nicht sein Veto einlegt. Der Autor pflegt in solchen Fällen eine offenere Hand zu haben. Ich habe mein Auge auf einen alten Liebling geworfen „auf der Universität“. So würde ich denn mein Würstchen gleich offen und ehrlich nach Ihrer Speckseite.

Jenes Mädchenlied steht, wenn mir recht ist, in dem lyrischen Anhang zu der Braut von Eypern, wo sie mein „Hämpfeli Lieder“ beisammen finden werden, einige freilich in vorsündflutlicher Gestalt, die inzwischen sich merklich verwandelt hat. Können Sie also noch etwas davon brauchen, bitte ich es mir anzuzeigen, daß ich Ihnen die letzte Redaktion schicke, wie ich sie für etwaige Opera omnia festgestellt habe.

Leben Sie wohl, teurer Freund. Solch ein Lebenszeichen hin und wieder ist gar erfreulich.

Immer Ihr Paul Heyse.

Die „Sommergeschichten und Lieder“ Storms (Konstanze gewidmet) waren 1851 bei Alexander Duncker erschienen. Das Manuskript hatte vorher Paul Heyse zur Begutachtung bekommen, der durch seine warme Empfehlung Theodor Storm diesen Verlag für seine ersten Dichtungen verschaffte. So vertieft in das Manuskript („vertieft und entzückt“) hatte ihn Fontane in seinem elterlichen Hause kennen gelernt. (Fontane „von zwanzig bis dreißig“). Das Bändchen enthielt u. a. die berühmt gewordene Erzählung „Immensee“.

Das Sammelwerk Heyses und Hermann Kurz' ist der „deutsche Novellenschatz“, der von 1870 an in 24 Bänden bei Oldenbourg in München erschien und nach Kurz' Tode mit Ludwig Laisner zusammen als „Neuer deutscher Novellenschatz“ fortgesetzt wurde.

Die „Braut von Eypern“ ist eine Versnovelle Heyses (Eduard Mörike gewidmet), in deren Anhang er damals (1856) seine hauptsächlichsten Jugendgedichte sammelte. Er nennt sie hier in Erinnerung an

den Titel des kleinen Gedichtbüchleins seines Freundes Jakob Burdhardt, des großen Kunstforschers, (vergl. den von E. Petzet im gleichen Verlag herausgegebenen Briefwechsel Burdhardt=Heyse) sein „Hämpfeli, Lieder“ (Basel 1853), bespr. im Literaturblatt vom 15. Juni 1854.

Zwischen 9 und 10 fehlt eine Auseinandersetzung beider Dichter über einige für den „Novellenschatz“ in Betracht kommende Erzählungen.

10. — Husum, den 13. Sept. 1871.

Erst jetzt, lieber Heyse, komme ich dazu, Ihnen für die Zusendung Ihres Novellenschatzes zu danken. Das Buch macht mir große Freude, es hat einen Gedanken lebendig gemacht, den ich selbst lange mit mir herumgetragen habe; ich mache wütend Propaganda dafür und habe es schon in manchem Hause untergebracht. „Des Lebens Überfluß“ schien mir erst etwas gewagt, aber es ist ringsum in meinem Kreise gelesen und hat trotz Julian Schmidts Abfertigung: „Unerhört fade“ (2. Aufl. der Literaturgeschichte) überall die schönste Heiterkeit verbreitet. Daß Sie das Ruhmorsche Stück hieher gerettet, ist mir sehr lieb; ob den übrigen Lesern, bezweifle ich. Stifter hätte eigentlich in dem Vorwort dasselbe Kompliment für seine Narrenburg verdient, was Kleist für den Kohlhaas zum Teil geworden; nicht allein, daß seine eigne Natur sich in dieser Novelle am vollständigsten entfaltet — die Chelion ist geradezu die Stifter'sche Muse selbst — so muß in pecto. der „grünen Fichtau“ auch jedem, der das gelesen, sein, als wenn ihm für immer ein schönes trauliches Stück Leben geschenkt worden sei.

Daß sie die kleinen kritischen Einleitungen fortlassen wollen, tut mir leid. Genieren Sie sich bei mir nicht,bürsten Sie nur los; es wird ja wohl ein Häppchen von mir übrig bleiben.

„Der Finkenpeter“, an den ich Sie erinnere, ist von Ludwig Köhler. Ich bitte ferner den „Scharfrichter

Rosenfelder und sein Pate" von Julius von der Traun, (Reichsrat Schindler in Wien) anzusehen. Vermelshausen erhalten Sie, leider fehlt das letzte Blatt, unter f-Kuvert. Er steht im Thüringer Volkskalender von Müller a. d. Werra, Jahrg. I 1860.

Beifolgend erhalten Sie nun auch mein Hausbuch. Ich denke, daß Sie mit dem Vorwort so einigermaßen einverstanden sein werden. Es geht davon aus, daß die Poesie es zunächst nicht mit Gedanken über das Leben, sondern wie jede Kunst mit der Darstellung des Lebens (resp. des Lebendigen) selbst zu tun habe, woraus denn bei dem Leser selbst sich die Gedanken entwickeln mögen.

Daß bei der großen Stoffmenge in dieser ersten Ausgabe einzelnes untergelaufen ist, was in der zweiten gemerzt würde (wie z. B. bei Heine, ferner Kurz, W. Müller, Reinhold in Folge Jugenderinnerung) steht nicht zu leugnen; im Ganzen hoffe ich, werden Sie einverstanden sein. Sehen Sie sich probeweise einmal unsern „Mörke" an. Meinen Trüffel-Hund=Instinkt, aus unbedeutenden Sammlungen oder sonstwie einzelne Perlen gefunden zu haben, denke ich dokumentirt zu haben. Der „politischen" Poesie bin ich, wie Sie sehen, nicht hold gewesen; es liegen uns von Körner, Arndt Schenkendorf z. B. einzelne schöne Verse im Sinn, sieht man das Ganze an, so ist es unerträglich breit oder roh. Doch hätte von Körner wohl was anderes hinein müssen.

Ubrigens hat das Buch Unglück gehabt; einmal fiel es in das Kriegsjahr. Dann — es ist ohne alle Rücksicht abgefaßt, sogar den großen Gottsched oder =schall (wie er ja in dieser neuen Menschwerdung heißt) habe ich trotz kniefälligen Flehens meines Verlegers nicht aufnehmen wollen, obgleich doch in der Gottschallschen Poetik die wesentlichsten Beispiele aus den Gottschallschen Gedichten stehen sollen. In Nr. 1 der Blätter für literarische Unterhaltung d. J. platzte denn auch die Bombe, und indem er in einigen

Zwischensätzen meine eigne Vernichtung vollzieht (Lyrik für den Nipp Tisch) — faßt er schließlich sein Urtheil darin zusammen, daß dies eine Anthologie für Geistesarme und — als solche ja ganz berechtigt sei; übrigens fehlten bedeutende Dichter. Soll wohl heißen einer — Gottschall — der nichts Unmittelbares schaffen kann, haßt natürlich den im Vorwort aufgestellten Standpunkt. Er ist der Fuchs ohne Schwanz, der die schwanzlose Poesie als die alleinseligmachende proclamirt.

Das Schlimmste ist, daß Gottschall das Orakel der Sortimentbuchhändler ist, die wieder dem größten Theil des Publikums nach Belieben in die Hand stecken. Ich erfahre das sogar an dem Husumer, der seit jener Kritik nur Elise Polkos Dichtergrüße verkauft.

So sind denn z. B. von den bis jetzt ca. 800 verkauften Exemplaren nur 8 in Berlin geblieben.

Mögen und können Sie in Ihrem Kreise etwas für das Buch tun, so würden Sie mir damit eine große Gefälligkeit erzeigen. Es sollte mir bitter leid tun, wenn diese große Arbeit so zu sagen vergeblich wäre — weil ich die bei den Zeitungsredaktionen angestellten „Poeten“ in ihrer Eitelkeit verletzte.

Und dann noch eine Bitte; hoffentlich gibts doch eine zweite Auflage. Schreiben Sie mir doch kurz die Sachen, die Sie wesentlich darin vermissen, resp. die Sie gründlich fortwünschen.

Mit freundlichem Gruß

Ihr

Lh. Storm.

Bitte Frau Klara herzlich von mir zu grüßen.

„Des Lebens Ueberfluß“ von Ludwig Tieck (1773–1853) steht im dritten Bande des Novellenschatzes, „Der letzte Savello“ von E.

Hr. von Ruhmor (1795–1843) im zweiten Bande, ebenso Adalbert Stifters (1805–1868) „Brigitta“ aus den „Studien“. „Die grüne Nichtau“ ist das erste Kapitel der Stifter'schen Narrenburg. Die Ehelion, in der Storm Stifters Muse zu erblicken glaubt, wird in der Narrenburg folgendermaßen geschildert: „Eine kleine weibliche Figur war auf dem Bilde gemalt, wie ein Kind in sanfter Trauer und doch wie ein vermähltes glühendes Weib. Ueber dem schwarzen Seidenkleide hielt sie ein lichtiges Antlitz, so seltsam und schön, wie eine Blume über dunkeln Blättern. Die kleine Hand lag auf Marmor und spiegelte sich drinnen. Die Augen sahen fremd und erschreckt. Zu ihren Füßen, als friere er, schmiegte sich ein Goldfasan“ . . .

Der Verfasser von „Germelshausen“ ist Friedrich Verstäcker (1816–72).

Das Vorwort des Storm'schen „Hausbuchs aus deutschen Dichtern seit Claudius“ ist ebenfalls in dem von Böhme herausgegebenen Nachtragsband der Storm'schen Werke wieder abgedruckt, ebenso ein vergleichendes Inhaltsverzeichnis der 4 Auflagen 1870, 71, 75, 78.

Von Körner enthielt das Buch nur „Lützow's wilde Jagd“, von Ehenkendorf „Andreas Hofer“, von E. M. Arndt drei unpolitische Gedichte (lediglich die spätere Auflage von 1875 nimmt noch Arndts „Vaterlandslied“ auf).

Der Schlusssatz der Besprechung Rudolf von Gottschalls lautet: „Als Hausbuch der lyrischen Kleinstädtereie und Aquarellmalerei mag die Sammlung immer bei denen eine Stätte finden, welche ihren geistigen Nipptisch mit niedlichen Bilderchen und Figürchen ausschmücken wollen.“ Ein vornehmes Gegenstück zu dieser hämischen Besprechung gab Emil Ruh in der Neuen freien Presse vom 15. Dezember 1871: „Wir spüren einfach das Walten einer Dichterhand und freuen uns in der That ebenso über dasjenige, was die Sammlung bietet, als wir um dessentwillen Befriedigung empfinden, was sie nicht enthält.“

11.

München, 23. Sept. 1871.

Lieber Freund und Mitarbeiter, ich danke Ihnen für Ihr Kreuzband, das freilich noch nicht aller Not ein Ende

macht. In Hof- und Staats-, wie in Leihbibliotheken keine Spur von jenem Kalender. Gerade vor acht Tagen habe ich daher Auftrag gegeben, ihn mir, sei's lebend oder tot, herbeizuschaffen, da mir bei Feststellung der Liste für Band 7 bis 12 Ihre Notizen von damals wieder zur Hand kamen. Indessen, nach dem Fragment zu urteilen, scheint es sich hier mehr um eine Spukgeschichte als um eine Novelle zu handeln. Wir haben freilich unser Gewissen zweckmäßig erweitert, ihm einen kleinen Anbau hinzugefügt, wo allerlei Geister ihr Wesen treiben mögen. Und so wird auch vielleicht Jungfer Gertrud von anno 1224 noch ein Plätzchen finden.

Band VIII bringt Theodor Storm, „Eine Malerarbeit“. Wir haben, da wir „Auf der Universität“ nicht loseisen konnten, lange hin und her geschwankt und uns endlich von Herzen für diesen kleinen Meissonnier erklärt. Hätten Sie nun wohl die Güte, uns Ihr curriculum mit den authentischen Daten zukommen zu lassen, nach dem Schema der übrigen?

Das Unternehmen schreitet auf Flügeln des Windes vor. Denken Sie, daß die erste Auflage von 5000 Exemplaren bereits erschöpft ist. Da ist nun der Verleger auf den Gedanken gekommen, auch einen Novellenschatz des Auslandes zu veranstalten. Wir haben bereits die ersten Umblicke getan und das Terrain abgesteckt. Sind Sie durch Ihre Nachbarschaft vielleicht mit den nordischen Literaturen bekannt worden? Für Dänemark hätte ich hier in München gute Hilfe. Aber Schweden? Norwegen? Ich kenne einstweilen nur Björnson, der ein Poet ist, aber von einem Schlage, mit dem ich wenig gemein habe. Ist seine Manier national oder persönlich? Für mich trotz aller feinen und mächtigen Details doch ziemlich ungenießbar.

Herzlichen Gruß, lieber Storm. Wenn Ihnen gelegentlich ein Band „Gedichte“ des Unterzeichneten zu Gesicht kommen sollte, gehen Sie mit ihm nicht zu streng ins Ge-

richt, sondern bedenken Sie, daß einer, der sein Haus bestellt, auch an seinen alten Hausrat denkt, da er eben doch zur „Masse“ gehört.

Ihr getreuer

Paul Hefse.

Jungfer Gertrud von anno 1224 ist die Hauptgestalt der von Storm empfohlenen Erzählung Verstäckers „Germelshausen“, die dann später im 21. Bande des Novellenschatzes Aufnahme findet.

Die gute Hilfe für dänische Literatur empfängt Hefse von dem großen Kritiker Georg Brandes, der in diesen Jahren in München, teilweise ganz in Hefses Haus, lebte und ihm eng befreundet war.

Von Björnstjerne Björnson erscheint die Novelle „Synnöve Solbakken“ im 10. Bande des von Hefse und Kurz herausgegebenen „Novellenschatzes des Auslandes“.

Als Einleitungsband der bei Wilhelm Hertz verlegten ersten Gesamtausgabe von Hefses Werken werden um diese Zeit die „Gedichte“ versandt.

12.

Husum, 16. Oktober 1871.

Lieber Freund Hefse!

Dank für Ihr Buch. — Entsinnen Sie sich noch, wie Sie in Ihren Jugendtagen einmal zu mir sagten: „Storm, könnte ich nur einmal ein Lied machen!“ und ich antwortete Ihnen: „Sie sind zu glücklich!“ Seitdem ist das Leben ein tüchtig Stück weiter geschoben, und der Schmerz hat Ihnen wacker Lieder ausgepreßt. In Ihrem „Nachtgesicht“ ist jene Begräbnislust, die mir nur zu wohl bekannt ist, was Ihre schönen Terzinen aussprechen, das — ich wage es kaum zu schreiben — ist mir bis jetzt erspart geblieben; nur in der Ferne habe ich es drohen sehen. Desto vertrauter ist mir der Geist, in dem jene Verse geschrieben sind. — Gestern, da ich zu meiner Mutter ging, nahm ich Ihr Buch mit mir,

und las ihr den Zyklus „Ernst“. Und die alte Frau, die noch völlig frischen Herzens ist, hat mit überquellenden Augen Ihrem Knaben eine Gedächtnisfeier gehalten, als hätte sie ihn gekannt und sei er ihr eigener Enkel gewesen. – Ihre „Marianne“ habe ich mir selbst noch für eine stille Stunde vorbehalten. In Ihrem Spruchgärtlein gehe ich so oft spazieren, daß ich bald alle Beete kenne, in pecto. des Lyriker's Hebbel sehen Sie sich doch einmal an, was ich von ihm im Hausbuch habe.

– Da rennt eben ein süßes dreijähriges Geschöpf mit ganz goldenem Lockenkopf zu mir herein. – „Was willst Du?“ „Vater, mal lieb haben.“ Und sie reckt sich auf den Fußspitzen, streckt die Arme aus und drückt den alten grauen Kopf fest an ihre kleine Brust. „Nu aber wieder weg!“ Und fort ist sie. –

Verzeihung, liebster Heise, das lief so mit hinein. Sie kennen das ja auch.

In pecto. Novellenschatz noch:

I. Der Scharfrichter Rosenfeld und sein Pate v. Julius von der Traun (ein kleines Heft) ist in Wien 1852 bei Carl Gerold u. Sohn erschienen. Wollen Sie, so kann ich Ihnen auch mein Expl. unter Kreuzband schicken. Vielleicht haben Sie es indes schon.

II. Ich erinnere noch an:

zwei in Holland spielende Novellen von Walter Tetsche, die eine heißt der „Entenpiet“; ich meine sie sind zusammen in einem Band erschienen. Höfers Spiegelgeschichte und Frau Venus. Kugler lobte Hefekiel's Halloren, die mir aber nicht bekannt sind; der junge Tischlermeister v. Tieck enthält (Gesammelte Novellen Berlin G. Reimer 1854 S. 41) in der Liebesgeschichte des Magisters eine kleine Novellenperle.

In Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (Neue Folge Bd. I, Leipzig Brockhaus 1856) steht eine kleine Dorfgeschichte von August Becker (Verf. des „Jung-Friedel“) „Die Sternbuben“, die in ähnlicher Weise den Duft der Sage an sich hat, wie das im Hausbuch stehende Gedicht von Falk „Die drei Knaben im Walde.“ Für

mich ist diese kleine stimmungsvolle Erzählung von immer neuem Reiz. Wenn Sie wollen, lasse ich sie Ihnen gern abschreiben. – Vergessen Sie nur nicht den „Finkenpeter“.

Und so seien Sie für heute herzlich begrüßt!

Ihr Th. Storm.

Die erschütternden Terzinen sind dem Andenken der Kinder Ernst und Marianne gewidmet. Ernst war der hoffnungsvolle zweite Sohn aus erster Ehe. Er starb 1871 im dreizehnten Lebensjahr in der Geburtsnacht Wilfrieds, des begabtesten Kindes Hense's. Marianne, die Tochter aus der Ehe mit Anna Schubart, war schon anderthalbjährig gestorben.

In seinen Sprüchen sagt Hense von dem Dramatiker Hebbel, „er hat eine Phantasie, die unterm Eise brütet“. Mit dem Lyriker Hebbel beschäftigte er sich aber in dem tief einfühlenden Aufsatz „Friedrich Hebbel als Lyriker“ im Literaturblatt Januar 1858, dessen Redaktion er für dieses Jahr übernommen hatte. (Auch im zweiten Bande der vermehrten Jugenderinnerungen und Bekenntnisse 1912 abgedruckt). Storms Auswahl (10 Gedichte) aus Hebbels Lyrik im Hausbuch ist besonders glücklich.

Der Entenpiet von Walter Tesche erschien im Band 19 des Novellenschazes, von Julius von der Traun (Alexander Schindler 1819–85) „Der Gebirgspfarrer“ in Band 21, von Edmund Höfer (1819–82) „Kolof der Rekrut“ in Band 12, der ebenso wie andres aus dieser Musterammlung in unsern Tagen in der „Inselbücherei“ eine zweite Auferstehung gefeiert hat.

13.

München, 19. Oktober 1871.

Ich wollt' es noch aufsummen lassen, lieber Storm, bis ich endlich allen Dank auf Einem Brett entrichten könnte. Aber Sie stürzen mich in immer neue Schulden, so daß die Ratenzahlung nicht nur weiser sondern auch ein innerstes

Bedürfnis wird. Ueberdies wird es noch eine gute Weile dauern, bis ich all Ihre Beisteuern zu unserm Schatz gehörig geprüft habe. Diese Sachen sind unglaublich zerstreut, unsere Hof- und Staatsbibliothek zu vornehm, um in diesem Gebiet es auf Vollständigkeit anzulegen, und auch der direkte Buchhändlerweg wundersam schleppend. Den Scharfrichter hab' ich erst vor drei Tagen bekommen. Der Finkenpeter wird erwartet. Die Narrenburg, die mir nur dunkel vorschwebt, wird kaum zu erlangen sein, da sie schon in Separatausgabe existiert. Auch wollen wir nicht ohne Not mehr als eines von einem bringen. Inzwischen sind von anderer Seite wieder neue wertvolle Findlinge angezeigt worden, über die auch Sie Freude haben werden. Gerstäcker noch nicht eingetroffen!

Von Höfer bringen wir „Kolof, der Rekrut“. Aber „Spiegelgeschichte“, „Frau Venus“ sollen jedenfalls mit auf die Liste kommen. Die „Sternbuben“ sind mir überseht zugänglich, da ich den Band der „Unterhaltungen“ wegen Halms Marzipanleise im Hause habe. Bitte, fahren Sie doch ja fort, Nachlese in Ihren Erinnerungen zu halten. Ich führe sorgfältig Buch und seiner Zeit kommt alles aufs schönste zur Geltung.

Viel Freude hat mir Ihr Hausbuch gemacht, das ich seitdem beständig wie eine Dose mit Herzstärkungen auf dem Tische neben mir habe. Aber mit dem kritischen Durchsehen, das ich freilich angefangen, bin ich ins Stocken geraten. Was soll man da wegwünschen? Höchstens um noch größeren Lieblingen Platz zu schaffen, und das bleibt immer Sache persönlicher Neigung, resp. alter Liebe, die nicht rostet, wenn auch der Gegenstand nicht jung bleiben sollte. Einen habe ich ernstlich vermisst, unsern Wilh. Hertz, der doch sicher ein Lyriker nach Ihrem Herzen ist — war, müssen mir leider sagen, da er sehr träge und unergiebig geworden. Sehen Sie doch das von Geibel herausgegebene Münchner Dichterbuch nach.

Die beiden Klassiker hätte ich weggelassen. Sie sind in jedermanns Händen, und wo fängt man da an und wo hört man auf? Ihre Gedichte sind eben Hausbücher für sich, und es ist immer ein Mißverhältnis, Goethe und Eichendorff räumlich auf demselben Fuß zu behandeln. Ähnlich ist es mit der Volkspoesie, wo man auch vorm Wald die Bäume nicht sieht. Was Sie in der Einleitung bringen, ist mir sehr nach dem Sinn: Sie sagen nur das Wort nicht, das ich dafür brauchen würde: daß es Ihnen auch in der Kunstlyrik vor allem auf den Naturlaut ankommt. — Mit den biographischen Notizen sind Ihnen einige Menschlichkeiten begegnet. U. a. lebt Herm. Kurz (nicht Kurtz) nicht in Stuttgart, sondern in Tübingen. Anderes ist mir wieder entfallen, ich sehe aber das ganze Buch noch einmal genau durch und notiere auch einzelne kritische Fragezeichen.

Aber mit Ihrem Solitaire habe ich beim besten Willen nichts anfangen können. Es ist doch eine gemachte bengalische Beleuchtung, in die er alles bringt, ich meine sein Novellistisches. — Was den Lyriker Hebbel betrifft, so habe ich ihn gründlich studiert, cf. den langen Aufsatz im Lit.=Bl. zum deutschen Kunstbl. von 1858. Was Sie aufgenommen, hat mich auch damals gefaßt, wie ich überhaupt zu meiner großen Genugtuung gerade bei den Feinsten immer das fand, was mir selbst obenan steht. „Laß dich nicht irren des Gottschalls Geschrei!“ Dieser Wortschwall wird verwehen und das, was er hat umblasen wollen, bestehen.

Indessen bin ich unterbrochen worden durch einen langen römischen Besuch, kann also nur noch im Fluge für Ihre freundliche Gesinnung gegen meine Lyrika danken. Ein Schelm gibt mehr als er hat. Es wäre mir aber nicht lieb, wenn man mir das Geben überhaupt lieber geschenkt hätte, und so erfreut mich jedes Annehmen.

Seien Sie schönstens begrüßt!

Ihr alter Paul Hense.

Von Wilhelm Herz (1835–1902) enthält Weibels Münchener Dichterbuch (Stuttgart 1862) außer „Hugdietrichs Brautfahrt“ noch 8 Gedichte, deren lauwarmer Künstlichkeit aber die Nichtbefolgung der Anregung Heyse's in den späteren Auflagen des Hausbuches rechtfertigt.

Die Klassiker wurden in späteren Auflagen fortgelassen, von Hermann Kurz, von dem nur „Mühmchen 2“ in der ersten Ausgabe enthalten ist, vier andere Gedichte aufgenommen.

J. Solitaire ist Woldemar Nürnbergger (1818–69). Storm sagt im Hausbuch über diesen keineswegs alltäglichen aber ganz vergessenen Mann: „Es dürfte unter den deutschen Dichtern kaum einen zweiten geben, in welchem das faustische Element mit so ergreifender Innerlichkeit und in so lebensvollen, farbensatten, wenn auch von düsterer Blut bestrahlten Gebilden zur Erscheinung gekommen wäre.“

Die Zusammenstellung Gottschall-Wortschwall erinnert an eine Anekdote über ein Scharmützel zwischen Gottschall und Walesrode: „Gottschall Wortschwall, Poesie nie“. „Walesrode Episode in der Literatur nur“.

14.

Husum, 24. Juni 1872.

Lieber Heyse!

Unjung und nicht mehr ganz gesund, wie ich es bin zu dieser Stund, folge ich dem Rat meiner Ärzte und gehe, einer jahrelang wiederholten Einladung nachkommend, auf einige Wochen zum Reichsrat Schindler, (cf. Hausbuch: Julius v. d. Traun) der den Sommer auf seinem Schlosse Leopoldskron bei Salzburg wohnt. Dabei komme ich durch München, (ich denke in den letzten 5 Tagen des Juli) wo ich einen Tag zu bleiben dachte. Sind sie dann dort oder ausgeflogen; ich möchte Sie doch gerne noch einmal wiedersehen; und Frau Klara, wie steht's mit der? Mögen Sie mir hierüber Nachricht geben?

Ich schrieb vor einiger Zeit an Schindler in puncto Aufnahme seines Scharfrichters; er antwortete mir, daß Sie ihm bisher nicht geschrieben. Wenn Sie übrigens nicht

etwa unangenehme Erfahrungen mit den, meines Erachtens, viel bedenklicheren Geschichten von Kleist und Keller gemacht haben, so wüßte ich nicht, weshalb der Scharfrichter außen verbleiben sollte.

Mein Vetter Ludwig Scherff, dem ich im vorigen Jahre die, etwas leicht gezimmerten „Neuen Liedlieder“ zur Komposition widmete (Salon), wird mich auf meiner Reise begleiten, da er in der glücklichen Lage ist — nein, das „da“ paßt nicht; ich wollte nur in Betreff seiner erläuternd bemerken, daß er in diesem Frühjahr seine Stellung als zweiter Beamter der norddeutschen Bank in Hamburg quittierte, um sich ganz seinem Naturberufe, der Musik, zu widmen; eine Jugend-Oper „Die Rose von Bacherach“, worin, wie der alte Eggers sagen würde, die Romantik man so rauscht, ging diesen Winter über die Hamburger Bühne und erregte viel pro et contra. So viel zur Orientierung, falls Sie ihn als meinen Reisegenossen treffen sollten.

Aus den letzten Bänden des Novellenschatzes habe ich den Titel „Engel-Ehe“ für ein sehr inniges Gedicht entwandt; confer ich denke, nächstes Salonheft.

Mit Gruß

Ihr Th. Storm.

Ludwig Scherff ist entfernt mit Theodor Storm verwandt gewesen. Vergl. den Aufsatz Werner Deetjens „Th. Storm und die Familie Scherff“ in dem von Friedrich Düfel herausgegebenen Storm-Gedenkbuch zum 100. Geburtstag des Dichters (Braunschweig).

Der alte Eggers war Friedrich (Friede) Eggers (1819–72), Heyses „Studienkopf“, der Herausgeber des Kunstblatts und spätere Professor am Berliner Polytechnikum. H. Wolfgang Seidel hat diesem hochbegabten Dilettanten, der dem ganzen Tunnelkreise nabestand, in „Th. Storms Briefen an Friedrich Eggers“ (Berlin 1911) eine ausführliche Lebensskizze mit Proben aus seinen Dichtungen gewidmet.

„Engelste“ ist der Titel einer Novelle von Karl Spindler (1796–1855) im 8. Bande des Novellenschatzes.

15.

München, 26. Juni 1872.

Sicherlich werde ich Sie um jeden Preis hier oder dort an= und hoffentlich festhalten, hier in München, wo mirs freilich gerade gegen Ende Juli wegen des Universitäts=Jubiläums nicht am gelegensten schiene, alter Freundschaft froh zu werden, wo ich aber gleichwohl als Festspielhelfershelfer schwerlich zu entbehren bin, oder, falls ich dennoch loskomme, halbwegs Salzburg, in unserm stillen Seewinkel, Prien geheißnen (dicht vor dem Thiemsee). Hier würde ich Ihnen dann auflauern, Sie nötigenfalls mit Gewalt, wenn die sanftüberredende Bitte meines Weibes nicht ausreichen sollte, von der Bahn ablenken und mich einige Tage Ihrer bemächtigen. Mich dünkt, auch das Scharfrichter=Kapitel könnte bis dahin vertagt werden. Nur so viel, daß ich zwar nicht gerade sehr dafür, Kurz aber desto mehr dagegen war. Seitdem — gerade in den letzten 8 Tagen — habe ich umsonst nach Genießbarem in den „Südfrüchten“ desselben talent= und geistvollen Mannes herumgesehen. Er ist leider von denen, die Früchte in Senf einmachen. Der Scharfrichter ist doch wenigstens in englischem Pfeffer konserviert. Aber Kurz stößt sich — mehr noch als am sogen. Anstößigen — an dem cruden Spuk, der obenein an Kasperl und Annerl erinnert.

Mehr davon mündlich. Eben erhalte ich Band IX mit der Malerarbeit, an der ich corrigendo wieder meine reine Freude gehabt habe. Das Buch wird Ihnen aller= nächstens zugehen.

Von Frau Klara soll ich Ihnen erzählen? Traurigstes haben wir überstanden, und wenn es jetzt gelinder geht, hoffnungslos bleibt der Zustand bei all dem. Dazu Hans

in einem Elend, das über alle Beschreibung ist. Wir sind froh, nach drei qualvollen Monaten hoffen zu dürfen, daß wir die beiden teuren Menschen Anfang oder Mitte Juli ebenfalls in die Nähe des Chiemsees werden transportieren können.

Addio für heut. Ich könnte es Ihnen zurückgeben:
Auch alt, und just nicht recht gesund,
Hielt ich wohl klüger heut den Mund;

Aber da das Erstere morgen nicht anders und das Zweite hoffentlich soweit besser ist, daß ich mich meiner Arbeitslasten wieder nach Kräften erfreuen kann, habe ich diesen trüben Regentag beim Zipfel genommen, Ihnen zu sagen, daß ich mich auf ein sonniges Wiedersehen von Herzen freue.

Ihr alter getreuer

Paul Heyse.

Im Juni dieses Jahres dichtet Heyse das bisher ungedruckt gebliebene „Festspiel zum 400jährigen Jubiläum der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität, das am 31. Juli vor „Lohengrin“ im Nationaltheater aufgeführt wird und sich nach Heyses Tagebuchnotiz „sehr rund und farbig“ machte.

Die „Südfrüchte“ J. v. d. Trauns (Schindlers) sind 1848 erschienen. Die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ von Clemens Brentano ist im ersten Bande des Novellenschatzes enthalten.

Hans Kugler (1840–73), der talentvolle jüngste Sohn Franz Kuglers, der als Maler auf Böcklins Spuren ging, war von einem unheilbaren und qualvollen Nervenleiden befallen worden, unter dem Klara Kugler in ihrer grenzenlosen Mutterliebe schwer litt.

Am 29. Juli trifft Theodor Storm mit Ludwig Scherff in München ein. Seit Heyses Hochzeit am 15. Mal 1845 sehen sich die Freunde zum ersten Male wieder. Heyses Tagebuch berichtet — wie immer im

Telegrammstil:

„Um 2 in den Rheinischen Hof, Storm und seinen Reisegefährten, den Komponisten Scherff aus Hamburg, abgeholt, mit ihnen im Café National gegessen. Sie gehen mit mir nach Haus, Storm singt Scherffsche Lieder; reißt morgen zu Schindler nach Leopoldskron.“

Am 18. August kehrt dann Storm von Leopoldskron zurück und trifft in Prien, der Sommerfrische der Familie Heyse, mit dem Freunde zusammen. Heyse's Tagebuch:

„Um 12 Storm von Leopoldskron nachmittag mit ihm im Regen geschlendert, ihn gezeichnet. Abends den blinden Schauspieler Justian in ein paar kleinen Stücken gesehen.

Montag 19. Aug. Storm früh zu uns, mit ihm Novellenschatzgeschäfte besorgt, geschlendert, gefrühstückt, um 12 ihm das Geleit an die Bahn gegeben.“

Von Husum aus schickt dann Storm sein und seiner Frau Do Bildniß. Der Begleitbrief fehlt.

16. München, 25. Oktober 1872.

Allerschönsten Dank, lieber Storm, für die Bilder, die doch von Ehepaar zu Ehepaar gemeint sind, wenn Sie sie auch an das Album meiner Frau adressiert haben. Ich freue mich herzlich, nun endlich die Bekanntschaft der Ihrigen gemacht zu haben, die ich so gerne in Person fortsetzen möchte. Es gibt Gesichter, denen man sich auf den ersten Blick alt befreundet fühlt. Grüßen Sie sie einstweilen auf das freundlichste, und hier ist auch gleich Gruß und Dank meiner Liebsten, die nach sechsmondelanger Entfremdung in ihr Hauswesen wieder Regel und Ordnung bringen muß und daher nicht flügge, ich meine federfertig ist, um Ihnen selbst ein Wort zu senden. Der Nachklang jenes Tages in Prien ist auch uns lieb und teuer. Fahren wir fort, den Faden zwischen Süd und

Nord, lose wie es ja leider nur sein kann, aber unzerreißbar fortzuspinnen.

Wir sind seit dem Sonntag von Meran zurück, wo uns die sommerlang bewährte Tücke der Himmlischen aufs Beste treu blieb. Regen über Regen, der Tag der Abreise der erste südlich heitere, dabei unser Bübchen nach schwerem Bahnsturm wieder recht guter Dinge, die auch hier vorzuhalten scheinen, wenn auch zu eigentlicher Genesung vor dem Ende des Bahnprozesses keine Aussicht ist. Wir haben auch jetzt eine treue Helferin an dem Kindsmädchen, mein Weib lernt wieder schlafen, ich selbst gedenke es in dieser Kunst, die mir ziemlich abhanden gekommen, wieder zu meiner alten Meisterschaft zu bringen. Es tut not; denn ich habe, seit Sie fortgegangen, sehr empfunden, wie schlechte Wirtschaft ich das letzte Jahr geführt, wie ich schon ohne es zu merken angefangen habe, von meinem Nerven-Kapital zu leben, statt mich an die Zinsen zu halten. Nun will ich durch strengste Ökonomie den drohenden Bankrott mir fern halten.

Lassen Sie uns zugute kommen, was Ihnen an Lesefrüchten in den Schoß fällt und des Aufhebens wert scheint. Mit Kurz war ich drei Tage in kleinen schwäbischen Nestern zusammen. Auf dem Zettel, der das Programm der nächsten Serie enthält, steht ein Band nach Ihrem Herzen;

Rosenblütchen und Hyazinth.

Undine.

Schlemihl.

Germelshausen.

Alles sonst von Ihnen Angedeutete soll nach und nach gemustert werden. Es hält aber unerhört schwer, so verlorene novellistische Bändchen aufzutreiben. Auch nach Ricketicketack habe ich vergebens gefahndet.

Frau Klara und Hans fanden wir über Erwarten in gutem Zustande, Hans noch immer ganz zur Untätigkeit verdammt, aber doch wieder mit aufglimmendem Lebensmut und gesunder Farbe. Natürlich wird Frau Klara sehr erfreut sein durch Ihre Sendung (München, Augustenstraße 9). Unsre Bilder erhalten Sie, sobald wir neue Exemplare haben. Ich wollte aber unsern Dank und Gegengruß nicht noch acht Tage hinauschieben. Lassen Sie sich's gut gehen, liebster Freund, und gedenken Sie

Ihres getreuen

Paul Hense.

Novalis' Märchen von „Hyazinth und Rosenblütchen“ aus den Lehrlingen von Saïs und Fouqué's „Undine“ sind nicht in den „Novellenschatz“ aufgenommen worden, Chamisso's Schlemihl in den 17. Band.

17.

Husum, 30. Oktober 1872.

Liebster Hense!

Nun muß ich aber sofort einen Warnungsbrief schreiben; nun gehen Sie mir wieder ins Extrem! „Undine“ „Peter Schlemihl“ „Germelshausen“ — Schön! Ich meine, so weit dürfen und müssen Sie gehen, daß Sie Erzählungen, die ins Phantastische hinaufsteigen, aufnehmen. — Wo bleiben auch sonst diese armen Fledermäuse — das reine Märchen aber muß ebenso ausgeschlossen bleiben, wie diese Novalische Blumenpielerei, die weder das eine noch das andre ist. Mir erregen diese Dinge nun, — doch das mag Idiosynkrasie sein. — eine wirklich körperliche Uebelkeit; jedenfalls, wo Rosen und Veilchen reden und handeln, da mag es vielleicht noch geistreich sein können, aber die Naturgeschichte und die Poesie hören da auf. Ich bitte, so ungefähr kniefällig, streichen Sie das „Rosenblüt“, Sie haben ja den schönsten Ersatz in der Hand, und setzen hinter

„Germelshausen“ dafür die Beckerschen Irrlichter. Die wird jeder mit Genugthuung lesen, da ist die Luft des Märchens, aber fester Boden unter den Füßen.

Utballa ist gelesen, eine Geschichte, die doch wohl noch grausamer ist als Schindlers Scharfrichter, wo doch der Knabe wie an einem Mutterherzen stirbt. Wo ist Trost, auch nur ein Funken, bei Utballas schauerhaftem Tode? Interessant ist die Geschichte, wenn auch zu Ende des ersten Theils etwas flau.

Vergessen Sie nicht den Gebirgspfarrer, ich möchte auch dabei Ihre Ansicht hören, ob Sie sich bei dieser eminent erzählten Geschichte das Spuk-Ende so gefallen lassen, oder ihn — den Spuk — etwa dadurch, daß er in die Erzählung der alten Gebirgsfrau gelegt wird, etwas ferner gerückt wissen möchten. Die alte Frau könnte es ihrem Sohn, der währenddes eingenickt, erzählen. Schindler war auf meine Einwendungen nicht abgeneigt zu ändern. Lesen Sie doch und schreiben einmal darüber an ihn. Ich halte im übrigen die Geschichte für eine Perle; sie hat nebenbei einen wunderbaren Lokalton.

Wie erfreuend, daß Hans Hoffnung zu Leben und Genesung gibt.

Die Sendung für Frau Klara soll nächster Tage abgehen.

Dank für das gute Wort über meine Frau Do, ich darf versichern, daß der Eindruck des Bildes durch die Wirklichkeit nicht beeinträchtigt würde. Könnten Sie doch mit Ihrer Frau mal einige Tage so recht behaglich bei uns zubringen, das wäre noch eine echte Lebensfreude. Nun — als Vater vieler Kinder lernt man bescheiden sein. Aber halten Sie beide gut Haus mit Ihrem Nervenkapital; Sie sollen noch lange davon leben, meine Zinsen decken schon lange nicht mehr den Bedarf.

Und so mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus.

Ihr

Die Bilder nicht vergessen!

Th. Storm.

Noch eins muß ich erzählen; vor einigen Wochen, am Tage der Sedanfeier, ist Lepel einen Abend bei uns gewesen. Er war sehr herzlich und weicher, als ich ihn sonst gekannt. Es war ein frohes Kinderleben im Hause; denn bis auf den kleinen lebhaften Goldlockenkopf hinab sollte alles den Spaziergang in der illuminierten Stadt mitmachen. Auch Lepel ging mit, und sein preußisches Herz freute sich über den Patriotismus der Husumer, von dem ich auch die Decke nicht lüfte. Das Plaudern der Kinder, das heitre zutrauliche Wesen meiner Frau aber machte ihn still; bis er mich unter den Arm faßte und sagte: „Ach, liebster Storm, ich kann es Ihnen ja nicht verschweigen; ich habe ja das Glück in meinem Hause nicht.“ Und nun erfuhr ich die Trennung von seiner Frau, die offenbar notgedrungene, weil sie das Geld hat, von seinen beiden Söhnen, wovon er jedoch einen als Militär in Berlin bei sich zu bekommen hofft. Er scheint ja auch der äußeren Existenz halber wieder in den aktiven Dienst getreten zu sein, meinte aber, lange würde er es doch nicht aushalten.

Er wollte 14 Tage nach Föhr, scheint nicht über hier zurückgekommen zu sein, hat mir auch nicht geschrieben, obgleich er mir seine gesammelten Balladen schicken wollte.

Sein Besuch hat mir einen ebenso lieben als wehmütigen Eindruck hinterlassen.

Friedes Tod beklagte er sehr.

So – das mußten Sie noch wissen.

Ihr Th. Storm.

Utballa von Helene Hahn (1815–42) aus dem Russischen von Claire v. Glümer erscheint in Bd. 3 des Novellenschatzes des Auslandes.

Bernhard v. Lepel (1818–1885), der Jugendfreund aus dem Berliner Tunnelkreise, stand besonders Theodor Fontane, den er oft auf seinen Wanderungen begleitete, nahe. 1866 war er wieder in akti-

ven Dienst getreten; er starb als Major a. D. Von seinen Gedichten hat Storm „Das Fragment der Psyche“ dem Hausbuch einverleibt.

Friede ist der kurz vorher verstorbene Friedrich Eggers.

18.

München, 1. November 1872.

Lieber Freund!

Nur dreierlei, ehe wieder Gras darüber wächst.

Erstens: Rosenblütchen und Hyazinth haben Sie wohl die letzten dreißig Jahre nicht wieder gelesen. Sie könnten sonst nicht von einer „Blumenspielerlei“ sprechen, auch kaum von einem Märchen, da es viel eher ein symbolisches Gedicht zu nennen ist. Und wenn Sie es jetzt wieder lesen, fragen Sie sich, ob wir die Meister der Erzählungskunst zusammenrufen und diesen Novalis übergehen dürfen. Ubrigens ist der ganze phantastische Band noch in weitem Felde.

Zweitens: wo auch nur ein Funken Trost bei Utballas schauerhaftem Tode sei? Nun bei allen tragischen Geistern Himmels und der Erden, wenn eine so heroische That, ein solches Auslodern reiner Leidenschaft zu dem höchsten Opfermut nicht an sich selbst der himmlischste Trost für unsre pauvre humanité ist, so will ich katholisch werden. Wie ist dies große übermächtige Menschen-schicksal, diese freie That einer starken Seele auch nur in einem Atem zu nennen mit einer gräuelvollen Henkers-legende, bei der ein abergläubiges Fatum sich an einem harmlosen unschuldigen Knaben vollzieht!

Drittens: Was ist's mit dem Gebirgspfarrer? Alle ihre Protégés dachte ich säuberlich in meine Liste eingetragen zu haben und suche darin umsonst nach jenem Schindler'schen Opus, das ich sehr gerne, um des Autors und seines Freundes willen, schatzbar fände. Haben Sie es, so schicken Sie mir's vielleicht unter Kreuzband, samt

Ricketicketack, welches (oder welcher?) gleichfalls wie manches andere hier nicht aufzutreiben ist.

Die Spiegelgeschichte habe ich eben heut gelesen, aber „Kolos“ ist dadurch nicht verdrängt worden. Ein Barockrahmen um eine ziemlich krause Geschichte, sehr gut vorgetragen, wie alles Höferische, doch aber schwerlich musterhaft. Himmel, wenn die Spiegel an zu sprechen fingen, da müßten ganz andere, viel heimlichere Historien ans Licht kommen. Diese aber ist so, wie sie jeder undurchsichtige Zeuge der Weltläufte auch wohl mitzuerleben vermöchte, und darum die gesuchte Umrahmung nicht gerechtfertigt.

Indessen habe ich wieder etliche andere Schatzfunde getan, die Ihnen ergötzlich sein werden.

Nichts für ungut, lieber Freund, wenn ich Ihnen was vorsetzere. Sie haben alle Freiheit, sich an meinen Gustibus zu rächen.

Uddio! Mit schönstem Gruß meiner Liebsten

Ihr Paul Hense

Ricketicketack ist eine Novelle von Henrik Conscience (1812–83), der in unsern Tagen durch das neu erwachende nationale Eigenleben der Flamen wieder in den Vordergrund des Interesses tritt. Der von D. L. B. Wolff aus dem Flämischen übersetzte „Rekrut“ dieses Dichters wird an Stelle von Ricketicketack in Band 10 des Novellen-schatzes des Auslandes aufgenommen.

19.

München, 4. November 1872.

Ricketicketack ist endlich hier aufgefunden worden, bitte also es nicht zu schicken.

Die Geschichte ist recht hübsch, aber doch etwas gar zu märchenhaft und filigranartig. Der Rekrut hat hoffentlich derbere Knochen.

Schönste Grüße!

Paul Hense.

20.

Husum, den 5. November 1872.

Liebster Hense!

Wie nett, daß Sie gleich so losgebürstet haben; halten wirs auch künftig so!

Die Utballa anlangend, so habe ich persönlich nichts dagegen; ich kann schon was vertragen. Aber eine tragische That und einen heroischen Opfermut kann ich ihr nicht zugestehen; sie stirbt ja — das ist deutlich genug ausgedrückt — weil sie den Genuß ihrer eignen Leidenschaft nur durch den Tod erlangen kann; sie wägt den schauderhaften Tod und diese Freuden gegeneinander ab und findet den Kauf nicht zu teuer, und so leidet sie nur die Schrecknisse, für welche sie sich vorher schon selbst bezahlt gemacht hat. Die That einer starken Seele ist es, daß sie für das gemeinschaftliche Glück das Bewußtsein des Preises allein auf sich nimmt; das ist aber immerhin doch nur eine Nebenpartie.

Eine freie That ist das Ganze allerdings, und eine Energie der Leidenschaft offenbart sich auch und das ist allerdings herzerquickend; aber eine „grasse“ Geschichte bleibt es für mich doch.

In peto. „Scharfrichter“, in betreff dessen ich gegen Ihre Bezeichnung an sich nicht viel einzuwenden habe, ist für mich der Schluß, wenn auch nicht tragisch, so doch tröstlich und zufriedenstellend, daß der Knabe an der Brust dessen Mitleid und Liebe findet, der das Werkzeug jener harten grauenvollen Welt sein soll.

Ich habe nun einmal eine langbewahrte Vorliebe für diese Novelle; und sie wird von den meisten geteilt, denen ich sie vorgelesen. Ein Interesse für den Verfasser ist dabei nicht im Spiel, in Bezug auf ihn ist es mir gleichgültig, ob er im Novellenschatz vertreten ist. — Der „Gebirgs-

pfarrer“, den ich nicht besitze, steht in „Skizzen aus Oberösterreich von Julius von der Traun“, Leipzig).

„Rosenblüt und Hyazinth“ las ich gestern wieder, in großer Angst, daß ich mich vergaloppiert hätte! – Wie sie richtig sagen, es ist eine symbolische Dichtung (und damit, meine ich, schon vom Novellenschatz ausgeschlossen) die Blumenspielerei liegt allerdings nur in der Darstellung; aber die Mittel der letzteren sind so allgemein; es fehlt so an jeder bestimmten farbigen Anschauung, der Dichter weiß uns – und ohne das kann ich mir keine Erzählungskunst denken – so gar nicht in seiner Welt heimisch zu machen, ja er glaubt selber nicht an diese farblose Welt; wir fühlen es zu deutlich, daß er mit seinem Symbolisieren draußen wo steht.

Ist das nicht richtig, was ich hier sage, so muß ich gestehen, daß mir für diese Art der Dichtung das Organ fehlt.

Seien Sie nun aber nicht so böshaft, den ganzen hübschen Band ins weite Feld zu schieben.

Ich habe dieser Tage in Kurz „Familiengeschichten“ hineingeguckt; grüßen Sie ihn freundlich; er soll die Novelle, von der Sie mir erzählten, zu Ende machen. Und dann, meine ich, könnten Sie auch bald nicht länger mit was Eigenem zurückhalten.

Ich muß aufs Amtsgericht – ich fühle leider, daß mir diese Geschäfte immer widerwärtiger werden; und muß dabei an unsern seligen Merckel denken.

Herzlichen Gruß von Ihrem Th. Storm.

Traugott Wilhelm v. Merckel (1803–61) ist ebenfalls ein alter Tunnelgenosse aus der Berliner Zeit, dessen lebenswürdiges Talent von den Beschwerden des Amtes – er starb als Kammergerichtsrat – zermürbt wurde. Seine Erzählung „Der Frack des Herrn von Chergal“ hat auch Heise geschätzt. Das Kapitel, das ihm sein nächster Freund, Fontane, in „Von zwanzig bis dreißig“ widmet, ist von besonderer fontanescher Echtheit.

21.

Husum, 2. Weihnachtssonntag 1872.

Liebster Henze.

Zunächst frohes Fest! — Wie gut, daß ich jetzt Ihre Frau und Kinder und dazu auch Ihre Wohnung kenne; da kann ich mir das Weihnachtsleben bei Ihnen so ziemlich vorstellen.

Und dann — „der Finkenpeter“ ist gefangen und anbei folgt er.

Nach dieser langen und großartigen Jagd darf man nun allerdings das Gewicht dieser kleinen Geschichte nicht bemessen; gleichwohl hat sie mir auch jetzt denselben Eindruck gemacht, infolge dessen ich sie Ihnen empfohlen habe. Sie hat einen poetischen Kern in sich und enthält eine Darstellung einer Seite deutschen Gemütslebens, die ich sonst nirgends gefunden.

Also, schenken Sie mir zu Weihnachten den Band „Finkenpeter“, „Sternbuben“, „Germelshausen“ usw. Vom „Scharfrichter“ darf ich nicht mehr reden, aber sehen Sie sich den „Gebirgspfarrer“ in den Skizzen aus Oberösterreich an.

Sie haben mich übrigens schon zu Weihnachten beschenkt. Meine Frau hatte Bücher für mich verschrieben, die nicht angekommen waren. Da, eben vor dem Anzünden, lagen die drei letzten Bände des Novellenschatzes an. „Unter den Tannenbaum“ kommandiere ich sofort; und da lagen sie denn bei den andern guten Gaben. Und heute in der Weihnachtsstube habe ich den „Herrn von Sacken“ gelesen und Ihnen in meinem Sinn dafür die Rettungsmedaille zuerkannt. Gibts nicht noch eine mehr zu retten von W. Alexis? — Nun retten Sie mir aber auch den „Finkenpeter“! Denn daß der sonst verloren ist, dafür haben wir den Beweis in Händen; und 's ist so eine kleine heimelige Geschichte. Zum Ansehen empfehle ich Ihnen die Geschichte im Deutschen

Reichskalender 1873 „Anfſas Wannags“ von Ernst Wichert.
Die iſt gut.

Noch habe ich für einen Gruß zu quittieren, den mir
Aſſeſſor Peterſen geſtern von Ihnen brachte. Er hatte eine
Maſſe intereſſanter Aquarellſkizzen mit einem mitunter be-
wunderungswürdigen Sinn für das Weſentliche auf ſeiner
Reiſe entworfen, die wir beim Teetiſch unterm Tannenbaum
beſahen.

Grüßen Sie Frau und Kinder und Frau Klara und
Hans. Ich habe mich ſehr über Ihren lieben Brief und
die darin enthaltenen Geneſungshoffnungen gefreut. Möge
das neue Jahr noch Beſſeres bringen!

Ihr alter

Th. Storm.

Aſſeſſor Wilhelm Peterſen, der „ſchwarze Peter“ (1835 biſ 1900,
ſtarb als Geheimer Regierungsrat in Schleſwig) war nicht nur mit
Storm, ſondern auch mit Heyſe, Gottfried Keller und Wilhelm Jenſen,
die er auf oft wiederholten Reiſen beſuchte, nah befreundet. Er begleitete
das Familienleben und die Werke der vier Dichter, mit denen er in regem
Briefwechſel ſtand, mit Wärme und viel feinem Verſtändniß. Unter
anderem veranlaßte er auch die im Frühling 1877 beginnende briefliche
Beziehung zwiſchen Keller und Storm.

22.

München, 12. Januar 1873.

Nein, liebſter Freund, mit dem redlichſten guten Willen,
unſer Ohr nach dem Ihren zu ſtimmen und für dieſen
Sinkenſchlag empfänglich zu machen — weder ich noch
Kurz haben es zuſtande gebracht. Wir haben beide ſehr
wohl begriffen, was Sie zu dieſem Köhlerglauben (pardon!)
verlockt hat: eben jener „poetiſche Kern“, der nicht zu ver-
kennen iſt, und der mit einer Schale von Ihrer Mache

gewiß ein sehr anziehendes Gedicht gegeben hätte. Aber Köhler hat's nicht gekonnt, und die Nachbarn dieses Ihres Günstlings lassen keinen Zweifel darüber, woran es dem Guten gebricht — eben an der sinnlichen Kraft und Fülle, einen solchen Kern mit saftigem Fleisch zu umkleiden. Es ist Ihnen gegangen wie uns hartgesottenen Schatzgräbern hundertmal: daß wir in einem schwachen Bändchen auf etwas gestoßen sind, was gar nicht so übel ist und die Krone des Einäugigen unter den Blinden in Anspruch nehmen kann. Nun kommt ein ganz Unvorbereiteter mit zwei frischen Augen darüber und kann die milde Stimmung seines Vorgängers nicht begreifen. Wenn Sie unsern Schatz-Briefwechsel durchstöberten, Sie würden den Kopf schütteln, wie ganz andere, weit berühmtere Sachen das gleiche Schicksal gehabt haben, von dem einen erwählt, von dem anderen mit einem „Gezählt, gewogen, zu leicht befunden“ wieder in die Ecke gestellt zu sein. Schade nur um all Ihre freundliche Mühe, und daß Sie unser Non possumus am Ende für ähnliche Fälle kühl macht. Nun, mit dem Gemelshausen beißen wir uns wieder heraus, hoff' ich, und anderes machen wir Ihnen auch wohl noch zu Dank. „Anffas Wannags“ ist längst notirt. Noch eine Handvoll Ihrer Empfohlenen steht auf der Liste zu näherer Prüfung bereit.

Aber mit dem „Ausland“ machen wir so schlechte Geschäfte — im Vergleich zum Inland, daß es fraglich ist, ob wir die 2. Serie überleben. Seltsam! Die Leute wollen, wie es scheint, das Fremde wohl kennen lernen, aber sich nicht aneignen, id est kaufen, während jeder brave Hausvater etwas für seine Familie zu tun glaubt, wenn er den deutschen Nov.-Sch. in seinen Bücherschrank stellt. Unser Vorrat fertiger Sachen ist noch groß; wir müssen erst damit räumen.

Das neue Jahr hat übel angefangen, ich schleppe mich seit Weihnacht mit einer unsterblichen Grippe, meine Frau

ist eben von einer Diphtherie (!) erstanden, die uns heftig erschreckt hat. Wir haben's ja erlebt, wie sie enden kann! Auch Hans ist sehr elend. Und so genießen wir den unvergleichlich sanften Winter kaum vor aller Unsänfte unserer häuslichen Geschicke.

Ich arbeite aber. Das ist schon viel.

Und hier ist das versprochene Abbild meiner besseren Hälfte mit ihren herzlichen Grüßen an Sie und die Ihre. Mög' es Ihnen gut gehen.

Wenn Sie Assessor Petersen sehen: ich lasse ihm für Nanna danken, über die er leider nur allzusehr recht hat. Leben Sie wohl und wohler

als Ihr

Paul Heyse.

„Anfas Wannags“ von Heyses Freund Ernst Wichert (1831 bis 1902) erschien unter dem Titel „Anfas und Grita“ in Bd. 14 des Nov.-Sch. Wichert hat die Dichtung schon am 1. September 1872 an Heyse gesandt.

Heyses Töchterchen Marianne war 1869 an Diphtheritis gestorben.

Petersens Brief über Zolas Nana ist in Heyses Briefarchiv nicht erhalten geblieben.

23.

Husum, 27. Januar 1873.

Liebster Freund Heyse!

Also nicht „Sinkenpeter“? — Nun, wir können nicht immer derselben Meinung sein. Ich hatte, wie Sie meinem Brief wohl angefühlt haben, auch einige Bedenklichkeiten; aber bei mir schlug eben das andre durch; bei Ihnen die Bedenklichkeiten. — Für den Augenblick möchte ich Sie von den Walthers Töscheschen Novellen außer auf den „Entenpiet“ auf die „Majoratsurkunde“ und „Amor in

Trifots" aufmerksam machen. Ich weiß aber nichts mehr, als daß ich die Sachen vor Jahren gern gelesen habe.

Das neue Jahr hat hoffentlich bei Ihnen jetzt ein ander Gesicht angenommen. Die Folgen der Diphtheritis können freilich, auch wo das Schlimmste nicht eintritt, immer noch schlimm genug sein; in der Regel hinterläßt sie indes doch keine Nachteile, und so wird es hoffentlich auch bei Ihrer Frau geworden sein. In unserem Hause sind leichtere Fälle etwas ganz Gewöhnliches; es ist freilich auch noch kein Unglück daraus entstanden. — Und Hans? Ist denn die Hoffnung auf dauernde Genesung wieder dahin?

Für das Bild Ihrer Frau — es ist natürlich das Braut — rectius: das Bräutigamsbild, und ich finde darin kaum das junge Hausmütterchen, das ich kennen lernte, wieder — freundlichen Dank; ich finde es nun auch ganz natürlich, liebster Freund, daß Sie besten Fuß vorsezen; im übrigen gehört doch noch ein Mann zu Ihrer Frau, was Sie hoffentlich nicht vergessen werden.

Damit Sie Respekt vor unserem musikalischen Treiben hier kriegen, will ich Ihnen erzählen, daß wir im nächsten Konzert den Gluckschen Orpheus geben. In Ermangelung einer zweiten Sopransolistin singe ich den Amor (übrigens treffliche Tenorlage, falls Sie es versuchen wollten) und tröste mich, daß, wenn es nach dem Alter geht, Amor doch noch viel grauere Haare haben müßte, als ich.

"Doch mit den Göttern" — wie heißt's noch weiter? — Ach ich fühle mein Menschentum nur zu sehr, war auch schon im neuen Jahre, weil die alten Nerven plötzlich „Stopp" sagten, acht Tage lang arbeitsunfähig. Jetzt klappert der Wagen wieder weiter.

Und nun herzlichen Gruß Ihnen und allen Ihrigen zum neuen Jahr!

Ihr

Th. Storm.

Kurt von Koppigen ist ein Kabinettstück, auch Samuel Brink eine höchst liebenswürdige Geschichte; war aber von Zschofke nichts besseres zu finden, das ist doch zu lang für eine bloße Posse.

„Karl von Koppigen“ von Jeremias Gotthelf, dem großen Schweizer Volksdarsteller (1797–1854) erscheint im 12. Bde. des Nov.-Sch. Der gleiche Band enthält von Heinrich Zschofke (1771–1848) „Der tote Gast“. Der 10. Band brachte Josef Schreyvogels (1768–1832) Liebesgeschichte „Samuel Brink“.

24.

München, 28. Febr. 73.

Schönsten Dank, lieber Storm, für Ihre „zerstreuten Kapitel“. Der poeta hat seine disjecta membra hier so fein zusammengelesen, daß kaum ein Glied an seiner ganzen Gestalt fehlt. Ich meine, man kann den kompletten Theodor Storm nirgend so bequem in die Tasche stecken, wie in diesem Büchlein; mit Ausnahme des Märchenschauders in Bulemanns Haus ist Ihre ganze Skala hier durchlaufen. Unter den Gedichten hat mich das „Was lärmst du so“ — am tiefsten getroffen. Die „Engel-Ehe“ habe ich nun zum dritten Male gelesen und zum dritten und letzten Male mich resolvirt, sie unverständlich zu finden.

Unser Schatzgeschäft geht rüstig vorwärts. Wir möchten gern unser Heu noch hereinbringen, ehe das Streik-Gewitter auch hier losbricht, darum wird auf Teufelholen gedruckt. Nun ich die Roman-Korrekturen und auch meine Sämtlichkeiten abgeschüttelt habe, kann ich's mit ansehen. Ich nehme aber dennoch jetzt Duodezbriefblätter, da ich eigentlich ganz und gar das Schreiben lassen soll. Diese zwei Monate haben mich mürrisch gemacht und — „wenn (nur jetzt) die Sonne lieblich schiene, wie in Welschland lau und blau“ ging ich gern ein Stück Wegs über den Brenner, um

meine Nerven sich wieder finden und fassen zu lassen. Wir haben ein bißchen viel getanzt, lieber Freund, d. h. meine jüngere, schönere und tanzlustigere Hälfte — die Sie grüßen läßt und sich nicht eben wundert, daß Sie das vor zwei Jahren gemachte Bild in die Brautzeit zurückdatieren, da das Gesicht des letzten Sommers eine böse Kummer- und Sorgenmiene und die Spur langer Nachtwachen zeigte. Jetzt blühen wir dafür desto zweiundzwanzigjähriger, und der Herr Gemahl, ob zwar er nicht mehr auf Tanzkarten glänzt, findet die Nachtwachen beim Wein, zwei Stuben von einem Kotillon, ebenfalls gesundheitsförderlicher, als an Wilfrieds Bette.

Mit dem Ischoffe sind Sie nicht zufrieden? Ja, wenn nur was Besseres, Runderes und Gesunderes zu finden gewesen wäre! Suchen Sie doch einmal. Die berühmte Neujahrsnacht ist geradezu absurd.

Und hier also erfolgt auch der „Mann zu seiner Frau“.
Leben Sie wohl und grüßen Ihr Haus von

Ihrem alten

Paul Heyse.

„Was lärmst du so und weißt doch, daß ich schlafe.“ Mit diesen Worten schließt das Gedicht Storms „Begrabe nur dein Liebstes!“

Das Streifgewitter, das im Zusammenhang mit den Bankkrachen der Gründerzeit in Deutschland ausbrach, folgte, allerdings nur in sehr milder Form, in München bald auf die Betrügereien der Adels Epitzeder, die sogenannten Dachauerbankkrachs. Es handelte sich nur um unregelmäßige Ausstände verschwindend kleiner Arbeitergruppen. Vergl. deutsches Handelsblatt 1873 Nr. 46—52 „die Arbeitseinstellungen in Deutschland“.

Heyse hat gerade die Korrekturen seines bedeutendsten Romans „Kinder der Welt“ abgeschlossen, dessen kurz vorher in der Spenerschen Zeitung erfolgte Veröffentlichung mitbewirkt hatte, dem zahmen Blatt den Lebensodem auszublasen.

Wilfried, geboren in der Todesnacht des im 13. Lebensjahre verstorbenen Ernst Heyse am 5. April 1871 — des zweiten Sohnes von Grete — ist der hoffnungsvolle Knabe aus der Ehe mit Anna Schubart, dessen ganze Anlage nach dem Ableben Ernsts erwarten ließ, daß er einstmal das geistige Erbe des Vaters antreten können werde.

25.

München, 14. November 1873.

Lieber Freund!

Sie haben mir vor Zeiten „Ernsts Nordd. Bauerngeschichten“ empfohlen. Ich bin ihrer endlich habhaft geworden und habe den „Grenzzaun“, dessen etwas hölzerne Energie und aufrechte Solidität mir eingeleuchtet, für den Nov.-Sch. ausgewählt. Nun erfahre ich von Wiegands, daß man dort über den Verfasser nicht das geringste weiß, den Namen Ernst nur für den Kriegsnamen hält, ein höchst seltsamer Fall von strenger Wahrung des Inkognito selbst dem Verleger gegenüber. Wissen Sie vielleicht zufällig, wer hinter diesem Grenzzaune steckt? Schlimmstenfalls würde ich's auf die spätere Indemnität des Autors hin wagen, seine Geschichte in unser Prytaneum aufzunehmen.

Auch für den Entenpiet bin ich Ihnen sehr dankbar. Haben Sie inzwischen Neueres schatzwürdig erfunden? Wir sind einander ganz verstummt. Nun sollten Sie ein übriges tun und meiner traurig verwaisten Lage sich erbarmen. Dieses Geschäft war nur erträglich, so lang es Anlaß gab, wöchentlich zweimal mit einem so teuren Menschen, wie Kurz, ein paar Worte zu wechseln. In meiner Vereinsamung kommt es mir geradezu unsinnig vor, daß ich das deutsche Publikum in einer Kunst, die es schon so herrlich versteht, der Kunst, vorlieb zu nehmen, noch ein weiteres Jahr unterweisen soll. Wollen Sie meine Liste ein bißchen revidieren?

Lassen Sie mich gelegentlich ein gutes Wort vernehmen
und seien Sie mit Ihrem ganzen Hause schönstens begrüßt von
Ihrem

Paul Heyse.

Verfasser der „Norddeutschen Bauerngeschichten“ ist Otto Konrad Zitelmann (1814–1889), der unter dem Namen Konrad Ernst schrieb. Heyse nahm übrigens doch nichts von ihm auf.

Hermann Kurz, der Mitherausgeber und brüderlich geliebte Freund Heyses (geb. 1813), war am 10. Oktober 1873 gestorben, und Heyse widmet sich bald danach mit voller Kraft der Herausgabe seiner Werke, die dann mit einer Biographie 1874/75 erscheinen und den Namen des schwer verkannten schwäbischen Dichters in weitere Kreise tragen.

26.

(Husum, 9. Juli 1873.)

Lieber Freund Heyse!

Wenn ich nicht ohnehin das Bedürfnis fühlte, so müßte ich Ihnen jetzt, nachdem ich Ihre „Kinder der Welt“ gelesen, einmal recht herzlich die Hand drücken. Das Buch hat mir so aus Herzensgrunde gefallen, daß ich Ihnen auch das verzeihe, was freilich die Musen und Grazien Ihnen nie vergeben werden; ich meine nicht die prächtige Christiane, die noch ihren schönen Leib halbwegs mit der Bettdecke verhüllt hat; aber wer erlöst meine Phantasie davon, neben ihr zugleich den schwarzen Gesellen in seinem priapischen Zustande zu erblicken! Auch war es doch wohl vielleicht nicht Christiane Falk, die jene Landtour mitmachte, wo nicht zu verkennen war, daß die kleine Ballerina zum Nach-tisch leiblich verspeißt werden sollte.

Doch das kommt im Verhältnis zum Ganzen für mich nicht in Betracht. Und eine wahre Freude habe ich gehabt, wie der Gedankengehalt überall — ich wüßte keine Stelle,

wo es nicht der Fall wäre — völlig in der Darstellung der Handlung und der Personen aufgeht, so daß gewiß manche Dame das Buch hat lesen können, ohne sich überall des ersteren bewußt zu werden. Prächtigt ist es, wie zuletzt der große Theologe im Triumph mit dem Adel davon fährt; aber eins vermiße ich — den ehrlichen und ehrenwerten fanatischen Pfaffen; denn, wenn wir ehrlich sein wollen, die bilden doch, wenigstens bei mir zu Lande, die sehr erhebliche Mehrzahl.

Soll ich noch einmal etwas in Ihre geheimste Künstlerwerkstatt hineintasten? Zu dem sterbenden Bruder haben Sie von einem in Ihrer Seele ruhenden Mädchenbilde die Farben genommen! Ich sagte mir das beim ersten Bande, beim letzten wurde es mir, ich weiß nicht mehr wo, bestätigt.

Die wollenen Strümpfe, welche die Schustertochter strickte, nicht wahr?, sind Ihnen etwas sauer geworden?

Höchst spaßhaft ist mir die Exaltation unseres Gymnasialdirektors Reck (als Dichter Karl Heinrich „Kaiserwahl“ 1849 „Anna“ ein Idyll; neuerdings „Sedan“, ein Epos), der das Buch für die „reine Gottlosigkeit“ erklärt. Dagegen ist ja denn freilich nicht viel zu erinnern. Also — trotz meiner kleinen Nergeleien, ich bin ganz der Ihre. Sie haben sich gewiß recht frisch und munter gefühlt, als das Buch vom Herzen herunter war.

Liebster Heise, von rechts kommt die Gertrud mit ihrer deutschen, von links die Elsabe mit ihrer französischen Schreiberei; da hat's Krakel auf meinen Briefbogen gegeben. Entschuldigen Sie!

Die beiden letzten Bände des Novellenschatzes sind sehr beifallswürdig. Mit großem Vergnügen habe ich Mügge und ganz besonders Adolf Pichler gelesen, seine frische Bergeswelt wird einem so lebendig; ich genoß die Novelle zuletzt nur in kleinen Portionen, um mich nicht zu

früh davon zu trennen. Ich meinerseits habe, leider, nichts Neues aufgepirscht.

Husum, 17. November 1873.

Liebster Hense, da kam Ihr Brief, und damit Sie sehen, daß und wie ich denn doch Ihrer gedacht, schicke ich vorstehenden Brief doch nun ab, an dem mir derzeit, ich weiß nicht mehr was, nicht recht war.

Die Ernstschen Bauerngeschichten habe ich Ihnen, wie mir dunkel erinnerlich ist, seiner Zeit lediglich nach einem mich ansprechenden Referat daraus zum Ansehen empfohlen: ich weiß nichts weiteres. Aber wagen Sie es nur damit!

Von Solitaire, der ja durchaus mit muß, ist der „Harnisch der Jungfrau von Orleans“ (Guzf. Unterhlt. a. h. H. Neue Folge B. V Nr. 29) vielleicht noch dem andern vorzuziehn. Das Stück hat eine gewisse Größe.

Nehmen Sie nun aber den Scharfrichter von J. v. d. Traun, es ist doch eine entschieden bemerkenswerte Leistung, hat Alle interessiert, denen ich ihn in die Hand gegeben; und so viel daran auszusetzen, ist doch an den meisten aufgenommenen Sachen auch. Sonst aber sehen Sie sich in den Skizzen aus Oberösterreich (ich glaube B. III) die kleine köstliche Geschichte vom Pfarrer im Gebirge an.

Bei Mosen müssen Sie resolut sein wie bei Goethe und Hauff, und, damit er doch vertreten werde, aus dem Kongreß zu Verona die Geschichte der Jugendliebe des Maler Arnold abdrucken, die dieser Buch I Kapitel 6 erzählt. Die Novellen in den Bildern im Moose — es ist nicht recht was, gestern probierte ich meiner Frau den „Ismael“ vorzulesen, sie behauptete aber, es vor langer Weile nicht aushalten zu können. In Ihrer Liste vermiße ich: Droste Hülschhoff: Judenbuche; Johanna Kinkel musikal. Orthodoxie; Vacano: Onkel Irnerius (Westm.); E. Polko: Ferney (Genzianen. Münster 1865.)

Wäre nicht der Tannenschütz von Otto Müller zu berücksichtigen, und gehört nicht auch eigentlich Engels Lorz Stark hinein?

Nächstens erscheint ein kleines novellist. Buch von Uda Christen „Vom Wege“ (Hamburg Campe) mit dessen Durchsicht ich viel Mühe gehabt, und das Sie doch einmal ansehen müssen.

Von August Becker — ja seien Sie auch da resolut und nehmen Sie die quæst. „Sternbuben“. Jeder wird's Ihnen Dank wissen, wenn er dies reizende Stück dazwischen findet.

— Vom Wohnzimmer her höre ich eben meine drei kleinsten Mädchen mit meiner Frau am Klavier singen. Liebster Freund, was das für Silberklänge sind! Wie tun mir die Toten weh, die das nicht mehr hören können!

— Also: Hefekiel's Halloren habe ich mir von Rugler rühmen hören, hab' ihrer nie habhaft werden können, ein Stoff muß da schon liegen. Die Halschen Novellen kenne ich auch beide nicht.

Geben Heigel, Franz v. Nemmersdorf, Frenzel nichts her?

Ich glaube, ich würde auch aus Bechsteins Hexengeschichten (man riecht darin ordentlich den Dunst jener finstern Zeit) (Halle Pfeffer 1854) eine herausziehen.

Schefer, Düvecke stimme ich bei. Smidt Aus einer kleinen Stadt hat mich einst beim Lesen sehr angezogen, mehr als alles andre von ihm (außer dem Devrientbuch), aber ist es einigermaßen ein Ganzes?

Haben Sie an Leo Goldammer gedacht? („Litthauen“ Berlin D. Janke 1858 „Eine Hochzeitsnacht“. — „Auf Wiedersehn“. —)

Uebrigens hab ich mir vor 8 Tagen mit spezieller Rücksicht auf den Hauschatz — denn bei Kurz' Tode fiel mir natürlich Ihr Verhältnis zu ihm ein, — aus des andern Kurz Nachlaß 4 Bände Novellen von E. Ritter antq. bestellt, worin ich meiner Erinnerung nach etwas zu finden hoffe.

Ich werde mich nun bemühen, in der Richtung Ihres Verzeichnisses zu lesen und demnächst weiter berichten. Große scheint mir seit seiner neuen Aera (aus einem Bericht meiner Frau) völlig toll zu werden. Ich kenne wenig von ihm. Puttlitz — „Dame mit d. Hirschzähnen“? Von Gutzkow lobte Mörike die Novelle: „Warum Rousseau seine Kinder aussehte“.

Sollte nicht die Verfasserin von „Gemüt und Selbstsucht“ dieselbe mit der Jugendschriftstellerin U. Stein sein? — Ich werde forschen.

Stimme Ihnen übrigens bis auf's Tittel bei.

Varnhagen konnte ich nicht auslesen. Gern las ich „Incantada“ von unserm trefflichen Kugler, und ich meine, es müßten auch die Fernstehenden mit Freuden lesen. „Mohrenfranzel“? Die letzte Hälfte fällt sehr ab. „Jossy“ unübertrefflich. „Schlangenkönigin“ hat trotz allem ihren alten Zauber bewährt. —

Wollen Sie nun aber nicht, wie sie denn ist, die qu. Novelle von Kurz bringen? Das müßte doch, und auch Ihren Andrea Delfin?

Mich selber anlangend, so werde ich auf meine alten Tage noch ein Vielschreiber. Während eben der „Bettler Christian“ im Salon erschienen, wird bei Westermann schon an einer „Viola tricolor“ gesetzt, worin ich den gefährlichen Stoff — der meines Wissens (u. a. v. Auerbach im Volkskalender) stets nur ganz glatt behandelt ist — in meiner Weise angefaßt habe. Und jetzt sitze ich schon wieder mitten in einer Puppenspielgeschichte, worin ich so frech bin, das Puppenspielerkind bayrisch sprechen zu lassen. Und Sie? Verraten Sie mir doch auch ein wenig, was Sie treiben?

Im ganzen geht's mir recht gut, das gleiche hoffe ich von Ihnen.

Und so — Gruß von Haus zu Haus und demnächst ein Mehreres.

Ihr alter

Th. Storm.

Was machen Hans und Frau Klara? Meine Lisbeth (17 J.) war diesen Sommer in Tübingen und auch einen Abend bei Bernhard Kugler.

„Der schwarze Gefelle“ ist der schuftige Theologie-Kandidat Lorinser, ein Nachfahre des jungdeutschen Bösewichts, der in Henses kulturwie geistesgeschichtlich gleich bedeutsamem Roman eine etwas peinliche

Rolle spielt. „Der sterbende Bruder“ ist Balder, jene Lichtgestalt, über die Georg Brandes in seinem Hefse-Essay (Moderne Geister) so einfühlend spricht, die schwermüthige Künstlerin Christiane Falk, die Gegenspielerin der weiblichen Hauptfigur Toinette, der Erbin des Mignon-typus.

Von Theodor Mügge (1806–61) enthält Bd. 13 „Am Malanger Fjord“, von Adolf Pichler (1819–1900) derselbe Band die Novelle „Der Flüchtling“.

Die Novelle des abenteuerlichen Emile Mario Vacano (1840 bis 1892) heißt „Das Testament des Doktor Irnerius“. Der Roman von Johann Jakob Engel (1741–1802) „Herr Lorenz Starb“ ist zuerst in Schillers Horen 1795/96 erschienen.

Der andere Kurz ist der Literaturhistoriker Heinrich Kurz (1805 bis 1873).

Die vermeintliche Jugendschriftstellerin A. Stein ist der Jugendschriftsteller und Lehrer Robert Springer (1816–85).

Verfasserin von „Gemüt und Selbstsucht“ ist Fräulein von Wolf in Kopenhagen, über die Näheres nicht zu erfahren war.

„Mohrenfranzel“ stammt von Hermann v. Schmid (1815–80), „der arme Josph“ von Franz Wallner (1810–76), die „Schlangenkönigin“ von Otto Roquette (1824–96).

Von Hefse erscheint „der Weinhüter von Meran“ in Bd. 17, von Kurz „die beiden Tubus“ in Bd. 18 des Nov.-Sch.

Die lange kleingedruckte Liste dieses Briefes stellt die Antwort Storms auf einen hier nicht wiedergegebenen Fragezettel Hefses vor.

„Die Puppenspielgeschichte“ ist natürlich Storms „Pole Poppen-späler“.

Bernhard Rugler ist der älteste Sohn Franz Ruglers, Professor der Geschichte am Tübinger Polytechnikum.

27.

München, 23. November 1873.

Lieber Storm!

Ihre Freude an meinen „Kindern“ hat mich sehr erfreut. Der Händedruck eines Handwerksgenossen gilt unsereinem ja mehr als aller Applaus des blöden Pöblikums, das die

Sonne seiner Gunst über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt. Ich plauderte gern mehr mit Ihnen über dies Buch, das mir in jeder Hinsicht als ein Werk der Selbstbefreiung bedeutsam geworden — auch in künstlerischer, da ich mich hier ganz auf meine eigenen Füße gestellt habe, zum allerersten Mal. Was das reine Schwarz betrifft, das ich hie und da auf meine Leinwand gesetzt habe, so konnt' ich es nicht entbehren, da ich auch nach der Lichtseite bis an eine äußerste Grenze gegangen war. Das inkarnierte Göttliche forderte mit Notwendigkeit auch das rein Teuflische im Menschen als seinen Gegensatz. In der Novelle kann man um das Häßliche, das ein unentbehrlicher Faktor der Welt ist, herumkommen. Im Roman nicht, wenigstens nicht in diesem. Ich bin bei seinem Zwillingbruder, gleichfalls einem dreiköpfigen Ungetüm, das in diesem Jahr — der Himmel weiß, wie, unter tausend Nöten und Störungen — sich vollständig ausgewachsen hat und jetzt nur noch gestriegelt und hie und da von einem offenen Schaden kuriert wird. Der Winter geht wohl noch darüber hin. Es ist nicht wieder eine Ausgeburt tiefster Schmerzen, sondern von viel leichterem, heiterer Komplexion, dem süddeutschen Boden, darauf es gewachsen ist, gemäß.

Ich wollte Ihnen aber heute vor allem Dank sagen für Ihre stille Kompagnonschaft beim Novellenschatz. Droste-Hülshoffs Judenbuche ist uns leider unzugänglich. Musikalische Orthodoxie besorgt und aufgehoben. Mosen — ich habe gestern jene Fabelei wieder gelesen, da es mit den Bildern im Moose meiner Frau genau wie der Ihren ergangen ist. Aber auch dies would not do! Nein, dieser affektierte Tiock douloureux hat kein Lebensrecht mehr. Ebenso bedenklich ist mir die neueste Art, Grimassen zu schneiden, die von den Herren Sacher-Masoch und Vacano betrieben wird. Den „Kapitulant“ des ersteren wird man doch wohl nehmen müssen, aber das Testament des Doktor Irnerius

ist doch nur „Mache“, Palette, Färbelei und kokettes Maulspitzen, ohne daß recht gepiffen wird. Ich möchte nicht, daß diese Kochkunst überhand nähme, bei der die Sauce alles und der Braten nichts ist.

Den Scharfrichter Rosenfeld habe ich auch wieder gelesen, ein „Schade!“ mit Eichenlaub! Wäre die abergläubische Wendung mit dem Kinde nur etwas sagenhafter behandelt! Aber zu allem faustdicken Graus und Ekel noch der Aberwitz!

Was hilft's, daß einem die Haare zu Berge stehen? Dieses „Schauern“ ist nicht „der Menschheit bester Teil“. Könnten Sie mir nicht die Pfarrergeschichte unter Kreuzband schicken? Hier sind die Skizzen nicht aufzutreiben und ehe ich sie kenne, möchte ich sie nicht kaufen.

Sie fragen nach Hans und Frau Klara. Fragen Sie lieber nicht. Es ist eine so herzbrechende Jammergeschichte, daß all meine Philosophie daran zu Schanden wird.

Schönste Grüße von dem Original beifolgenden Kärtchens. Und lassen Sie bald wieder einmal von sich hören. Vetter Christan wird hoffentlich nächstens bei mir anklopfen; Rodenberg schickt mir den Salon, und auch die Westermänner versorgen mich allmonatlich mit ihrem Neuesten. Schön, daß Sie arbeiten. Man hat nicht viel bessere Lebensfreuden.

Ihr alter getreuer

Paul Hense.

Dem Briefe liegt ein Bildchen von Henses Sohn Wilfried bei, nachdem Storm vorher Henses und seiner Gattin Bild erhalten hatte.

Hense arbeitet an seinem Münchener Künstlerroman „Im Paradiese“.

Die Pfarrergeschichte ist immer noch Schindlers „Gebirgspfarrer“.
„Die herzbrechende Jammergeschichte“ von Hans und Klara

Kuglers Ende hat Hense in den Jugenderinnerungen mitgeteilt. Sie fand den tragischsten Abschluß. Am 4. Dezember nahm Hans Kugler, von wahnsinnigen Nervenschmerzen über die Grenzen des Erträglichen hinaus gepeinigt, Gift, und die Mutter vergiftete sich, als sie den leblos daliegenden über alles geliebten Sohn erblickte. Sie selber fand rasche Erlösung, Hans Kugler aber erwachte nochmals und wurde erst nach langen Qualen am 12. Dezember durch den Tod zum Frieden geführt.

28.

Husum, 3. Dezember 1873.

Liebster Hense!

Zunächst freundlichen Gruß an Ihre Frau; wie prächtig präsentiert sich auf dem Bilde der kleine Kranke vom vorigen Sommer! Er ist es doch? — So werden Sie ja wohl, wie hoffentlich auch wir, einem gesunden Weihnachtsfest entgegen gehen! Aber mit Hans Kugler?

— Ist denn die Novelle im Salon „Im Fegeseuer“ von ihm?

Bei „Salon“ fällt mir ein: Zum erstenmal bin ich beim „Better Christian“ von meiner Regel „Honorar sofort gegen Manuskript“ abgewichen, und jetzt klage ich das Honorar gegen Herrn Payne in Leipzig ein. Er antwortet nicht einmal. — Dies zur Warnung. Rodenberg habe ich auch hier, wie immer, anständig und liebenswürdig gefunden. Die andere Novelle von Schindler besitze ich nicht, will ihm aber, da ich doch einmal an ihn schreiben muß, sagen, daß er Ihnen den Band einmal auf 14 Tage schicke. — „Doktor Irnerius“ — die Sauce ist wenigstens sehr gut, und manche Feinschmecker sagen, sie sei die Hauptsache beim Braten. Ich stimme trotzdem für.

— Von unserem alten Mörke erfahre ich eben durch Freund Scherer in Stuttgart das Allertraurigste. Meine Frau schreibt, da ich von Amtsgeschäften hundemüde bin, die Stelle ab. Die lautet: „Und nun zu Mörke! Was soll

ich sagen? Ich kann und darf es Ihnen nicht verschweigen: Mörike, der 69jährige Mann, hat nach 22jähriger glücklicher Ehe seine treue brave Frau bösslich verlassen und will nie wieder zu ihr zurückkehren, da sie ihm „völlig antipathisch“ sei! Schuld daran ist einzig Mörikes Schwester Klara, die so lange an dem (schwachen!) Bruder gehezt hat, bis der Bruch zustande kam. Mörike ist im Sommer nach Stöckenburg zu Pfarrer Hartlaub, dann nach Lorch und soll zuletzt in Felbach gewohnt haben, ja nach neuester Lesart bereits wieder hier wohnen (mit Schwester und jüngerer Tochter), während die Frau mit der älteren Tochter Fanny, der Braut, noch einige Zeit in der alten Wohnung bleibt, um dann nach Mergentheim (ihrer Heimat) zu ziehen. Die Schwester Klara hat sich nie auch nur im geringsten um das Hauswesen gekümmert und, da sie kein Vermögen hat, immer auf Kosten ihrer Schwägerin und ihres Bruders im Hause gelebt; sie hat ihre Schwägerin arbeiten und sorgen lassen (und es gab oft schwere Sorgen, wovon Mörike und seine Schwester kaum Notiz nahmen), hat sie dafür fast wie eine Magd behandelt und schließlich noch vom Manne getrennt. Die Geschichte hat hier viel Staub aufgewirbelt und wird natürlich nicht gerade zu Gunsten Mörikes besprochen. Wenn nur die Brautschast der Tochter nicht auch noch darüber in die Brüche geht!“ –

– Die Sache ist doch unsäglich traurig; er hat doch wohl getrunken und sich dadurch abgestumpft. Die Sache ist mir bei der eigentümlichen (schwäbischen) Beschränktheit seiner Natur übrigens wohl erklärlich.

– Es ist ja g'spassig, daß wir beide, Sie im Roman, ich in der Novelle noch ins Himmelblau geraten, mein Vetter Christian wird des hoffentlich Zeugnis gegeben haben. Schön, daß Sie so in der Arbeit sitzen; auch ich fühle mich wie ein Waisenkind, wenn ich zeitweise von den

Musen ganz verlassen bin. Und wie bald — nun, das findet sich.

Herzlichen Gruß!

Ihr

Th. Storm.

Jetzt soll ich noch zwei Stunden Gesangverein pauken.

Die Novelle „Im Fegefeuer, eine Geschichte nach der Natur“ (Salon 1873 Bd. 2) ist tatsächlich von Johannes Rugler gedichtet. In überlegener künstlerischer Art ironisiert er da seine schweren Leiden. 1874 hat Adolf Wilbrandt die Erzählung mit biographischer Einleitung in Wien herausgegeben.

Payne ist der Verleger des „Salon“, Julius Rodenberg bis zur Gründung der „Deutschen Rundschau“ sein Herausgeber.

Georg Scherer (1828–1909) war Dozent der Ästhetik und Literaturgeschichte am Stuttgarter Polytechnikum.

Über den Charakter der Schwester und der Gattin Mörikes und über die Verteilung der Schuld an der Ehezerüttung zwischen beiden Gatten sind die Meinungen der Mörikeforscher zu verschieden, als daß eine Auseinandersetzung mit diesen peinlichen Vorgängen ratsam erscheinen könnte.

Wilhelm Hartlaub (1804–85) war Mörikes vertrauter Freund und Amtsbruder.

Es folgt die Nachricht vom Tode Klara Ruglers, geb. Hitzig. (4. Dezember).

29.

Husum, 8. Dezember 1873.

Also, liebster Hense, Frau Klara war es; ich dachte erst, es gelte Hans. Nun ist es mir doppelt lieb, daß ich ihr doch noch im vorigen Jahr meine Bücher schickte; ich erhielt einen so herzlichen langen Brief von ihr, den ich nun zu ihrem Andenken aufbewahre.

Das Quantum der Vergänglichkeit in unser beider Leben steigt. Am Tage nach Frau Klaras Tode haben wir

hier Konstanzens Mutter (meiner Mutter letzte Schwester) in der Familiengruft beigesetzt. Auch sie ist, im 78. Jahre, sanft entschlafen; aber keines ihrer vieler Kinder war bei ihr in der letzten Stunde; wir erfuhren nichts vorher; denn ihr Sarg kam aus der Irrenanstalt zu Schleswig, wo sie nach einem langen, tätigen Leben, nach einer selten heiteren, sangesreichen und vielbegehrten Jugend, an der auch ich noch teilgenommen, ihre letzten Jahre hinbringen mußte.

So steht denn nun ihr Sarg bei dem ihrer vorausgegangenen Tochter. Und so mag ein Wort, was ich in anderem Sinne bei Konstanzens Tode schrieb, auch wohl für die beiden Frauen gelten, die wir jetzt begraben:

Und die Vernichtung ist auch was wert!

Seien Sie und Ihre Frau mir herzlichst begrüßt.

Ihr

Th. Storm.

Grüßen Sie den Prof. Bernhard, wenn Sie ihm schreiben.

In der Gedichtfolge Storms „Tiefe Schatten“ heißt es: (5)

Und am Ende der Qual alles Strebens

Ruhig erwart' ich, was sie beschert,

Jene dunkelste Stunde des Lebens;

Denn die Vernichtung ist auch was wert.

Es folgt die Todesanzeige von Johannes Kugler. (12. Dezember).

30.

Husum, 27. Dezember 1873.

Lieber Freund Heyse!

„Exeunt omnes!“ schrieb der alte Maler Bickert in sein Tagebuch. Bernhard ist noch übrig von dem guten und so frisch blühenden Hause. Ich will nicht in Sie dringen wegen der „Jammergegeschichte“; nur, wenn die Berichte der

Zeitungen falsch sind; dann teilen Sie mir mit ein paar Worten den wahren Sachverhalt mit! Darum bitte ich Sie; ich kann innerlich nicht recht darüber zur Ruhe kommen, wie ich's mir auch zurechtlege.

Ich habe zu Weihnachten meine beiden Aeltesten noch bis morgen hier, von Kiel aus; der eine mitten im medizinischen, der andre, Ernst, unmittelbar vor dem juristischen Referendar-Examen; mein dritter, der Konservatorist in Stuttgart, hat seinen Weihnachtsabend bei Georg Scherer zugebracht, in dessen liebenswürdiger Familie er eine wahre Heimstätte gefunden hat.

In Ihren Weihnachtsabend ist dies Mal wohl ein Schatten gefallen; die Jugend läßt sich freilich so leicht nichts verkümmern; aber die Aelteren werden doch die Großmutter nicht haben vergessen können.

Aus dem „Heinrich Kurzschen Simplificissimus“, den meine Frau mir zu Weihnachten schenkte, sehe ich, daß Ihr verstorbener Hermann Kurz der erste Entdecker des rechten Verfassers gewesen ist. Dabei ist mir wieder dessen Novelle eingefallen, von der Sie mir erzählten. Wollen Sie die nicht jetzt zum Andenken des Toten in den Novellenschatz aufnehmen?

Lassen Sie mich bald ein Wort hören, und nehmen Sie und Ihre Frau von mir und der meinen die herzlichsten Grüße und Wünsche für das neue Jahr!

Und bleiben wir die Alten!

Ihr

Th. Storm.

„Exeunt omnes“ schreibt in E. Th. A. Hoffmanns *Magnetiseur* (Phantasiestücke in Callots Manier II. Teil) der alte Maler Vickert.

Wegen der „Jammergegeschichte“ vergl. Anmerkung zu Brief 27 auf S. 57/58.

Der „Heinrich Kurzsche Simplizissimus“ sind die von Heinrich Kurz in seiner „Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-

literatur" herausgegebenen „simplizianischen Schriften des H. J. Ehr. v. Grimmelshausen", denen Hermann Kurz 1865 in der „Beilage der Allgemeinen Zeitung" eine eingehende Untersuchung gewidmet hatte.

31. Husum, 22. Februar 1874.

Sie sind für mich verstummt, liebster Henze; aber ich muß Sie stören; denn Sie müssen mir ein wenig helfen.

Das Hausbuch soll neu heraus, und zwar illustriert. Der Sohn von Otto Speckter, Hans Speckter in München, hat das übernommen; und was er an Porträts mit Umgebung aus der Zopfzeit vorgelegt, übertrifft alle meine Erwartungen; stilvoll, echt im Charakter der Zeit und doch schön und frei erfunden; ein Bild zum Rheinweintied von Claudius ist der reine Chodowiecki. Sie werden Ihre Freude daran haben. — Der Text soll etwas beschränkt werden; Schiller und Goethe fallen also weg und noch hier und da dies und das. Auf beiliegendem Zettel habe ich nun allerlei notiert, worüber ich Ihre Ansicht erbitten möchte.

Nicht wahr, ich darf auf Sie rechnen?

Der junge Speckter, den ich von Jugend auf kenne, ein vorzüglicher junger Mann, ist wegen etwaiger Verschaffung des Chamisso'schen Wappens von mir an Sie verwiesen und ich habe ihn gebeten, Ihnen bei der Gelegenheit seine Entwürfe zu zeigen.

— Haben Sie von Schindler seine Gebirgspfarrer-Novelle erhalten?

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihrigen und in wahrer Sehnsucht nach einem Wort von Ihnen

Ihr

Th. Storm.

Otto Speckter war der bekannte Klaus Groth-Illustrator.

Das Rheinweintied von Claudius ist schon beinahe wieder anonym geworden: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher".

32.

Heidelberg, 25. Februar 1874.

Wenn ich lange nichts von mir lesen ließ, liebster Storm, halten Sie's meinen trübseligen Umständen zu gut, die mich sehr redunselig machten, da ich niemand durch meine Tristien die Laune zu verderben wünschte. Nun knüpfen Ihre Zeilen den in die graue Winterluft verflatternden Faden wieder an und ich freue mich, Ihnen einmal auch einen Gefallen tun zu können. Ich habe meine Lulu hierher gebracht, zu Ribbecks, auf drei Wochen. Morgen gehe ich nach Stuttgart, das Nötige wegen der Herausgabe von H. Kurz' Werken zu verabreden. Samstag abend denk ich wieder in München einzutreffen und dann gleich ans Werk zu gehen in Betreff des Hausbuchs. Sehr schön, daß es neu herauskommt und manches Neue dabei hinein. Ich schicke Ihnen baldigst meine Notizen.

Meine Frau soll Mitte März zu einer Kur nach Würzburg.

Dies nur vorläufig mit besten Grüßen, auch von Ribbecks.

Ihr

Paul Hense.

Lulu ist Henses älteste Tochter Julie, später Frau des Rittergutsbesitzers Dr. Baumgarten auf Bschölkau bei Leipzig. Hense nennt sie sein „Goldherz“.

Henses Notizen zum Hausbuch fehlen ebenso wie Storms vorher erwähnte Fragen.

33.

Husum, 24. März 1874.

Liebster Hense!

Dank für das Lebens- und Freundschaftszeichen! — Ich habe dieser Tage Ihrer oft gedacht. Wenn es geworden, wie Sie mir schrieben, so ist Ihre Frau jetzt in Würzburg.

Ich habe es auch einmal gefühlt, die liebste Frau krank in der Ferne zu wissen. Hoffen wir, daß der Mai Ihnen den blauen Himmel wiederbringt!

Ihre Notizen zum Hausbuch habe ich in treuem Herzen erwogen oder werde es noch tun, wo mir bisher das Material noch nicht zur Hand war. Fahren Sie bitte gelegentlich darin fort; wenn es auch nicht so sehr eilt, da das Illustriren sich noch in den Anfang 1875 hineinziehen wird, so ist es doch eine Beruhigung, das Material beisammen zu haben.

Vergessen habe ich Ihnen zu sagen, daß von Verlegers wegen das Buch räumlich zusammengezogen werden soll, wogegen nun weiter nichts zu machen ist; es muß daher ziemlich viel mehr hinaus als herein.

Sie wollen nicht vergessen, daß ich Raum gewinnen muß. Um so vorsichtiger gilt's allerdings mit der Aufnahme neuer Sachen zu sein.

Ich lege Ihnen nun einen zweiten Zettel bei, den Sie mir gelegentlich mit ihren Notizen wieder zukommen lassen wollen.

Wie stehts mit Ihrem neuen Roman?

Wie stehts mit dem Novellenschatz? Werden „Germelshausen“ und der „Entenpiet“ nicht bald aus dem Hafen segeln?

Ich bin nach „Viola tricolor“ und „Pole Poppen-späler“ ganz dumm geworden. Vielleicht wächst es wieder, da die Sonne ja jetzt schon so tröstlich scheint.

Gern hört ich auch, wie es mit Kurz' Schriften wird.
Mit herzlichem Gruß

Ihr

Th. Storm.

Beilage dieses Briefs.

Storms Nachricht und Fragen.

- I. Ich muß mit dem Anfang des Buchs bei Claudius bleiben. Für mich ist bei ihm zuerst wieder der Ton, der mir der Kern aller Lyrik ist, teilweise so, daß ich ihn nirgend schöner finde. Ich streiche: „Als der Hund tot war“, „Mann im Lehnstuhl“, „Fritze“.
- II. Arndt. Ja, was von den patriotischen Sachen? Fangen Sie an zu lesen, man kommt überall auf den Sand. Also was?
- III. Hölderlin. Jedenfalls noch „Heidelberg“, „An die jungen Dichter“, auch: „An die Parzen“.
- IV. Höltz. Wo steht, daß Str. 2 qu. von Voss ist? In der Veigtischen Ausgabe der Gedichte finde ich nichts darüber.
- V. Freiligrath. Ich dachte wegzulassen „O, lieb so lang Du lieben kannst“ usw. und aufzunehmen das wirklich bedeutende Zeitgedicht: „Ein Dämpfer kam von Biberich“. Von den anderen Gedichten habe ich nur das auf Joh. Kinkels Tod. Sind sie gesammelt zu haben oder können Sie sie mir auf kurze Zeit verschaffen?
- VI. Hoffm. v. J. Ich denke „Lied eines Verbannten“. „Und wieder hat es mich getrieben“. Die „Landsknechtslieder“ sind mir für den Stoff zu wenig. Wissen Sie noch ein drittes?
- VII. Hammer. Das Gute steht bei ihm unter einem Wust von Streu. Etwa: „Im strengen Winter war der Wein?“ Das bekannte „Laß es in tausend Stücke brechen“ ist doch nur für unglücklich liebende Backfische.
- VIII. Amar a G. Die Mädchen sind mir zu dünn, zumal ich mit dem Buch ins Enge gehen muß.
- IX. L. Seeger. Ja, aber was? Der Mann ist an sich, daß man ihm Sympathie zuwenden muß.
- X. Kurz. In seiner Lyrik ist wohl was drin, mehr als gewöhnlich; aber ihm fehlt überall die völlige Herrschaft über die Sache, wie bei den „beiden Tubus“. Ich habe eine alte Aus-

gabe seiner Gedichte. (Leider ist das Titelblatt weg). Ich nähme z. B. gern das Gedicht: „Tagesanbruch“, komme aber über die ungeschickte Zeile: „dann teures Wort, in dir sei meine Gegenwart“ nicht fort. Es interessiert mich sehr, ich hätte gern von ihm!

- XI. G. Keller. *Infandum, regina jubes renovare dolorem!* Das war ja mein größter Schmerz bei der ersten Ausgabe des Buches. Aber ich kann unsere Haus-töchter doch nicht so direkt von Kindermachen lesen lassen. Etwa wie bei Dingelstedts „Roman“ in Anm. darauf hinweisen.
- XII. Jakobi. *Einverstanden.*
- XIII. Chamisso. „Frauenliebe und Leben“? Mörke sagte einstmals zu mir: „Das ist mir sehr zuwider“! — Das ist auch meine Empfindung.
- XIV. Betty Paoli. *Einverstanden.* Ich denke „Wandlung“ und „Mit Dir“.
- XV. Ad. Wilbrandt. Etwa „das Märchen von der Zeit“? Aber die beiden ersten Zeilen der letzten Strophe scheinen mir sinnstörend, wenigstens heben sie die Einheit des Inhaltes un-gehörig auf. Wie ist Wilbrandts Adresse?
- XVI. Gottschall. Herbstgefühl „Um die Wipfel des Parks“.
- XVII. Droste-Hülshoff. Ist nicht das „Spiegelbild“ der „Jungen Mutter“ vorzuziehen? „Des alten Pfarrers Woche“ muß ich des Raumes wegen opfern, wie manches andre.
- XVIII. Merkel. Was soll geopfert werden, „Die Postillonsnacht“ oder „Ruhe?“ Mir ist das Letzte ganz besonders lieb.
- XIX. Seite 123 scheint mir so Brentanosch, wie möglich; die von seinem Bruder besorgte Gesamtausgabe B. 2 bringt viele derartige Töne; es kommt anderswo nur nicht so heraus.

Die vielen hier geäußerten Absichten konnte Storm in der schönen illustrierten Ausgabe seines Handbuchs leider nur teilweise ausführen.

Unter anderem ist es besonders um das erwähnte Gedicht Freiligraths „Von unten auf!“ „Ein Dämpfer kam von Biberich“ schade, in dem so ziemlich zum erstenmal der heiße Ton des „Proletarier Maschinist“ in vollem Selbstbewußtsein gegen den König von Preußen — Friedrich Wilhelm IV. — erdröhnt.

34.

Husum, 10. September 1874.

Lieber Freund Hense!

Wir haben lange nicht voneinander gehört, keine Lebensspur habe ich von Ihnen gesehen; sogar der neue heitere Roman, von dem Sie mir schrieben — wo bleibt er; nur von der ziemlich mäßig ausgestatteten Kurz-Ausgabe ist mir ein Heft vor Augen gekommen. Nun kommt Freund Petersen und wünscht einen schriftlichen Gruß für Sie, und da gebe ich ihm gleich ein Päckchen mit.

Sie erhalten anbei außer den mir gesandten Sachen eine Novelle von Solitaire, von der ich Ihnen früher schrieb. Da er nach meiner Ansicht im Novellenschatz durchaus vertreten sein muß, so habe ich mit Aufbietung unzähliger Buchhändler des deutschen Reichs fast alle seine Sachen, die zum Teil schon Raritäten sind, zusammengebracht und die Novellen bis auf zwei auch alle gelesen. Ich bleibe indes bei dem „Kuirasß der Jungfrau“ stehen. Es ist eine tiefe ergreifende Geschichte, namentlich zum Vorlesen geeignet. Dabei so kurz, daß dem unglücklichen Autor nach seinem Tode wohl das dazu nötige Plätzchen im Novellenschatz zu gönnen ist.

Sie werden die Novelle nicht leicht dort erhalten können. Ich bitte aber um demnächstige Rücksendung, da ich das Blatt vorläufig aus dem vollen Jahrgang herausgelöst habe und die Novelle überhaupt sonst nicht besitze.

Mein neuestes bei Westermann erscheinendes Büchlein: „Novellen und Gedendblätter“ habe ich mir gestattet, Ihnen freundschaftlich zuzueignen. Da eben der Druck vollendet ist, werden Sie es hoffentlich bald im Festkleide erhalten können.

Lassen Sie gelegentlich von sich, Ihren Arbeiten und Ihrem persönlichen Ergehen hören, hoffentlich hat nichts Trübes Sie in der Verborgenheit gehalten. Ich habe schwere Zeit gehabt und habe sie noch; aber — das ist nichts zum Schreiben.

Seien Sie und die Ihrigen herzlich begrüßt von
Ihrem
Th. Storm.

35.

Undat. Brief Hesses. (München, gegen Ende Okt. 1874.)

Liebster Storm, ich war die ersten beiden Oktoberwochen unterwegs, in Weimar, Köfen und Leipzig, dachte die Havarie, die meine Nerven in den Arbeitsstürmen dieses Sommers erlitten, zu flicken und litt nur neuen Schaden, da ich das Von Hand zu Hand gehen, das tagelange Plaudern selbst mit den vertrautesten Menschen nicht übertragen kann. Nun sitz' ich wieder still zu Hause, vor allen anklopfenden Menschen mich verleugnend, um für die Biographie meines Kurz die Federkraft zu Rate zu halten. Aber Ihrem Anklopfen von ferne kann ich kein Schweigen entgegensetzen. Es war mir eine wahrhafte Freude, meinen Namen vor Ihrem neuen allerliebsten Büchlein zu finden. Und ich will Ihnen den Händedruck dafür nicht schuldig bleiben, so einsilbig es auch bei diesem Besuche wird hergehen müssen, denn Sie glauben nicht, wie viel ich auf unsere alte wackere herzliche Freundschaft und Genossenschaft halte und wie wert mir auch diese öffentliche Bekräftigung derselben ist. Es wird so „gelichtet“ um mich her,

die alten Gesichter tauchen in die Nacht des Todes oder der Trennung unter, manchmal wandelt mich wahrlich schon mit meinen 44 ein Gefühl des Uebrigbleibens an, daß ich die paar Hände der mit mir Uebrigbleibenden, die sich freundlich nach mir ausstrecken, mit doppelter Wärme ergreife und festhalte.

Hier nun, wo mich bei der Heimkehr Ihre liebe Gabe begrüßte, wird mir so gut, wie sonst nicht gerade allzu oft, daß mir der gute Wille nicht die Tat bedeuten muß, sondern daß mir durch diese selbst eine rechte Wohltat geschieht. Sie wissen, daß ich immer zu Ihrem dankbarsten Publikum gehört habe. Das, was mich in den Erstlingen, die ja noch in der Handschrift durch meine Hände gehen sollten, so warm, durch Naturell und Kunst gleich anziehend, berührte, ist Ihnen im Lauf der Jahre immer treu geblieben, und noch zu größerer Sicherheit gediehen. Sie werden kaum einen Leser finden, der Ihrem Stil so bis in alle kleinsten Schattierungen nachgeht, all Ihre Kunst im Andeuten, Fallenlassen, in heiteren und dunklen Halbtönen so zu würdigen weiß. Und daß Sie bei Ihrer Neigung zum Zarten und Pastellartigen niemals der Schärfe und Schneidigkeit, wo man ihrer bedarf, sich entwöhnt haben, daß mitten in Ihren niederländischen Stilleben der starke Herzklang, der erschütternde Naturlaut durchbricht, das ist es, was Ihnen alle Stormianer vergebens nachmachen möchten, und wofür ich Ihnen ganz besonders danke.

Es trifft sich, wunderbarlich, daß mir die vier Geschichten Ihres Büchleins noch alle fremd waren, obwohl ich ihnen schon in Westermanns M.-Heften begegnet war. Aber meine jetzt einsame Novellenschatzgräberei hat mir die Lesemuße so eingeschränkt, daß ich selbst Ihre Nova bis auf leichtere Tage versparte. Und nun erquickten sie mich, da ich sie hier in meiner unfreiwilligen Nerven-Quarantäne genoß, wie edler süßer Wein aus geschliffenem Spitzglase, in das ein

Diätbesslener ein Biskuit taucht, um sich den Genuß möglichst tropfenweise zuteil werden zu lassen. Meine Frau hatte sie schon früher gelesen. Ueber *Viola tricolor* habe ich nicht mit ihr gesprochen. De te fabula narratur — mußte ich vielfach denken.

Ich soll Sie von ihr freundlichst grüßen. Sie ist sehr viel wohler infolge der Bonner Kur, auch die Kinder im besten Flor. Aber ich muß nun schließen. Es reicht auf einmal nicht weiter. Ueber *Solitaire* bedenk ich mich noch. Leben Sie bestens wohl, teurer Freund, Ihr alter getreuer
Paul Heyse.

Heyse schreibt später einer Tochter Storms: „Es ist drollig, daß ich, der soviel Jüngere, ihm den Weg zum Publikum öffnete. Meine Märchen „Der Jungbrunnen“ waren (anonym 1849) in A. Dunkers Verlag erschienen. Eines Tages übergab mir Dunker ein Heft „Sommergeschichten und Lieder“ von einem ganz unbekanntem Poeten mit der Bitte, es zu lesen und ihm dann zu sagen, ob ich ihm raten könne, es in Verlag zu nehmen. Ich gab es ihm zurück mit den Worten, ich könne ihm nur Glück wünschen, die Bekanntschaft dieses unbekanntem Dichters gemacht zu haben. (Vergl. auch Anmerkung zu Brief Nr. 9 auf S. 18).

„*Viola tricolor*“ behandelt in unsäglich zarter Weise das Problem der zweiten Ehe, wie es sich in der Seele eines Kindes der toten Gattin, in der Frau und im Manne spiegelt.

36.

München, 20. Oktober 1874.

Auf die Gefahr hin, lieber Storm, Sie in den Harnisch zu jagen, den Sie mit solcher Pietät in unserer Novellenschatzkammer aufhängen wollen, schicke ich Ihnen den *Solitaire* dennoch zurück, in der Hoffnung, daß eine andere seiner Novellen mit mehr Grund mir erlaube, dem Verschollenen eine letzte Ehre zu erweisen. Ich habe die Novelle übrigens

längst aufgetrieben und nur nicht wieder davon angefangen, weil ich hunderttausend drängendere Pflichten zu vernachlässigen hatte. Sagen Sie mir, wie Sie den Widerspruch erklären, daß der alte Mime mit einer „vielfach um den Hals gewundenen“ goldenen Kette und „großen Ringen“ auftritt, und doch nichts anderes zu versehen hat, als diese Reliquie. Auch sonst ist hier ja von einer „Novelle“ nicht die Rede. Ein Schauspieler, der sich einen letzten Rausch trinkt und dann selig entschläft — nein, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht. Da nähme ich noch lieber das Leibstück meines teuren Kurz „Der rote Husar oder das reitende Irrlicht“, in welchem die Trunksucht wenigstens mit barocker Ungeheuerlichkeit humoristisch verklärt erscheint.

Aber ziehen Sie darum Ihre Hand nicht von mir ab. Amicus Storm, magis amica veritas!

Inzwischen habe ich Ihren „Waldwinkel“ gelesen, vielleicht Ihr virtuosestes Stück, von einem unsäglichen Reiz der Durchführung. Leider steht die Melodie nicht ganz auf der Höhe Ihrer Variationen. Aber dahinter kommt man nicht, so lange man noch zuhört, da einem der Atem versetzt wird und alle Kritik untergeht in der Bewunderung des Vortrags.

Lassen Sie sich in Ihrer „Vielschreiberei“, die Sie sich jüngst einmal übelnahmen, ja nicht irre machen. Einen haben Sie sicher, dem es nie zu viel wird.

Herzlich grüßend

Ihr

Paul Hense.

37.

Husum, 25. November 1874.

(Brief mit Trauerrand.)

Liebster Hense! Sie haben mir in Ihren beiden letzten Briefen so viel Herzliches und Erquickliches gesagt, daß

Ihnen der „Harnisch“ schon so hingehen muß, obgleich es bei Solitaire offenbar nicht auf ein paar goldne Ketten ankommt. Man kann ja auch nicht immer einer Ansicht sein. Daß Sie mir aber den „Roten Husaren“ aufnehmen; Solitaire ist doch eine zu charakteristische Erscheinung in der Novellistik, als daß man nicht suchen sollte eine Spur von ihm zu konservieren. Und wie steht's mit „Germelshausen“? Und mit dem „Gebirgspfarrer“ von Schindler? Und die norddeutsche Bauerngeschichte? Auf Ihre „Judith Stern“ mache ich bis jetzt vergeblich Jagd, da ich mit dem Salon deutlich gebrochen habe und ihn also nicht mehr erhalte. Ihre Novelle hat hier den unbedingten Beifall der Besten; werde sie auch nächstens schon erlangen. Und der neue dreibändige heitere Roman, — er hat sich doch nicht verflüchtigt? Ich will Sie übrigens nicht durch solches Allerlei von Ihrer dem toten Freund gewidmeten Arbeit abziehen; nur, zunächst an ihn anknüpfend, ein paar Fragen in p.c.to. Hausbuch, da der Verleger auf Manuskript drängt:

1. Ich besitze von Kurz, außer den „Genzianen“ 1837 und „Dichtungen“ 1839, die 1836 bei Hallberger erschienenen Gedichte. Kurz ist mir in seiner Persönlichkeit sehr sympathisch aber in seinen Gedichten fehlt mir überall eben das Letzte, was zur Aufnahme bestimmt. Das Reflektieren, und zwar über sich selbst, scheint mir ein böses Hindernis für seine künstlerische Entwicklung gewesen zu sein, es fehlt ihm die reine Hingebung an den behandelten Stoff. Vielleicht ist das in späteren Gedichten besser. Wissen Sie mir einige vorzuschlagen, und wo sind sie zu haben? Auch ich möchte gern zu seiner Ehre helfen.

Nein — weiter sollen Sie mit Hausbuch nicht gequält werden; ich kenne auch diese Nerven Zustände; es soll nichts zu Ihnen kommen, als nur die linde Hand Ihrer Frau, die sich mitunter auf Ihre Stirn legt.

Mein „Waldwinkel“, ja das ist nun einmal eine niederträchtige Geschichte, die mich wohl den besten Teil meiner Reputation kosten wird. Die aber doch nun einmal geschrieben werden mußte. — Während sie den guten Pietsch ganz trunken vor Entzücken macht, ruft der Hamburger Korrespondent aus: Das ist keine gute deutsche Schreibweise, den aphoristischen Skizzenton der Erzählung, wie er im französischen Feuilletonstil beliebt ist, nachzuahmen! — Und meine junge 18 jährige Freundin Baroneß Hermine, schreibt mir zwar, zum Entsetzen meiner Frau: Wäre ich nur Franzi gewesen! fügt aber dann hinzu, die Geschichte ist nicht melancholisch, sie ist pessimistisch! — Nun, „lassen wir das Ungeheuer stehen!“

Der schwarze Rand dieses Briefes — ich weiß nicht, ob Sie die Todesanzeige erhielten — bedeutet den Tod meines Vaters. Er starb in derselben Mitternachtsstunde vom 14./15. September, in der vor 57 Jahren ich, sein ältester Sohn, ihm geboren wurde; aber er starb so sanft, daß in müden Stunden die Erinnerung daran gar tröstlich ist. Nun hab ich freilich keinen Vater mehr; und er war es im besten Sinne.

Leben Sie wohl für heut, und lassen Sie uns für den Rest, der bei Ihnen noch recht groß sein möge, zusammenhalten, soweit das auf solche Entfernung möglich ist.

Mit herzlichem Gruß an Ihre Frau

Ihr

Th. Storm.

Eben lese ich „Ehre um Ehre“ von P. H. angekündigt. Ist das und wo aufgeführt? Was haben Sie denn alles gemacht?

Ludwig Pietsch (1824–1911) Poet, Maler, Journalist war mit der ganzen literarischen Generation befreundet und lebt eigentlich nur in seinen Erinnerungsbüchern weiter.

Die junge Freundin Storms ist Hermione von Preuschen (geb. 1857), die spätere Gattin Konrad Tilmanns, die auch bei Henze in München verkehrte und als Malerin einigen Ruf erwarb, sich auch dichterisch versuchte.

Der Vater des Dichters, Johann Casimir Storm, war 1790 in Westermühlen Kreis Rendsburg geboren und starb als Justizrat in Husum.

38.

München, 22. November 1874.

Lieber Storm!

Ich hatte von Tag zu Tag gedacht, Ihnen Aushängebogen von Kurz' Gedichten senden zu können. Aber der Druck geht so schneckenmäßig langsam, daß ich nun doch Sie nicht länger ohne ein Lebenszeichen lassen mag. Sie erhalten die Bogen etwa in 14 Tagen. Hoffentlich ist da noch Zeit zur Benutzung für das Hausbuch. Was haben Sie denn von Wilh. Herz ausgewählt?

Hermelshausen und der Gebirgspfarrer kommen im dritten Bande dieser Serie. Schindlers angekündigter Besuch in München ist ausgeblieben.

Ich schreibe auch heute noch hinter dem Rücken meiner Nerven, die von allem, was nach Arbeit aussieht, nichts wissen wollen. Bei alledem habe ich ihnen jetzt den Günsti abgetrotzt; die Uebersetzung liegt endlich druckfertig da, 16 Bogen oder mehr, die Frucht von ganzen 16 Jahren.

Im Ubrigen nichts Neues. „Ehre um Ehre“ ist schon 5 Jahre alt, hatte damals das sonderbarste Schicksal auf

allerlei Bühnen, Beifall und Mißfallen, je nachdem die Hauptrolle richtig besetzt war. Hier in München ist das harmlose Ding im Frühjahr sehr gut aufgenommen worden; aber nach 5 Vorstellungen starb die Darstellerin der Blanche. Die letzten Worte des Stücks waren ihre letzten auf der Bühne überhaupt. Nun ruht es wieder. Soll ich Ihnen das Büchlein schicken? Oder haben Sie's inzwischen zu sehen bekommen und sich überzeugt, daß es angeschaut und nicht gelesen sein will?

Meine Frau und die Kinder grüßen Sie freundlichst. — Ihrem schwarzumrandeten Blatte habe ich einen heftigen Schrecken verdankt, da mein erster Blick auf den Namen Storm fiel, und nicht gleich ein zweiter auf den Vornamen. Sie Glücklicher, daß Sie den Vater so lange besaßen. Ich muß mich nun schon seit 18 Jahren ohne ihn behelfen und hätte ihm gern das Beste von meinen Lebensfreuden mit gegönnt. Freilich hätte er auch sein Teil vom Bitteren miterleben müssen.

Addio! Lassen Sie einmal wieder hören, wie Sie's treiben.

Ihr getreuester

Paul Heyse.

Das fünftaktige Schauspiel Heyses „Ehre um Ehre“ stammt aus dem Jahre 1868. Es wurde am 23. und 25. März 1874 als Separatvorstellung vor dem Könige Ludwig und am 26. März zum erstenmale öffentlich im Münchener Hoftheater gegeben. Die Blanche spielte die hochbegabte Johanna Meyer, deren letzte Rolle vor ihrem Tode die Verkörperung dieser Heyseschen Gestalt bei der Aufführung am 13. Mai war. Die Künstlerin starb am 22. Mai. Mit Hermine Bland wurde das Stück 1877 wieder in den Spielplan aufgenommen.

Paul Heyses Vater, sein treuester und verständnisvollster Freund, der Berliner Universitätsprofessor Dr. Karl W. Ludwig Heyse, geb. 1797,

war am 25. November 1855 gestorben. Der Sprachforscher Steinthal war sein begabtester Schüler. Erich Pezet hat mit Karl Herbig zusammen diesem vornehmen Geiste in den Sitzungsberichten der philos.= philolog. und histor. Klasse der bayer. Akademie der Wissenschaften eine tiefempfundene Gedächtnisschrift gewidmet. (1912)

39.

Husum, Dezember 1874.

Noch einen Gruß vor dem Weihnachtsfeste, lieber Hense, das mir bei der schneebedeckten Erde schon ganz nahe gerückt ist! Mögen Sie es mit den Ihrigen gesund und zufrieden erleben!

Vor ein paar Tagen hatte ich in der Rundschau eben Ihre „Nerina“ gelesen, wo der Leser auf so anmutige Weise mit einem fremden Poeten bekannt gemacht wird, wenngleich Verse und Prosa in so annähernd gleicher Ausdehnung sich immerhin etwas gegenseitig beeinträchtigen, und ich erwog eben bei mir, ob, wenn ich statt meines kleinen tapferen Buckligen den Ihrigen geschrieben hätte, die Leute nicht geschrien hätten: das ist wieder einer von den Stormschen Menschen! Warum ergreift er dies unbegreifliche Glück nicht! — Da wurde mir Ihre ganze letzte Sammlung ins Zimmer gelegt, wofür Sie Dank haben sollen, und ich las nun „Judith Stern“. — Ich weiß nicht, mir kommt bei Ihrem Vortrag immer der Gedanke an Mendelssohnsche Musik, es ist wohl die kristallne Klarheit des Stils; denn nichts erinnert bei ihm an die gefährlichen Wege, die die Hensesche Muse wandelt.

Ich habe die „Judith“ natürlich in alle Poren eingefogen, es ist ein ganzer Hense, und Ihr Satan so recht aus den Abgründen der eignen Brust herausgezogen; ich erschrak ordentlich bei der Generalszene, als wenn mir eine eigene Niederträchtigkeit bloßgelegt würde; nur die Ihnen zur Ökonomie des ganzen allerdings wohl nötige Stelle

Seite 223 unten und folgende oben will mir nicht eingehen, mir ist, als hätten Sie selbst das nicht ohne Bedenken schreiben können. Auch hätte ich wohl vor der Szene im finsternen Hause eine Andeutung gewünscht, daß der junge Bursch der schönen Frau ins Blut gegangen. Aber das sind Kleinigkeiten und vielleicht habe ich nicht einmal recht darin. Noch eins ist mir auch nicht klar bei Seite 223. Will Satan sich rächen oder will er sich den Boden düngen für eignen Genuß, indem er den Jungen auf sie losläßt?

Eine ganz treffliche Studie scheint mir der Märtyrer der Phantasie; der treuherzige und unbekümmerte Ton, in dem er sein Geschick erzählt, macht einem diese Bekenntnisse ebenso glaubhaft, als anmutig.

Dagegen habe ich in der ungarischen Gräfin von Seite 87 * * nicht mehr mitkönnen — — —. Doch ich weiß eigentlich nicht, ob Sie dies Geplauder über fertige Dinge mögen. — Jedenfalls also Dank für Ihre liebe Sendung.

Beiläufig: Wollen Sie es als Geheimnis behandeln, wo Ihr angekündigter neuer Roman geblieben ist?

Haben Sie noch ein Exemplar von „Ehre um Ehre“, so würde ich natürlich gern eins akzeptieren.

Die Aushängebogen von Kurz' Gedichten hätte ich gern zum Fest. Hans Speckter besucht uns zwischen den Feiertagen, vielleicht ließe sich eine Illustration feststellen.

Mit W. Herz geht es mir wie Ihnen mit manchem meiner Novellen-Günstlinge; es fehlt mir überall das Letzte, das mir den Impuls zur Aufnahme gibt. Namentlich das sinnliche Element liegt wie unverdaute Stoff-Klumpen in seinen Gedichten. — Ich muß überhaupt — leider — bei dieser illustrierten Ausgabe den Text beschränken, aber Hölderlin soll des ungeachtet voll Genüge geschehen.

Von dem Giusti, der Sie so lange beschäftigt, habe ich — ich gestehe es beschämt — noch nie etwas gehört, mein

etwas altes Konversationslexikon läßt mich auch im Stich, aber das neue meines guten Amtskollegen wird mir hoffentlich Licht geben.

Sie preisen mich glücklich, daß ich meinen Vater so lange behalten. — Freilich; aber in gewisser Weise ist es schwerer, den Vater sterben zu sehen, wenn für einen selbst die Spanne bis zum Abgrund nur noch kurz ist. Mein Vater stand dazwischen; jetzt erst gähnt er mich fühlbar an. Das ist freilich eine selbstsüchtige Betrachtungsweise. Jetzt ist der Schnee schon auf sein Grab gefallen — — — und auf wie manches andre noch!

Wir grüßen Sie herzlich, meine Frau nämlich mit, die müde von Weihnachtsarbeiten neben mir im Lehnstuhl ruht. Natürlich grüßen wir nicht nur Sie, den Mann, sondern die liebe Frau auch; vielleicht ist sie auch müde von all dem Puppen-Anziehen; 15 Stück, kleine und große, liegen bei uns in den Schubladen.

Noch Eins! Die Widmung zu den Novellen hat mich besonders interessiert; einen letzten Berliner Abend — ich weiß aber nicht (so alt wird man schon) ob 1864 oder 9 Jahre früher — machte ich zum ersten und einzigen Mal diesen Abend bei Lazarus mit; vielleicht erinnern Sie es (richtiger: Sie sich dessen). So angenehm er mir ist, so unsympatisch berührte mich die von Ihnen verehrte Frau; ich sah sie aber auch nur das einmal.

Und noch Eins! In der Kopenhagener „Illustreret Tidende“ vom 15. v. M. ist von der Gyldendalschen Buchhandlung eine Übersetzung Ihrer „Kinder der Welt“ angekündigt. Wissen Sie davon? Eine Kopenhagener Zeitung hat fast gleichzeitig mit dem deutschen Erscheinen meinen „Waldwinkel“ in schauderbarer Übersetzung gebracht. Aber Verträge mit Dänemark existieren desfalls ja wohl nicht.

Die Kritik über Ihre Weltkinder in der „Revue des deux mondes“ haben Sie wohl gelesen.

Und nun genug! Im nächsten Brief erfahre ich, was Sie zu Weihnachten bekommen haben.

Herzlich Ihr

Th. Storm.

Für den Novellenschatz des Auslandes.

„Den Fremssynte“ von dem norwegischen Dichter Jonas Lie (ein wunderbar interessanter Schriftsteller). Sein Leben siehe die vorbewegte Nr. der III. Tidende. Demnach soll nächstes Jahr in Berlin eine Uebersetzung seiner Sachen erscheinen. — Er ist 1833 zu Ekerbyden in Norwegen geboren.

Für den Deutschen sehen Sie einmal an „Ein adeliges Fräulein“ von Hieronymus Lorm im deutschen Künstleralbum für 1867.

Wo bleibt meine norddeutsche Bauerngeschichte?

Kommt der neue Band noch zum Fest, ich möchte in den Tagen den „Gebirgspfarver“ wohl vorlesen.

Seit Oktober 1874 erschien die von Julius Rodenberg, dem früheren Herausgeber des „Salon“, begründete „Deutsche Rundschau“ im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin, die wichtigste deutsche Monatschrift der siebziger bis neunziger Jahre, in der Heyse, Keller, Storm, E. S. Meyer ihre wesentlichsten Dichtungen veröffentlichten, und die sich bald zu einer Art Enzyklopädie jener Zeit ausgestaltete. Das zweite Heft enthielt Heyses „Merina“, die aus der Beschäftigung mit dem grüblerischen Dichter des Pessimismus Giacomo Leopardi (1798 — 1837) hervorgegangen war und das Schicksal dieses „kleinen tapferen Buckligen“ kongenial gestaltete. Eine Anzahl der Canzonen und Oden Leopardis, dessen Hauptdichtungen Heyse übersetzt hat, sind eingestreut.



Anna Hesse

Den — freilich nicht erschöpfenden — Vergleich Haysescher Kunst mit Mendelssohnscher Musik hat nicht nur Storm, sondern unabhängig von ihm auch Adolf Stern und Georg Brandes gezogen. In den Stimmen über Haysse, die Brandes am Schluß seines ausgezeichneten Essays (Moderne Geister 1881) sammelt, heißt es: „Er erscheint wie Mendelssohn nach den großen Meistern, Sein Wesen ist wie dasjenige Mendelssohns ein deutsches lyrisches und sinniges Naturell mit der feinsten südländischen Bildung durchdrungen. Beiden fehlt der große Pathos, die durchgreifende Gewalt, der Sturm des dramatischen Elements; aber beide haben natürliche Würde im Ernst, reizende Liebenswürdigeit und Anmut im Scherz, beide sind durchgebildet in der Form, Virtuosen in der Ausführung.“

40.

München, 17. Februar 1875.

Lieber Storm!

Nach langem Stocken setzt sich der Novellenschatz wieder etwas rascher in Bewegung. Ich werde von der Druckerei um Manuscript gedrängt, überschauere meine Liste und finde, daß noch manch teures Haupt fehlt. Können Sie mir raten, was ich von Putlitz, Jensen und Schweichel aufnehmen soll?

Band XXII, der eben im Druck ist, bringt eine sehr merkwürdige Frauenzimmer-Novelle und eine meisterliche Dilettantenarbeit:

Eure Wege sind nicht meine Wege, von Hermine Wild
(Adele Wesemäl),

Eine Nacht, von Ernst Andolt (Bernh. Abeken in Braun-
schweig).

Nun bin ich noch at a loss für den 24. Band, und da mit diesem die Sammlung geschlossen werden soll (bis auf weiteres wenigstens), möchte ich in der Auswahl möglichst vorsichtig sein. H. Lorms Adliges Fräulein, das Sie mir signalisiert, soll hinein; es ist wenigstens ein echtes

Novellenmotiv. Sonst habe ich noch von E. Ferdinand Meyer, das Amulet, in petto; non c'è male. Aber im übrigen bin ich ziemlich auf dem Trocknen und eigentlich froh, daß die Geschichte zu Ende geht. Denn Sie glauben nicht, was dieser Eiertanz in den Vorwörtern mir Mühe und Ekel macht. Ich soll dem geschenkten Gaul nie ins Maul sehen und doch meinem Publikum keinen Wind vormachen. Haben Sie noch Schützlinge, so bitte ich sie baldmöglichst anzumelden. Ich würde selbst eifrig Umschau halten, ließen mir die sich überstürzenden Korrekturen Zeit zu irgend etwas anderm. Der Güstli dehnt sich noch wochenlang hinaus, und nun erst der Roman!

Darüber bin ich gar nicht zum Brieffschreiben gekommen und hätte doch so gern ein bißchen mit Ihnen disputiert. Aber im Sommer, wenn ich die Ellenbogen freier habe. Für heut ist's nur auf einen Notschrei abgesehen.

Hoffentlich haben Sie einen so leidlichen Winter wie wir; ich meine im Hause. Denn draußen könnte er wohl gelinder regieren. Meine Frau grüßt.

Ihr alter getreuer

Paul Heyse.

Von Gustav zu Putlitz (1821–1890) erscheint die Dame mit den Hirschzähnen, von Wilhelm Jensen (1837–1912) *Lycaena Silenae* in Bd. 9, von Robert Schweichel (1821–1907) *Der Uhrmacher von Lac de Jone* in Bd. 8 des Neuen deutschen Novellenschatzes.

Bernhard Abeken (1826–1901), der nationalliberale Politiker, hat außer der kleinen meisterlichen Novelle „eine Nacht“ (1857) nur einen Roman „Greifensee“ (1862) geschrieben.

Die gegenüber Conrad Ferdinand Meyer (1825–98) von beiden Dichtern bei aller Anerkennung im weiteren Verlauf des Briefwechsels geübte Zurückhaltung findet eigentümliche Bestätigung in dem neuen

Werke F. F. Baumgartens „Das Werk E. F. Meyers“ (München 1917) mit seiner Abkehr von einer gewissen Form des „Re-nassancismus“.

41.

Husum, 25. Februar 1875.

Ja, liebster Freund, das ist ein casus knusus! Sie wissen ja, ich würde trotz der goldnen Kette den „Kuiras der Jungfrau“ hineinnehmen, der für mich ein ureigentümliches Kabinettstück ist und bleibt; desgleichen die „schwarze Melancholie“ von Vacano. Und — haben Sie denn die norddeutsche Bauerngeschichte aufgegeben? Ein Stück derbes Schwarzbrot würde dem Novellenschatz gut tun. Otto Müllers „Tannenschütz“ ist, da er selbständig erschienen, wohl nicht zu haben! Schade, daß Raabe schon passiert ist; seine letzten Novellen („Zum wilden Mann“ und „Frau Salome“, beide in Westermann) sind die besten, die ich von ihm gelesen. Jensen schrieb seine ersten Novellen ziemlich vernünftig, aber noch etwas unreif und wesentlich unter meinem, auch wohl unter Dickens Einfluß („Späte Heimkehr“ und „Aus Lübecks alten Tagen“, Berlin Paetel sind ganz hübsch; meine Mutter liebt, was ich nicht gelesen „Karin von Schweden“ Daheim 1869). Seit er selbständig geworden, tanzt er mit souveräner Verachtung des Publikums nicht, wie Sie, auf Eiern, aber auf Stacket-Spitzen, und das ganz zu seinem eignen Vergnügen. „Sansilä“ in Westermann ist die Spitze dieser Tanzkunst. Ich habe ihn nun gebeten, für mich alten Mann, der ich dabei schwindlig werde, einmal eine aparte Novelle mit Unterdrückung von Privatgelüsten zu schreiben und er hat mir eine „Viola alpina“ versprochen, aber die ist noch nicht da. Putliz hat ein hübsches Buch „Die Nachtigall“ geschrieben; was ich sonst von ihm gelesen, scheint mir alles ziemlich egal. Von Schweichel weiß ich gar nichts. Da wären doch auch

wohl noch nähere. Nehmen Sie doch noch die hübsche märchenhafte Geschichte von Becker mit den drei Knaben. Soll es der denn ergehen, wie der Fledermaus, daß sie von den Vögeln wie von den Vierfüßlern ausgestoßen wird? Und — „Fernen“, von unserer Elise! Aber das hat der Oger, der Brunn in Münster. Es ist aber doch wohl sonst eins in ihren Sachen.

Und „Schloß Wartberg“ (Mohnkörner von Ernst Ritter Pest. Heckenast 1846), ich schrieb schon darüber! Scheint mir ein recht beachtenswertes Frauenzimmer. (Siehe über sie Kurz Lit. Gesch.).

Ubrigens geht es mir nicht besser mit dem Hausbuch. Was in aller Heiligen Namen soll ich mit Hermann Kurz machen? Die Gedichte in ihrer Gesamtheit geben ein interessantes und geistig so anziehendes wie bedeutendes Bild von des Verfassers Persönlichkeit. Aber — ein Einzelnes! Die Sachen haben eben ihren Wert durch den Rückschluß auf die Persönlichkeit des Verfassers; ihr Kunstwert ist gering. Sie können das bei aller berechtigten Liebe nicht verkennen. Und ich habe, nachdem ich seine Biographie von Ihrer Hand gelesen, selbst eine posthume Liebe zu dem Mann. Mit dem „Mühmchen“ — weshalb steht es nicht in der Sammlung? — mag ich ihn nicht abspießen; aber was dann? Das schöne Raben-Aldler-Gedicht ist zu lang; das Hausbuch soll ohnedies im Text ziemlich verkürzt werden. Ich tue auch einen Notschrei! Nur eine Korrespondenzkarte!

Ubrigens sollen Sie sich über Hans Specker, dem der treffliche Holzschneider Käseberg zur Seite steht, freuen, wenn das Buch zu Weihnachten bei Ihnen anlangt.

Um noch einmal auf Solitaire zurück zu kommen, er ist eine Art verzauberten, poetischen Ungeheuers, aber er erweckt immer aufs neue meine Teilnahme, er ist einer von denen, die mich zu eigenem Schaffen anregen und dessen im

Buchhandel meist ganz verschwundene Sachen ich mir mit großer Ausdauer fast alle aufgejagt habe. Eben habe ich noch das letzte mir Unbekannte (von meinen Sachen) „Die neue Brücke“, ein niederländisches Gemälde gelesen, es wäre vielleicht das passendste.

In der Anlage schicke ich Ihnen ein Exemplar Ihrer Novellen X. Sammlung zurück, das ich doppelt erhielt und nicht eigenmächtig behalten will; freilich mit einem Hinterhalt: Wenn von Ihren Novellensammlungen Nr. 6, 8 und 9 — die andern, außer 10, habe ich mir alle redlich gekauft — neue Ausgaben kommen, so gedenken Sie meiner. Sollen auch mit den Frühlingswinden eine neue schmucke Ausgabe meiner Gedichte erhalten.

Lesen Sie in dem Meynschen Kalender einmal „Das Trauerspiel auf der Heide“. Ich las es voriges Jahr; da fiel es mir als außergewöhnlich gut auf, wieder gelesen hab ichs nicht; interessieren wird es Sie jedenfalls.

Denken Sie denn aber gar nicht mehr an die von mir Ihnen so dringend ans Herz gelegte Eisenbahngeschichte im Lehrer hinkenden Boten? Sehen Sie einmal meine Briefe nach, falls Sie sie noch haben!

Abgesehen von meiner großen, mich wohl nicht mehr loslassenden Sorge, und da mein jüngster Bruder, der Arzt, der von Neujahr an bis vor acht Tagen in schweren Fiebern gelegen, so daß ich ihn zu verlieren fürchtete — entschieden dem Leben zurückgegeben ist — kann ich wohl sagen, daß auch wir den Winter leidlich bestanden haben. Wir leben hier wirklich nach Goethes Vorschrift „Tages Arbeit, Abends Gäste“! Was so eine kleine norddeutsche Stadt, die doch eine Menge geistiger Elemente (großes Gymnasium etc. etc.) in sich faßt, an Geselligkeit zu leisten vermag, ist unglaublich; und wir sind sehr vergnügt dabei. Wir z. B. geben, um den Bekanntenkreis einigermaßen zu erschöpfen, in diesen acht Tagen drei Gesellschaften mit je

18 Personen. Dabei mein Gesangverein von etwa 50 Personen beiderlei Geschlechts. Vorigen Winter wurde sogar in unserm großen und recht schönen Theatersalon Komödie gespielt, sogar Professoren des Gymnasiums spielten mit und zwar eminent. Nachher blieben Komödianten und Zuschauer, weit über 100 Personen, zusammen — Abendtafel und Tanz. Sie sehen, wir Husumer können nicht verderben. Es handelt sich nur ums Aushalten.

Dabei erscheint in Westermann eine neue Novelle von mir „Ein stiller Musikant“.

Im übrigen komme ich mir oft sehr dumm vor, wenn Sie mir von Ihrem Giussti und Kuh mir von seinem — ja auch Ihrem — Leopardi schreiben! Und ich Unseliger kann nichts als Hochdeutsch und Plattdeutsch!

Mit herzlichem Gruß an Sie und Ihre Frau und Ihr „goldnes Herz“

Ihr

Ih. Storm.

In Nr. 8 der „Deutschen Blätter zur Gartenlaube“ werden Kurz und ich sehr gelobt, wobei interessant ist, daß Keil, dem ich auf lang wiederholte Bitten um eine Novelle den „Vetter Christian“ sandte, mir das Manuskript mit einer niederreißenden Kritik zurückschickte. Jetzt aber ist es auf einmal ein Kleinod.

Raabe ist natürlich unser großer Erzähler Wilhelm Raabe (1831 bis 1910), der nach schwerem Ringen jetzt erst, nach seinem Tode, zur verdienten Anerkennung kommt.

Das „Trauerspiel auf der Heide“ von dem Naturforscher Ludwig Meyn (1820—78) ist im Jahrgang 1873 des von L. Meyn seit 1872 und später von dem Husumer Gymnasialdirektor Keß herausgegebenen schleswig-holsteinischen Hauskalenders erschienen.

Nr. 8 der deutschen Blätter 1875 (literarisch=politische Beilage zur Gartenlaube von Berthold Auerbach begründet) enthält in einem Aufsatz „Neues auf unserem Büchertisch“ über Storm folgende Aeußerungen: „Vom nördlichen Meeresstrande unseres Vaterlandes, von der Westküste Schleswigs her, leuchten sie aus der Seele eines Mannes, der dort in der traulichen Stille eines altertümlischen Städtchens, fern von den zerstreuten Mittelpunkten der Kultur, seiner richterlichen Amtstätigkeit die Muse zu dichterischem Schaffen abgewinnt. Es ist kein übermäßig großer Leserkreis, der neuen Erzeugnissen Theodor Storms eine erwartungs- und andachtsvolle Stimmung entgegenbringt, aber es ist sicher, daß es nur die Besten der deutschen Männer- und Frauenwelt sind, aus denen dieser Kreis sich zusammensetzt. Und gewiß wäre es ein schönes Zeichen fortschreitender Geschmacksveredlung und einer mehr sich vertiefenden Bildung, wenn wir hören, daß die Gemeinde dieser Empfänglichen allmählich immer zahlreicher geworden sei.“

42.

München, 1. März 1875.

Einstweilen nur schönsten Dank: das „Trauerspiel auf der Heide“ erfolgt unter Kreuzband zurück. Ich darf im letzten Bande nur vollwichtige Sachen bringen. Können Sie mir „Die neue Brücke“ zur Ansicht schicken oder den Band näher bezeichnen? Ich täte Ihnen gern den Gefallen, diesen Solitaire, der mir immer nur als ein Halbedelstein vorkam, in den Schatz zu tun. Was Hermann Kurz betrifft, so würde ich „Laßt mich von hinnen“, „Auf der Mühle“, „Aus der Heimat“, „Stufen der Menschheit“, „Diesseits und Jenseits“, „An R. K.“, „Nachlaß“ bei jeder engeren und engsten Wahl der besten Sachen durchzubringen mich getrauen. — Was hat denn Kuh mit Leopardi vor? — Schönste Grüße und einen guten Festmagen!

Ihr alter getreuer

Paul Heyse.

43.

Husum, 20. März 1875.

Liebster Hense!

Es hat so vieles mich umdrängt, daß ich erst jetzt zum Schreiben komme; und ich habe allerlei auf dem Herzen.

Zunächst Kurz — Sie wollen entschuldigen, daß ich Ihnen den Band noch nicht zurückgesandt habe, aber es soll nächstens geschehen. — In Betreff „Laßt mich von hinnen“, „Auf der Mühle“ (was ich mir selbst schon angezeichnet hatte) und zumal „Nachlaß“ (worüber ich — traurig daß das passieren kann — hinweggelesen), auch „Aus der Heimat“ schließe ich mich ganz Ihnen an. „Diesseits und Jenseits“, das ich mir auch schon angesehen hatte, ist mir etwas zu komponiert.

Nun in betreff des Novellenschatzes. Es freut mich Ihretwegen herzlich, daß Sie diese abnützende Arbeit aufgegeben; aber da jetzt ein Abschnitt eintritt, so könnte ein seit ein paar Jahren von mir gehegter Gedanke passend zur Ausführung kommen; nämlich so: Es gibt eine Unzahl meist kurzer Sachen, die, weil sie entweder zu sehr, oder zu wenig der Wirklichkeit angehören, oder zu skizzenhaft sind, oder aus ähnlichen Gründen vom Novellenschatz ausgeschlossen sind, die man aber doch zusammengestellt, resp. aus dem Treibsand gerettet haben möchte. Ich meine, jetzt wäre es Zeit diese Sachen in 1 oder 2 Bände als:

Zur deutschen Novellistik Supplement (band)
zum „Deutschen Novellenschatz“
erscheinen zu lassen.

Meine Serie ist folgende:

- I. Dieck „Die Erzählung des Magisters“ (aus: „Der junge Tischlermeister“)
- II. E. T. A. Hoffmann Baron B. (Serapionsbrüder aus den Gesprächen)
- III. Mörike „Die Lau“

- IV. Mosen „Das Märchen aus dem Kongreß von Verona“
- V. Bechstein „Der kleine Gabelfahrer“ (aus den Hexengeschichten) (?)
- VI. Otto Beneke „Vom Wohldorfer Spielmann“
- VII. Hauff „Hasentreffer“ (Memoiren des Satans)
- VIII. Solitaire „Harnisch der Jungfrau“
- IX. Moritz Hartmann „Bei den Kunstreitern“ (Gartenlaube)
- X. Becker „Die Irrlichter“ — Knaben —
- XI. Vacano „Schwarze Melancholie“ (Westermann)
- XII. Ada Christen „Mademoiselle Lola“ oder „Aus der Kinderzeit“
- XIII. Eisenbahngeschichte aus dem „Lahrer Boten“
- XIV. L. Meyn „Trauerspiel auf der Heide“
- XV. Ferner von E. Polko, wenn es loszueisen ist.

Ich meine, es würde ein sehr interessanter Band, resp. Bände.

Mein „Drittens“ ist rein persönlicher Natur und betrifft die jetzt in Deutschlands Zeitschriften herrschende Novellennot und die damit verbundene Honorarfrage. Mir ist bei einer früheren desfallsigen Anfrage gewesen, als wollten Sie Ihrerseits nicht darüber sprechen. Ist das der Fall, so, bitte, sagen Sie es gerade heraus, und die Sache ist damit erledigt.

Die Sache liegt aber so, daß — wie zwei Redaktionen mir offen erklärt haben — die angesehensten Zeitschriften Gefahr laufen, aus Mangel an akzeptablen Novellen zugrunde zu gehen, selbst von „bedeutenden“ Namen hätten die eingesandten Manuskripte zurückgesandt werden müssen. Alles das wird auch an Sie gekommen sein.

Die Wahrheit zu sagen, sind wir nur sehr Einzelne, die in dieser Beziehung jetzt etwas leisten können; und — wenn auch meine Anständigkeit sich dadurch nicht eben angenehm gebunden fühlt, daß die Verlagsbehandlung der einen Zeitschrift mir in größter Offenheit den wahrhaft glänzenden

(pekuniär) Erfolg ihrer Zeitschrift dargelegt hat, so sehe ich andererseits nicht ein, warum nicht der bessere Poet, so gut wie der bessere Maler sich eines extraordinären Lohns erfreuen sollte. Täglich mehren sich diese Novellenschreier — täglich ist freilich nur bildlich — und, da sie das Durchschnittsgut kaum leidlich beschaffen können, so können sie um so weniger entbehren, daß dann und wann eine von unsern Arbeiten dazwischen ist. Ich denke, es ist nicht unbillig, daß dafür die Buchhändler uns einen entsprechenden Teil ihres reichen Verdienstes überlassen; und ich habe große Lust, sehr viel mehr zu fordern, als ich bisher gefordert und ohne weiteres auch erhalten habe; möchte aber zuvor Ihre Erfahrungen kennen, wobei es sich von selbst versteht, daß, wie meine Aeußerungen bei Ihnen, so auch Ihre bei mir verschlossen bleiben. — Ich erhielt für den Waldwinkel 300 r; für eine nur 5/9 so große Novelle „Ein stiller Musikant“ (noch nicht gedruckt) von Westermann 225 r; so hatte ich auch gefordert. Ich schreibe jetzt eine „Psyche“, die sich bis jetzt recht hübsch entfaltet, und möchte sie nicht umsonst hingeben; denn es handelt sich bei mir darum, die Jungens durchzubringen und für die Töchter etwas zu behalten.

. . . . Was Ruh mit Leopardi will? Ich glaube nichts, als daß er in Schopenhauerschen Stimmungen zu seinen Büchern flüchtet.

Also für heute besten Gruß! Und schreiben Sie mir bald ein paar Worte!

Ihr Th. Storm.

Ich hörte, ich weiß nicht ob von Speckter oder Petersen, Sie hätten sich ein schönes Haus gebaut. Lassen Sie mich doch Straße und Nummer wissen.

Storm nahm dann in die neue Ausgabe seines Hausbuchs von Hermann Kurz folgende Gedichte auf: „Laßt mich von hinnen“, „Auf der Mühle“, „Aus der Heimat“ und „Nachlaß“. Die Einleitungszeilen von „Nachlaß“:

„Ich werde so von hinnen eilen
mit tief verschlossenem Visier“

hat Heyse in dem „Dichterprofil“ Hermann Kurz verwandt:

„Wohl hast du müssen so von hinnen eilen
o Freund, mit tiefgeschlossenem Visier.“

Heyse hat im Jahre 1874 sein von Eugen Neureuther von Grund aus umgebautes Haus (Luifenstraße 22, neben den Propyläen, gegenüber der Lenbachschen Villa) bezogen, ein richtiges Dichterheim, das Wolfgang Kirchbach sehr schön besungen hat.

Die hier so oft erwähnte Eisenbahngeschichte aus dem „Lahrer hinkenden Boten“ heißt „Das stählerne Herz“ oder „Ein Tag aus dem Leben eines Lokomotivführers“ und ist in der Volksbibliothek des „Lahrer hinkenden Boten“ Nr. 61–64 zu finden. Vielleicht meint aber Storm die Erzählung „Der Bahnwärter Martin“ oder „Ein Weihnachtsabend“, die ebenda Nr. 49–53 erschienen ist.

Der Literaturhistoriker und Poet Emil Kuh (1828–76), dessen schöne Briefe an Storm in dem Gedendbuch 1917 teilweise neu abgedruckt sind, bleibt durch seine Hebbelbiographie unvergesslich.

44.

München, 24. März 1875.

Lieber Storm!

Ich soll absolut nichts denken, treiben und schreiben. Meine Nerven sind in einer Rebellion, die nur durch strengste Zucht niederzuhalten ist. Also nur Dank für Ihren Brief. Der Supplement-Novellenschatz soll später erwogen werden. Was die Honorarfrage betrifft, so ist es verdienstlich von Ihnen, wenn Sie die Herren Cofier an möglichst hohe Honorare gewöhnen. Ich habe für die

ungarische Gräfin von Westermann 150 r, für Judith Stern vom Salon 220 r, für Nerina 200 r erhalten, freilich ohne selbst gefordert zu haben. Ein Unterschied ist immer, wo ein neues Blatt entsteht und einen Namen, wie den Ihrigen, in seinen ersten Nummern haben möchte. Den mag es dann bezahlen und den Aufwand unter die Gründungsspesen buchen. Ist ein Journal im Gange, so bin ich mit dem Salonhonorar vollauf zufrieden.

Leben Sie recht wohl.

Ihr invalider

Paul Heyse.

Die Herren Sosier sind die Brüder Sosii, die Buchhändler im alten Rom. Vergl. Horaz, Epistulae I, 20, 2 und ars poetica 20, 2.

45. Miesbach bei Holzkirchen (Bayern),
6. September 1875.

Liebster Storm, alle 14 Nothelfer habe ich schon seit Monaten vergebens angerufen, mir für den Schluß des 24., letzten Bandes unsres Novellenschatzes eine recht schöne, stattliche, glorreiche Novelle ausfindig zu machen, damit es nicht aussehe, als ginge das Unternehmen an Erschöpfung zugrunde. Auf meiner Liste stehen noch Hefekiel (dessen „Hallowen“ mir bisher unfindbar blieben), Jensen (dessen Grumbach auch noch nicht das eine ist, was not tut), Putlitz, Schweichel, D. Ludwig II. (jener seltsame Doppelgänger des Großen, dessen zwei einzige sehr merkwürdige Novellen aus der sel. Urania der Otto Janke sich jetzt angeeignet hat und nicht herausgibt) und einige Unterröcke. Band 24 bringt Lorm, Droste-Hülshoff, Ziegler. Nun sollte ein hoffnungsvoller Junger den Beschluß machen. Wissen Sie denn gar keinen? Mit dem nymphomanen Sacher-Masoch

hab' ich's endlich versucht; aber wo er nicht sein ekelhaftes Golaschgericht von Wollust und Blutdurst austischen kann, ist's nicht weit her. Vacano doch nur ein abgeblähter Sacher. Nun sitz ich überdies noch immer hier auf dem Lande und bin von Bibliotheken abgeschnitten. Meine Nerven treiben ihr heillofes Spiel fort, ich habe seit drei Monaten keinen Strich getan, mich sogar aller Briefwechselei enthalten. Könnten Sie mir aus dieser Klemme helfen, so sollten Sie hochgelobt und bedankt sein. Die Sachen von Saar, die man in Wien so herausstreicht, sind anspruchsvoller als ansprechend, der Innocenz läuft auf eine Absurdität hinaus, die Steinklopfer sind doch auch nur eine Koloritprobe. Bitte lassen Sie mich nicht stecken. — 4—5 Bogen! In guten Tagen würde ich mich hingesezt und die Lücke mit einer Mystifikation eignen Fabrikats gefüllt haben. Jetzt muß ich mir solche Schelmstücke vergehen lassen.

Was macht Ihr Hausbuch?

Sie kriegen in 4—6 Wochen mein Paradies.

Luissimus

Paul Hense.

Otto Ludwig II. ist Emil Freiherr von Puttkamer (1802—1875) der in der Urania 1840 und 1843 zwei Novellen „Reden oder Schweigen“ und „Der Tote von St. Annas Kapelle“ veröffentlichte, die 1871 als „Kriminalnovellen“ bei Janke in Buchform erschienen.

Der dicke George Hesekeel (1819—1874), Redakteur der Kreuzzeitung, war auch ein alter Tunne!genosse, über den Fontane eingehend erzählt. Vergleiche auch Henses Brief vom 21. Oktober 1875.

46.

München, 7. Oktober 1875.

Lieber Storm! . . . Der „Stille Musikant“ est est, von jenem zartfreudigen Gewächs, das man gern gläschenweise

schlürft. — Mit mir leider die alte Not. Und nun der Winter vor der Thür. Basta! — Sagen Sie mir, bitte, die genauere Adresse Ihres Freundes Petersen. Ich fürchte der bloße Name und „Schleswig“ würde nicht genügen. — Mein Franz ist jetzt Avantageur in Magdeburg, alles sonstige junge Volk wohlauf. Ich freue mich zu dem neuen Hausbuch.

Ihr

Paul Heyse.

47.

Husum, 13. Oktober 1875.

Liebster Heyse!

Zunächst Dank für das „Paradies“, wovon ich nun Dreiviertel des Bandes I verschlungen habe.

Zwar schließe ich es immer fort, damit die Erquickung, die mir dieses Buch gewährt, nicht zu bald ein Ende nehme; aber ich bin schwach, es läßt mir keine Ruh, bis ich es wieder hervorgeholt habe. Welch' eine Fülle anziehender Gestalten! Wenn nur die rote Benz nicht am Ende noch ebenso verbrannt werden muß, wie die arme Braut von Corinth! Sie macht mir in der That mitunter etwas heiß.

Und ich darf gar nicht einmal so viel und so eifrig lesen; denn mit meinen Nerven geht's nicht besser, als mit den Ihren. Der Krampf frißt sich mir jeden Tag von der Brust bis in den Leib hinunter. Ich glaub', wir beide müßten ein Jahr lang in ein Kloster gehen.

Das illustrierte Hausbuch wird Sie in punkto Text gewiß sehr enttäuschen; ich habe außer sehr geringen Zusätzen eigentlich nur gestrichen. Das ewige Drängen des Verlegers nach Kürzung verleidete mir die Sache, und da er auf seinen Wunsch die Korrektur selbst besorgte, so ist auch noch dadurch allerlei Unheil gekommen. Sie müssen

sich eben an die Illustrationen halten. Das „Vaterlandslied“ von Arndt ist eine Konzession an Maler und Verleger.

Daß Ihnen mein stiller Musikant gefallen, hat mich recht gefreut. Er ist auch aus den heiligsten Tiefen meiner Seele. Der stille Musikant ist mein heißgeliebter Junge, den ich mit Traumesaugen in seiner Zukunft angeschaut. Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen mit der Bitte, es mir in einem nächsten Briefe zurückzuschicken, das Bild des stillen Musikanten in seiner glücklicherweise noch bestehenden Jugend beizulegen. Das von mir nur, leider, verhunzte Gedicht, das er in seinem 10. Jahre von einem seiner einsamen Spaziergänge mitbrachte, lautete:

Ich ging den Felsen da hinan,
Wer auch nur so was machen kann!
Das ist der liebe Gott dort oben,
Den müssen wir auf ewig loben!
Mit vollem Herzen, mit frohem Mut,
Ich wußte ja, mein Herz war gut –
Ich ging zum Beilschenplatz hinan,
Da dacht' ich wieder von neuem dran:
Wer auch nur so was machen kann!

In einem unterscheidet er sich von seinem Traumgebild; er ist doch zäher; und das wird vielleicht die Sache anders wenden. Ein etwas trostloser Brief, den er mir vor einem Jahr vom Stuttgarter Konservatorium aus schrieb, wo er noch jetzt ist, hat die kleine Dichtung veranlaßt: er geht jetzt seinen stillen Weg dort.

Liebster Hense, ich weiß wohl, hierauf läßt sich vieles antworten; Sie sollen das natürlich nicht; ich mußte es nur einmal einem Menschen schreiben, den ich lieb hab. Wenn Sie dagegen, so bis Weihnacht, einmal einen Einfall haben, wie in meiner „Psyche“ – seltsam, wie ich so auf ein Ihr Paradies so nah berührendes Thema gekommen

bin — ob der Zufall des Wiederfindens ohne zu große Umstände etwas weniger zufällig gemacht werden konnte.

Die beifolgenden von einem Sohn von Constanzens ältestem Bruder verfaßten Familiennachrichten sehen Sie sich gelegentlich einmal an; es geht durch den Hainbund und durch Vossens Garten bis in mein Haus, bringt auch allerlei Seltsames aus der alten Zeit.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihre

Th. Storm.

„Der stille Musikant“, dessen Charakter in träumerischer Weichheit der Hauptgestalt der Storm'schen Novelle zum Modell diente, ist der dritte Sohn des Dichters Karl (geb. 1853), der 1899 als Musik- und Gesanglehrer in Barel in Oldenburg starb.

Die hier erwähnten Familiennachrichten erscheinen 1887 unter dem Titel „Chronik der Familie Esmarch“ als Buch. Storm schreibt eine Einleitung dazu, in der er auf die Beziehungen zum Hainbunde und Heinrich Voss hinweist. Auch in den Briefen an Mörke erzählt Storm am 12. Juli 1853 von Constanze, seiner „Mutterschwestertochter, Enkelin des verstorbenen Zollverwalters Esmarch in Rendsburg, der in seiner Jugend zu den stummen Personen des Hainbundes gehörte und in Fr. Voigts Roman „Hölty“ zur Ergötzlichkeit seiner Kindesfinder die Rolle des unglücklichen Liebhabers übernehmen mußte.“

48.

München, 21. Oktober 1875.

Liebster Storm!

Schade, dreimal schade, daß unser dicker Tunnelgenosse so viel mehr Treue gegen das Königtum als gegen die Kunst bewiesen hat. Ich habe den ganzen Band „Zwischen Hof und Garten“ mit seltsamen Empfindungen durchgelesen und mich gefragt, ob es an dem Manne oder an der Zeit

gelegen hat, daß dies reiche und leichtflüssige Talent doch eigentlich nichts Rechtes zustande bringen sollte. Jene Hallorengeschichte wird vielleicht als Lückenbüßer noch eingeschmuggelt werden, und jedenfalls sollen Sie schönsten Dank haben, daß Sie so getreulich bei unserm Werk ausharren, da seine Tage gezählt sind. Sie werden aber sehen, daß auch bei diesem so glücklichen Motiv das gute Beste, das eigentliche Innerliche, Herzbewegende oder das eigentliche Außerliche, die novellistisch geschürzte Fabel fehlt, die aus dem kleinen Kulturbilde ein kleines Kunstwerk gemacht haben würde. — Den Don Juan werde ich jedenfalls nehmen, wenn Cotta kein Veto einlegt. Es ist das gesündeste Spezimen dieser Krankheit, das ich habe aufreiben können.

Das Bild Ihres stillen Musikanten, das die ganze Zeit auf meinem Pult gestanden und mich mit seinen lebenswürdig romantischen Augen zu ganz eigenen Träumereien angeregt hat, lege ich in diesen Brief wieder mit ein. Meine Frau findet eine große Ähnlichkeit mit dem Vater, ich auch mit der Mutter. Ubrigens können Sie sich getrost nicht nur darauf verlassen, daß er selbst „zäher“ ist, sondern daß auch eine stärkere Luft heutzutage um weichgeschaffne Seelen weht. Freilich grassirt auch der Zukunftswahnsinn mit all seinem seelenlosen Greuel. Aber ein Sproß des Storm-Esmarchschen Geschlechts wird ja wohl dem Echten und Schlichten nie entfremdet werden. Ich bin neulich von einem guten Freunde für ziemlich verrückt angesehen worden, als ich ihm erklärte, Onkel Bräsig schein mir eine weit erhabnere Gestalt, als alle Recken und Asen der Götterdämmerung.

Ich wollte Ihnen auch von meinem geliebten Ernst ein paar Verse — auf Endreime, aus seinem 12. Jahr — mittheilen, aber das sehen Sie besser einmal im Original mit der rührend festen redlichen Kinderhand. Ueberhaupt wird

mir heut das Schreiben wieder saurer. Ich habe sehr bekümmerte verschleierte Tage. In dieser Stimmung traue ich auch meinem Urtheil über dichterische Dinge nicht recht. Ihre Psyche hat mir nicht recht eingehn wollen. Mir schien als hätten Sie sie angefangen, ehe Sie recht damit fertig geworden. Das Motiv von dem Schwimmer der eine Badende rettet, hatte auf Ihre Phantasie gewirkt und nun wollten Sie eine Geschichte daraus machen, ehe noch recht eine Geschichte daraus geworden war. Und doch ist das Motiv, da es ausschließlich auf dem Gefühl der Schamhaftigkeit basiert, nicht günstig. Sie haben sich bemüht äußerst dezent zu bleiben; um so aufgeregter arbeitet die Phantasie des Lesers mit. Baden denn Mädchen splitterfasernackt? Und wenn nicht, wie kann ein im Strandkostüm ohnmächtig den Wellen entrissenes junges Ding gerade eine Bildhauerseele so mächtig entzünden, die ja mit ganzer Nacktheit vertraut ist? Aber ich will die Novelle noch einmal lesen.

Es freut mich, daß mein Paradies Ihnen lebendig nahe tritt. Um die Benz ist mir nicht bange. Selig sind, die heutzutage noch eine Natur haben und sich ihr ohne Winkelzüge überlassen.

Leben Sie wohl, liebster Freund!

Ihr alter getreuer

Paul Heyse.

Hefektels Geschichten und Novellen „Zwischen Hof und Garten“ waren 1854 erschienen. Onkel Bräsig ist Fritz Reuters unvergeßliche Figur.

„Der Zukunftswahnsinn“ bezieht sich auf Richard Wagner, zu dem Heyses klare Natur nie in ein rechtes Verhältniß kommen konnte; er hat auch darüber in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ berichtet.

Dies Gedicht von Karl Heinrich Keß (1824–95), dem Husumer Gymnasialdirektor, sandte Storm an Hense als Erwiderung auf dessen Aeußerungen zur Psyche:

An den Pessimisten Theodor Storm.

Wir lasen „Psyche“, nein! wir schauten dein Gebild
Von ewiger Schönheit, heiliger Keuschheit, reinstem Glanz
Und süße Schauer drangen uns beseligend,
Wie wenn wir Götter sähen, durch das Innerste.
Der armen Menschenseele Falter regten sich
Vom Hauche deines Geistes, und sie trugen sie
Zu jenen Höhen, wo, vom Stoffe nicht beschwert,
Die reinen lichten Urgestalten wandelten.
Nun ist sie wieder eingekehrt ins Irdische,
Doch neubelebt und trunken von Erinnerung;
Hab' Dank, du Guter, für die unvergängliche
Tat deines Geistes und erkenne, daß es sich
Verlohnt zu leben in der mangelhaften Welt.

24. Oktober 1875.

Gertrud Storm druckt im II. Bande des Lebensbildes ihres Vaters eine poetische „Antwort an Keß“ auf dies Gedicht ab, in der Storm sich scherzhaft darüber beklagt, daß außer Petersen und Jensen, „selbst der Bluts- und Schönheitskenner, ja, der Paul“ seiner Psyche etwas am Kleide zu flicken suche, und die mit einem Dank für Keßs Liebe zu dem „zarten Kinde“ schließt.

49.

Husum (undatiert).

Liebster Hense!

Ich habe eben Ihr „Paradies“ ausgelesen; in dem hinreißenden Festesjubel des Finale ist das Geschick der Ein-

zeln hoffnungreich verklungen; ich aber stehe plötzlich allein und reibe mir die Augen und sage mir wehmütig: „das war der Traum eines Dichters; auf Erden findest du so etwas nicht!“ Ich strecke noch einmal meine Arme nach den schönen und liebenswürdigen Gestalten in die leere Luft, und dann besinn' ich mich, daß ich noch heute ein Erkenntnis in Sachen Hansen contra Jensen in pecto. Alimenterforderung zu machen habe.

Bevor ich Ihr Werk las, hörte ich schon die Aeußerung: „Das soll ja ein schreckliches Buch sein.“ Nach meiner Ansicht ist die (von mir übrigens sehr bald voraus empfundene) Hochzeit von Julie und Jansen, denn das ist ja wohl der Stein des Anstoßes, in reinsten und schönster Vornehmheit gehalten und allenfalls auch hinlänglich motiviert. Aber der Schreck im Publikum hat doch auch eine Berechtigung; denn man fühlt in Ihrer Darstellung einen allgemeinen Protest gegen die Heiligkeit der zur Sitte gewordenen Form. Es liegt das tief in Ihnen und tritt auch in andern Sachen hervor. Ich weiß sehr wohl, daß im einzelnen Falle ein hochstehender Mensch die Sitte durchbrechen kann, ohne an seinem Innersten Schaden zu nehmen; aber der Gemeinde und dem Staate schulden wir die Form, die wir auf einer wüsten Insel hinter uns lassen könnten, und dürfen sie nur im alleräußersten Falle durchbrechen. Sie fühlen das selbst; denn „der Kinder wegen“ muß sie endlich doch befolgt werden. Ich aber habe mich fragen müssen: was treibt ihn zur Darstellung solchen Ausnahmezustandes? Ich meine: von Verhältnissen, wo im gegebenen Fall die heikle Ausnahme ein Privileg erhalten muß. Hat er durch die Form im eigenen Leben so gelitten? Ist das eine pathologische Seite seiner Dichtung?

Die rote Benz, ich muß es sagen, hält sich wacker, obgleich sie in einer Nacht ziemlich dicht am Feuertod vorbeikommt; es spuckt schon vor mit dem roten Kopf auf dem

Bettkissen; sie hat ja keinen von den beiden Schleiern, außer etwas — oder viel *beauté du diable*, die ja aber gar zu durchsichtig ist. Ubrigens eine reizende Figur; ganz prächtig, wie sie den Dicken so über die Achsel weg heiratet.

In der Mitte des Buchs, wo die Intrigen der Gräfin spielen, war mir vorübergehend, als verliere sich die Sache zu sehr ins kleine Einzelgeschick und ich dachte, bei einer so langen Geschichte sei es eigentlich nötig, den Menschen in seiner Beziehung zum Allgemeinen (ich meine nicht bloß zur geistigen Luft desselben) darzustellen; die sich bald wieder hebende Lebendigkeit der Darstellung ließ mich das wieder vergessen und am Schluß kam dann alles vollauf, wonach ich vorübergehend ein Bedürfnis zu empfinden meinte.

Es ist sehr schön, daß Sie das Buch geschrieben haben, und ich werde Sie noch oft darin besuchen. Eins aber ist nicht wahr: Angelika hat keinen Freudenschrei ausgestoßen, als Julie ihr ihren kühnen Plan zuflüsterte; das haben Sie selbst hinter der Kulisse getan.

Meine „Psyche“ anlangend, so gebe ich Ihnen recht, daß die Fabel zu leicht geschürzt ist; ich deutete es Ihnen auch schon an. Im übrigen können Sie unbesorgt sein, unsere eingeborenen Damen von der Nordsee gehen ohne jegliche Hose in die Wellen; so was wär mir auch nicht einmal im Traum eingefallen. Da müßte man ja wohl für die durch „Bäder“ Entarteten noch eine Nota unter den Text setzen! In einem irren Sie, ich habe mich nicht bemüht „dezent“ zu sein. Dies — es verdient vielleicht einen besseren Namen — ist die selbstverständliche Folge meiner Auffassung des Stoffes; ich habe in dieser Beziehung auch nicht das Leiseste zu unterdrücken gehabt — so wahr ich sub rosa niemals lüge. Sie sind aber auch in dieser Beziehung kein unbefangener Leser. Die Phantasie des gewöhnlichen Lesers würde nicht so mitarbeiten, wie die Künstlerphantasie Paul Heyses, die ja bekanntlich gern dem Feuertode zustrebt.

— Der Konflikt selbst — der jungfräulichen Scham mit der Dankbarkeit und der keimenden Liebe zu dem schönen Männerantlitz, das Sie über sich gesehen — ist, meine ich, so ziemlich ausgetragen; ob aber die Museumszene in der Ausföhrung gut genug ist, — ich stelle ganz anheim.

W. Jensen, der neulich hier war, meinte ähnlich, es komme nicht recht heraus; der „schwarze Peter“ (Schleswig) hatte so einen Einfall, wie Sie mit den Hosen; er meinte, es sei zu leichtsinnig, daß der Bildhauer sie so ohne weitere Bekanntschaft heirate; dann schämte er sich und machte noch einen bessern Einwand, den ich aber vergessen habe. — Genug, das arme Kind hat Not seine Blößen zu decken; auf der andern Seite bekomme ich freilich Verse, Übersetzungsbitten usw. für sie; aber was hilft's? Sie wird dadurch nicht anders.

Jedenfalls will ich mich das nächste Mal — wär' es nur erst da! — ernstlich vor den Gefahren der Vielschreiberei hüten; ich hab' es Ihnen ja vorausgesagt. Inzwischen haben Sie nun auch schon die alte Madame Sievert Jansen ins Haus bekommen.

Wären wir beide nur erst wieder gesund — und Ihre Frau! Die meine hat an den rätselhaften Schmerzen herumgerätselt. Ist die Frau krank, ist das Haus krank; möchte doch dieser Brief bessere Umstände bei Ihnen antreffen. Grüßen Sie sie herzlich von uns und ich lasse sie recht freundlich um Geduld bitten.

Sie wollen mir die Verse Ihres Jungen zeigen. — Ja, wie kommen wir nur zueinander? Sie sollten sich nur einmal einen Monat bei mir in Quartier legen, das Nordseebad haben wir vor der Tür. Wollen Sie nächsten Sommer kommen?

Das Hausbuch werden Sie erhalten haben; Speckter läßt Sie um Entschuldigung bitten, daß Ihr Bild nicht

recht geraten ist; es liegt auch am Schnitt. Geibel ist vortrefflich.

Aber jetzt schließe ich und sende diesen Brief ab, den ich langsam in 8 Tagen geschrieben. Jeder Hauch der Empfindung, der über mich wegläuft, regt meinen Dämon auf.

Schreiben Sie mir nun nicht wieder auf all das Geplauder; wir können das hier im Sommer an unserem Deiche liegend besprechen.

Ihr alter Th. Storm.

„Die alte Madame Sievert Jansen“ ist die Hauptgestalt der Stormschen Erzählung „Im Nachbarhause links“ (1875).

50.

München, 1. November 1875.

Allerschönsten Dank, lieber Storm, für Ihr Hausbuch, das nun zugleich ein richtiges Salonbuch geworden ist. Es ist das gerade die Sorte von Illustration, die mir zusagt, keine ausgeführten Genrebilder, die das Werk des Dichters stören oder gar Lügen strafen, wenn die Malerphantasie ganz andere Züge hingeträumt hat, als die ihm vorschwebten; sondern Vignetten mit charakteristischen Andeutungen, Landschaftchen (das gespenstige Bodenseebild!) und Porträts, die freilich hie und da zu wünschen übrig lassen. (Meine Frau war sehr aufgebracht über meine Kartoffelnase. Ich bin aber bei andern Gelegenheiten weit schlimmer weggekommen.) — Was Ihren Teil an der neuen Ausgabe betrifft, kann ich Ihnen nur zu dem Geschick gratulieren, mit dem Sie aus der Not eine Tugend gemacht haben. Voran ist es höchst zweckmäßig gewesen, daß die beiden Großen weggelassen wurden. Manches Andere vermisse ich wohl so ungern wie Sie. Sehr Weniges

hat mich stutzig gemacht. Was Sie an dem „Fritze“ des biedereren Claudius für einen Narren gefressen haben, daß er auch hier wieder mitspielt, ist mir unerfindlich – zumal im Lichte Ihrer leitenden Grundsätze, wie die Vorrede sie entwickelt. Überhaupt scheint mir Ihre sehr von mir geteilte Vorliebe für diesen trefflichen Altvordern ihm etwas mehr Raum gegönnt zu haben, als gegenüber Anderen ganz billig sein möchte. Aber dergleichen kann freilich nicht mit dem Zollstock abgemessen werden. – Warum erscheinen Schelling's Terzinen in 9 zeiligen Strophen? – Ist von Julius Hammer – wenn er denn hinein muß – nichts aufzutreiben was einfacher anspräche? „Wenn eine Lust sie herzt“ kann ich nicht verknusen. – Sehr schön, daß mein lieber Kurz so zu Ehren gekommen ist! – Heißt's in dem Eichendorff'schen Liede nicht: Möcht' wissen was (nicht wie) sie schlagen? – Und damit wäre mein Sack ausgeschüttelt und das Handschütteln für Ihr schönes Geschenk kommt wieder an die Reihe. Mündlich ließe sich noch Manches sagen. Vielleicht bring' ich's nächsten Sommer doch bis an Ihre See.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Beste Grüße an Ihre Gattin.

Treulichst Ihr

P. H.

Friedrich Wilhelm Josef v. Schelling (1775–1854), der Philosoph der Romantik, hat unter dem Namen Bonaventura in Schlegels und Tiecks Musenalmanach für 1802 ein Terziniengedicht „die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland“ veröffentlicht, das Storm in sein Hausbuch aufnahm.

Von Julius Hammer (1810–62) enthält das Hausbuch ein Gedicht „Stör' nicht den Traum der Kinder“, dessen zweite Zeile Hense mit Recht „nicht verknusen“ kann.

Henses Text des Eichendorff'schen Gedichts ist der richtige.

51.

München, 14. November 1875.

Es hat mich sehr gefreut, liebster Storm, daß meine schlechte Gesellschaft Gnade vor Ihren Augen gefunden hat. Was den „Schreck im Publikum“ betrifft, so kann ich ihm nicht helfen. Vor 200 Jahren erschrak dasselbe auch, als sich Stimmen dagegen erhoben, daß man Hexen verbrannte und aber in 200 Jahren wird man es nicht verstehen, daß es heute für eine sonderliche Kühnheit gelten konnte, eine vor Gott und Menschen heilige Gewissensehe nicht hinterm Zaun zu schließen, sondern durch eine Gewissenshochzeit im Kreise der vertrautesten Freunde einzuweihen. Die „zur Sitte gewordene Form“ ist doch nur so lange „heilig“, als sie einer tieferen echteren Sittlichkeit nicht widerspricht. Persönlich, im eigenen Leben habe ich nie durch tyrannisch sich geberdende Formen zu leiden gehabt, wie Sie mutmaßen, aber so Viele darunter leiden sehen, daß ich es mir allerdings zu einer Art Pflicht gemacht habe, mich den Pionieren anzureihen, die in dem durch Urwaldsgestrüpp unwegsam gemachten Wald von sogenannten moralischen Gesetzen hier und da einen Fußweg bahnen. Ich habe stets ein besonderes Vergnügen, wenn ich Menschen sehe, die den Mut ihrer Überzeugungen haben; und finde Nichts so verächtlich, als das Unterdrücken hochgewachsener Charaktere unter die Schnur, die den Durchschnittswuchs der Philister anzeigt. Und so bekenne ich gern, daß ich mit einer stillen Schadenfreude Konflikte behandle, die durch den eingebornen Adel der Handelnden zu einer über diese Schnur hauenden Lösung drängen. Wirklich geschadet kann dadurch ja nicht werden. Niemand wird seiner sittlichen Größe einen Zoll zusetzen können, und wer vor solcher Lösung „erschrickt“, wird es gewiß nicht mit etwas Ähnlichem wagen. Nur denjenigen wird damit geholfen, die aus falschem Respekt vor dem Herkommen — das ja relativ und wandelbar ist — ihren natürlichen Wuchs verkümmern

lassen, statt sich in aller Ruhe und Unschuld aufzurichten, sollten sie dann auch ihren Nachbarn über die Köpfe wegsehen. Ubrigens hab ich das Alles der guten Frau Toutlemonde schon auseinandergesetzt.

Was Angelica's „Freudenschrei“ betrifft, so wissen Sie, daß man oft sich etwas exzentrisch äußert, um sich über eine kleine Verlegenheit oder Unsicherheit der Empfindung hinwegzuhelfen. So ist es auch hier gemeint. Angelica ist in der Sache vollkommen mit ihrer Freundin einverstanden. Die ungewöhnliche Form aber verblüfft auch sie einen Augenblick, bis sie sich dann auch in diese hineinfindet.

Sie sehn, liebster Freund, daß ich's mit Ihren Einwendungen ernst nehme. Ich gehe sonst grundsätzlich brieflichen Erörterungen über solche kontroverse Punkte aus dem Wege. Wohin würde es auch führen? Aber von Ihnen möchte ich gern gekannt sein.

Im Hausbuch habe ich immerfort geblättert. Die reizend stimmungsvollen Vignetten machen mir immer neue Freude. Dabei bin ich auf den von Ihnen gerühmten „Roman“ Dingelstedt's geraten, der ja freilich ein sehr pikantes Stück high life ist, um so pikanter, als ein deutscher Schulmeister sich hier bemüht, den Roué recht nach der Kunst zu spielen. Aber hellauf habe ich wieder lachen müssen bei den zwei letzten Strophen von Nr. 18:

O wär' die Träne nur so groß,
daß ich versänk' in ihren Schoß!

Und das noch herrlichere:

Die Andern brechen. Ich allein
kann nicht einmal mehr seekrank sein.

Und doch ist's um diesen langen Franz schade, daß er die Glacéhandschuhe der Hofburg dem schlichten Händedruck der Muse vorgezogen hat.

Leben Sie wohl. Mit mir bessert's sich. Ich darf sogar wieder ein bißchen arbeiten, vorläufig freilich nur ganz stille, moralische Säckelchen.

Treulichst Ihr

Paul H.

Dieser grundsätzliche Meinungsaustrausch über die Gewissensehe ist für Henses Kampfstellung und Wesensart höchst bedeutsam. Storm, der Dichter des Bürgertums, vertritt die Heiligkeit des Gewohnheitsrechtes.

Dem ehemaligen Gymnasiallehrer Franz Dingelstedt (1814 bis 81), den Heine als „Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen“ besungen hat, verdarb die Leitung von fürstlichen Bühnen den demokratischen Charakter. Er wurde ein eittler und wandlungsfähiger Höfling. Henses Lebensweg kreuzte er als Intendant des Münchener Hof-Theaters (1851—56), dann als Weimaraner und schließlich als Wiener Intendant.

52.

Husum, 21. November 1875.

Liebster Hense!

Am Waldwinkel vorbei, gleich geht's in die Puppenkomödie!

Hoffentlich freut er Euch noch, Kasperl, der wackre
Gesell!

Also, treten Sie und Ihre liebe Frau nur ein; heute umsonst; morgen für's Geld: es ist gut für Rekonvaleszenten.

Es ist Abend; meine fünf Töchter von der zwanzigjährigen schlanken Lisbeth bis hinab zur siebenjährigen Dodo, dem Wunderkind, sind, schön in Weiß, mit der Mama sämtlich in unsern Theatersalon gegangen, wo die Gymnastasten, auch von oben bis unten nach einem Schau-

turnen einen Ball geben; eigentlich von unten nach oben; denn um neun Uhr werde ich mir meine zwei Kleinsten, die Dodo und die Gertrud, Constanzens Jüngste, die ihr das Leben kostete, heimholen. Die arme Ballmutter muß mit den andern dann noch bis Mitternacht aushalten.

Ich komme eben vom Lande; wie ich denn in den letzten Wochen „all um Lütt“ in Erbregulierungssachen einen Tag in einem Bauernhause zugebracht, allein oder cum secretario, und mich Mittags an dem ländlichen Festessen, steife Graupenweinsuppe und gekochten Schinken, allerdings nicht mit Zustimmung meiner kranken Magennerven vergnügt habe. Sonst tu ich's gern, bei dem tüchtigen und besonders nach der friesischen Seite sehr intelligenten Schlag Menschen hier herum. Freilich auf der friesischen Seite gibts auch andern Mittag. Vielleicht machen Sie's einmal mit, wenn Sie mich im Sommer besuchen. Hans Speckter mußte bei solcher Gelegenheit vorig Jahr meinen Scriba abgeben, zur Belohnung fand er einen Holzschnitt seines Vaters an der Wand.

Unsern ehelichen Zwist anlangend, so möchte ich, nur zur Klärung meines Standpunktes, sagen: Welche Form ist mir einerlei; ich verlange nur irgend eine, vom Staate anerkannte, denn solange wir nicht auch den Staat beseitigen wollen, dessen Fundament die Ehe ist, weil sie die Familie entstehen läßt, so lange genügt zur Schließung der Ehe nicht ein Be- und Anerkenntnis vor einem Freundeskreise, sondern es muß, und selbstverständlich in bestimmter Form, vor dem allgemeinen, sei es die Kirche, oder nach der Wandlung der Zeit der Staat, resp. vor deren Vertreter abgelegt werden. Auch darf dies Verhältnis, das der Träger des Staates ist, nicht nach Laune und Willkür des Einzelnen aufgehoben werden können, sondern nur unter Bedingungen, die der Allgemeinwille (das Recht) als ausreichend anerkannt hat. Die Geschlechtsliebe zwischen

Mann und Weib ist nur die Begründerin, keineswegs, ja nur zum kleinsten Teil, der Inhalt der Ehe.

Dies meine Ansicht; hoffentlich diskutieren wir die Sache im nächsten Sommer, im frischen Seewind unterm Deiche liegend. Aber jetzt muß auch ich zu Ball!

Herzlich

Ihr Th. Storm.

53.

München, 11. Dezember 1875.

Schönen Dank, lieber Storm, für Ihren zierlichen „Jüngsten“, dessen erster Hälfte ich schon früher mein *summa cum laude*=Zeugnis ausgestellt habe. Pole Poppenpäler ist auch seinem Vater aus den Augen geschnitten, der ja bekanntlich zwei Gesichter hat, ein idyllisches und ein novellistisches im eigentlichsten Sinne. Ich bin nur durch meine Schatzgräberei, wo ich jede Novelle zunächst auf ihren „Falken“ ansah — Sie entsinnen sich vielleicht der Einleitung zu unserm Novellen-Schatz — dahin gekommen, daß ich immer etwas vermisse, wenn kein eigentlich novellistisches Mot iv mir entgegenspringt, eines mit einer psychologischen Kollision, ein Problem, wenn Sie lieber wollen. Eine Reihe Genrebilder, selbst von Ihrer sichern und zarten Hand ausgeführt, hinterläßt mir ein ver=stohlenes Verlangen nach einem Mittelpunkt, der das Ganze organisiert. Aber ich bin nicht so Pedant, daß ich auch jede reizende Geschichte für „Unsere Jugend“ nach ihrem novellistischem Paß befragte, und nur die Nachbarschaft des „Waldwinkels“ hat diese Betrachtungen angeregt. Mit Ihrem Süddeutsch, Teuerster, steht es „man swack“. Hätten Sie sich doch Lisei's Geplauder von meiner „geliebten Münchnerin“ revidieren lassen, die auch mich noch

immer auslacht, wenn ich das richtige Bayrisch zu stammeln wage.

Besagte Isartochter harrt noch immer in Geduld, Schmerzen, Schwäche, Ungeduld und Tapferkeit einer fröhlichen Urständ — jetzt seit 10 Wochen. Ich dagegen scheine meine Marasmus glücklich abgeschüttelt zu haben, arbeite wieder ohne Mühe und führe nur noch ein Weilchen das stille Leben fort, um den Gewinn recht zu befestigen.

Seltam, daß wir uns in puncto der Gewissenshochzeit nicht verständigen können. Gerade weil ich die Ehe so hoch halte, scheint mir's nötig, eine Nothe — die Sie ja prinzipiell zugeben — ebenfalls mit einer Art Weihe zu bekräftigen. Wenn diese öffentlich geschähe, würde sie freilich gegen die staatlich legitimierte Form sich herausfordernd auflehnen. Aber vor denen, die darum wissen, den Notstand in seiner ganzen Schärfe und Unversöhnbarkeit kennen, vor den intimen Freunden, die ja auch eine bloße „Liaison“ alsbald erfahren müßten, vor denen sich seines Entschlusses nicht zu schämen, sondern freudig und fromm sich dazu zu bekennen, scheint mir nicht nur sittlicher, sondern auch der Gesellschaft heilsamer, als das bisher übliche feige Sichschadloshalten hinterm Busch. Sagen Sie selbst, ob nicht diese Form der heimlichen Herzensbündnisse, wenn sie allgemein eingeführt würde, die Zahl solcher Nothen außerordentlich vermindern und die dennoch zustande kommenden gegen Leichtsinn und Untreue schützen müßte.

Wir setzen dies Gespräch wohl einmal mündlich fort. Haben Sie ein fröhliches Fest. Ich und alles Meine grüßen Sie schönstens mit dem ganzen Hause.

Ihr

Paul Heyse.

In seiner Novellentheorie, der sogenannten Faltentheorie, hat Heyse als Fortsetzer Goethes und Tiecks die endgültige — wenn wir

gerecht sein wollen — auch für unsre Jüngsten richtunggebende Formulierung der Novellengattung festgesetzt, die höchstens noch durch Paul Ernst in unsern Tagen eine bescheidene Ausgestaltung erlebte. Der Name dieser berühmten Theorie stammt aus seinen Ausführungen im Einleitungsbande des „Deutschen Novellenschatzes“: Die Probe auf die Trefflichkeit eines novellistischen Motivs besteht in den meisten Fällen darin, ob es gelingt, den Inhalt in wenigen Zeilen zusammenzufassen. Bei Boccaccio heißt die Überschrift der 9. Novelle des 5. Tages: „Federigo degli Alberighi liebt, ohne Gegenliebe zu finden; in ritterlicher Werbung verschwendet er all seine Habe und behält nur noch einen einzigen Falken. Diesen, da die von ihm geliebte Dame zufällig sein Haus besucht und er sonst nichts hat, ihr ein Mahl zu bereiten, setzt er ihr bei Tisch vor. Sie erfährt, was er getan, ändert plötzlich ihren Sinn und belohnt seine Liebe, indem sie ihn zum Herrn ihrer Hand und ihres Vermögens macht.“ — In diesen wenigen Zeilen sind alle Elemente einer rührenden und erfreulichen Novelle. Eine so einfache Form wird sich nicht für jedes Thema unsres vielbrüchigen modernen Kulturlebens finden lassen; aber dennoch soll sich der Erzähler bei dem innerlichsten oder reichsten Stoff fragen, wo der „Falken“ sei, das Spezifische, das diese Geschichte von tausend anderen unterscheidet. — Vergleiche des weiteren die Berichte „Aus der Werkstatt“ im 2. Bande von Heyses Jugenderinnerungen und Bekenntnissen, wo in dem Kapitel „Novelle“ die ästhetische Seite der Theorie aufs geistreichste erschöpft ist. Unerklärlicherweise scheint Albert Köster, nach der Anmerkung zu Brief 44 seines schönen Storm-Keller-Briefwechsels, die Falkentheorie Heyses nicht zu kennen.

Als „geliebte Münchnerin“ redet Heyse seine Gattin Anna, geb. Schubart, in der Widmung des Künstler-Romans „Im Paradiese“ an:

Dir, geliebte Münchnerin,
Geb' ich dieses Buch zu eigen,
Einen Spiegel, dir darin
Unsre Isarstadt zu zeigen . . . usw.

54.

Husum, 16. April 1876.

Liebster Heise!

Wenigstens einen Gruß muß ich Ihnen senden; sonst, fürchte ich, sind wir beide einmal unversehens tot und hinter dem schwarzen Strich, da kommt denn weiter nichts.

Mir ist es so ergangen: Von August bis in den Dezember plagte ich mich mit Nervenzuständen, und meine Phantasie war ein kranker Vogel, der die Schwingen am Boden schleifte. — Trotzdem begann ich eine seltsame Geschichte von anno 166*; aber weil es gar langsam vorwärts ging, so meinte ich jede Stunde, ich müsse mir's beweisen, ob ich's denn noch wirklich könne. Darüber schrieb ich alle meine Briefe, auch die an Sie, nur in Gedanken. Gestern aber habe ich nun mein „Aquis submersus“ an die Rundschau abgehen lassen, wo Sie es geneigtest lesen und mich demnächst mit Ihrer unverhohlenen Meinung davon beiläufig versehen wollen.

Meines Doppelgesichts, dessen Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnten, bin ich mir, und war ich mir insbesondre auch eben bei Abfassung des Poppenspälers nur zu sehr bewußt; nehmen Sie einstweilen darin den „Kasperle“ als den Falken; so etwas ist er doch in der That. — Wo ist der Falke in Goethes Faust? Er müßte sehr zusammengesucht werden. Das soll übrigens kein Argument gegen den von mir sehr respektierten Falken sein; ich meine nur, es kann ein bedeutender poetischer Wert auch ohne ihn vorhanden sein. Die Unterscheidung von „Novelle“ und „Erzählung“ ist übrigens gegeben.

Nota bene: es soll dies nicht meinem Aquis submersus die Wege bei Ihnen ebnen.

In puncto meines Dialektes hat offenbar die Liebe zu Ihrem schönen Münchner Kinde, von der ich zu erfahren hoffe, daß sie froh und gesund dem Lenz entgegengeht, Sie

verblendet. Es soll ja kein Münchener Dialekt sein; von G. Scherer und E. Kuh habe ich die glänzendsten Testimonien erhalten, „in wahrhaft intuitiver Weise hätte ich diesen gleichsam idealisierten Dialekt getroffen“. Was will man mehr?

Was treiben Sie denn? Ich dürfte danach, von Ihnen zu erfahren. Was haben Sie auf die Leinwand zu tragen? Und leben Sie endlich wieder von den Nerven z i n s e n? Was macht Ihr Avantageur und die Töchter? Ihr Goldherz?

Mein „stillter Musikant“ entwickelt sich plötzlich als leidenschaftlicher Sänger; sein Gesanglehrer Prof. Koch in Stuttgart schrieb mir dieser Tage, bei tüchtigem Studium prophezeie er ihm als Sänger, wie als (Gesang-)Lehrer eine schöne Zukunft. Was soll man da noch zu dem „stillen Musikanten“ sagen?

Ich selbst habe am 3. des Monats in einem Iphigenien-Konzerte meines Gesangvereins neben einer vieljährigen Schülerin von Garcia als Iphigenie und einem eminenten Drest mit meinem 58 jährigen Tenor noch einen grünen Pylades-Kranz errungen. Ich glaube, man lebt länger und hält den Rest der Jugend noch etwas länger fest, wenn man alles dies so leicht nicht aus der Hand läßt.

Bei der Ostern-Konfirmation hier wurde von Direktor Reck Ihre „Thecla“ — er liebt sie ebenso sehr, als er sich vor Ihren Romanen entsetzt — förmlich ausgestreut; auch meine Tochter Lucie erhielt ein Exemplar.

Daß Sie durch diese Dichtung sich das zweite Gesicht eines Konfirmationsdichters erwerben würden, ist Ihnen wohl noch schwerlich eingefallen. Ubrigens stach mir dies Geschenk sehr angenehm von zwei gleichfalls geschenkten Andachtsbüchern ab, von denen das eine mit einer Art kriminalistisch nackten Berichtes über Christi bedenkliche Geburt begann.

Mit Interesse hab ich Brandes über Ihre „Kinder der Welt“ gelesen. Nein; nein, ich fange den Streit in scriptis nicht wieder an. Sie kommen ja doch wohl zum Sommer. Wann?

Mit herzlichem Gruß

Ihr alter

Th. Storm.

Heyse's „Thecla“, ein feierliches Hexameter-Gedicht in neun Gesängen, war 1858 erschienen. Es ist bewusst gegen die lahme Süßlichkeit des Schüchters Oskar v. Redwitz (1823–91) (Amaranth u. s. w.) und seines Trosses gerichtet. Seine Handlung war der Apostelgeschichte entnommen. Die Grundidee dieser sehr zu Unrecht unserm Bewußtsein entschwundenen Dichtung ist folgende:

„Also bescheide dich auch und banne die innige
Selbstsucht,
Welche den Geist dir trübt. Oh, mußt du mit
Händen umspannen,
Was ein Besitz dir scheint? Die Hand welkt
wieder dem Staub zu;
Nur was ganz du dem Geiste aneignetest, nenne
dein eigen,
Dein auch über die Schranke der Zeit . . .“

Der Aufsatz von Georg Brandes über Heyse ist im Februar- und Märzheft 1876 der „Deutschen Rundschau“ erschienen. Auch Heyse empfand ihn als das Wesentlichste, das über ihn gesagt wurde. Er schrieb in den sehr interessanten, noch unveröffentlichten Briefen an Emil Kuh über diese Arbeit Brandes' unter anderm am 26. Juni 1876: „Er hat die innere Notwendigkeit in all meinem Tun und Treiben bis zur Einseitigkeit energisch nachgewiesen, da ich von früh an meine Form auf Kosten meines Gehalts hatte loben hören. Aber eben von dieser einen Seite her hatte er das erste Interesse für mich gefaßt, als einen Mitarbeiter und Besinnungsgeossen mich aufgesucht; und die Ent-

deckung, die mir freilich nichts Neues war, daß ein Blutzusammenhang zwischen allem, was ich hervorgebracht, bestehe, daß diese als ästhetische Exerzitien abgefertigten Dichtungen ein gegliedertes exercitus resoluter und mannhafter Kampfgenossen seien, wog ihm alle Betrachtungen über die eigentlich ästhetische Seite auch in diesem Falle auf . . .“

55.

München, 21. April 1876.

Während Du aquis submersus warst, lieber Storm, — entschuldige, aber das „Sie“ will mir durchaus nicht mehr aus der Feder, und ich dächte, da wir schon längst über unsere „silberne Freundschaft“ hinaus sind, sollten wirs uns endlich bequem machen — also: Während Du im 17. Jahrhundert versunken warst, war ich gar im 10. begraben und habe eine Jugendliebe dort wieder aufgesucht, für die ich schon im Jahre 48 eine starke Passion fühlte. Nur war ich damals noch nicht der Mann, ihr eine feste Versorgung bieten zu können. Ohne weitere Bildersprache: ich habe seit dem neuen Jahr nur für ein Trauerspiel „Elfride“ gelebt, das meine hiesigen Nächsten, darunter meine bittersten Freunde, für mein bestes Stück erklären, während Freund Wichert 12 Seiten dagegen sich vom Herzen geschrieben hat und unser alter Geibel, dem ich das Manuskript schicken mußte, noch immer bedenklich schweigt. Jeder will sich wieder finden in einem neuen Werk und schätzt und läßt dasselbe gelten nur insoweit ihm das gelingt. Ich bin einseitig um so ruhig-neugieriger, wie mir selbst die Sache über 8 Wochen vorkommen wird, da ich schon wieder in einem neuen tragischen Spiel stecke und jenes englische Schätzchen aus den Augen aus dem Sinn verloren habe. Du wirst den Kopf schütteln, bester Freund, daß ich mich wieder auf die Bretter zurückverirrt habe, die ich tausendmal verschwor, als den wankelhaftesten Boden, den ein deutscher

Poet unter seinen Füßen haben könne. Aber niemand ist vor seinem Ende als gescheit zu preisen, und dieser Rückfall in meine jüngsten Torheiten tut mir eine solche Wohlthat, daß ich schon meinen Preis heraus habe und alle noch drohenden „Stöß“ und „Schleudern“ des blindwütenden Erfolges gelassen hinnehmen kann.

Von Dir habe ich vor Monaten mit großer Freude und dem eigentlichsten poetischen Gruseln die Geschichte „Aus dem Nachbarhause links“ gelesen und freue mich nun auf anno 166*. Allerlei eigenes Novellistisches ist nach und nach — noch im vorigen Jahr — zustande gekommen, das seinerzeit ein Bändchen „Neue moralische Novellen“ geben wird, Theodor Storm zugeeignet, wenn er nichts dagegen hat. Es ist einiges darunter, was mir noch immer lieb ist, obwohl schon Jahr und Tag von mir abgelöst. Aber zunächst bin ich Dramatiker, habe noch eine Komödie in petto, die dieser Herbst zur Reife bringen soll, und will sehen, ob ichs nicht doch noch durchsetze, daß man mir den Novellisten zugute hält und mich hinter den Lampen mitrechnet.

Im Hause stand es bis Weihnachten sehr kümmerlich, mein armes Weib hütete das Bett drei Monate lang, ich das Haus. Seitdem haben wir uns wieder herausgerappelt, ich altes Unkraut wurzle wieder ganz fest mit allen Nervenfasern und fühle, daß ich noch einmal in Flor kommen soll. Frau Anna wandelt wenigstens in Haus und Garten ein wenig herum und da sie so jung und stark ist in ihrer Seele, verliert sie die Hoffnung nicht, all diese schnöden Anfechtungen noch einmal gründlich abzuschütteln. Der Arzt will uns nach St. Moritz schicken. Ich bin fest entschlossen, diesen Sommer mich vor allen halben Schritten zu hüten. Lulu hat zehn Wochen bei Ribbeck's in Heidelberg zugebracht und alles genossen, was wir in unserm Lazarett ihr hätten versagen müssen, getanzt, Komödie gespielt und sich stark den Hof machen lassen. Kläre ist zu Ostern eingeseget worden

Ich habe ihr Rückerts Weisheit des Brahmanen geschenkt, die ein wenig länger vorhält als der Katechismus und selbst die Thekla. Der Unteroffizier ist in Kassel auf der Kriegsschule „kreuzwohlaufl“ und schreibt an seinen kleinen Bruder ausführliche Briefe über seine Reitschule. Und dieser Kleinste — aber ich hüte mich wohl, dies Kapitel jetzt noch anzufangen, da ich immer sehr beredt dabei werde und doch kein zweites Blatt mehr nehmen will. Grüße mir Dein ganzes Haus und leb wohl!

Treulichst Dein alter

Paul Heyse.

Ernst Wichert (1831–1902) schreibt am 16. April 1876 über Elfriede einen umfangreichen Brief, dessen zusammenfassender Anfang hier Platz finden mag:

„Mein Teuerster! Ich habe Bedenken, große Bedenken und bin Dir schuldig, Dir keins davon schuldig zu bleiben. . . . Die tragische Idee und der Grundstock der tragischen Fabel sind vortrefflich, aber das Menschenmaterial scheint mir nicht zureichend, um mit den ihm angepassten Mitteln die beabsichtigte tragische Wirkung hervorzubringen. . . .“ Die Komödie, an der Heyse arbeitet, wird das 1881 zur Aufführung gelangende historische Schauspiel „der Weiber von Schorndorf“ sein.

56.

Husum, den 26. April 1876.

Also: Fiducit! lieber Freund Heyse; und da Du Deinen alten Mörke verloren hast, so wünsche ich Dir von Herzen, daß Du Deinen alten Storm noch einige Jahre behalten mögest. Das tatenlustige Weben des Frühlings läßt aber mehr als irgend etwas anderes die schöne Manneskraft vermissen, — von der der Jugend nicht zu reden; die liegt ja schon im dichtesten Nebel der Vergangenheit.

Heil Dir, daß Du Dich wieder so kräftig und schaffensfroh fühlst; es ist ja ein wahres Füllhorn, das Du ausschüttest. Mit der Widmung Deiner neuen Novellen wirst Du mich gewiß erfreuen; aber wie und wo ist denn das alles so emporgewachsen? Rundschau, Westermann usw. — ich habe nirgend was von Dir gefunden. Nun — desto besser! Deine neuen Dramen — auf die Jugendliebe aus dem 10. Jh. bin ich besonders neugierig — werde ich im, freilich vortrefflichen, Winkel Sitzender ja in den ersten Jahren nicht zu Gesicht bekommen; der Boden, den Du da wieder betrittst, ist freilich unsicher; denn, so weit ich urteilen kann, will die große Masse keinen Ernst, kein Menschen schick sal, auf der Bühne sehen; der Einzel-Bummelwitz der zusammenhanglosen Poffen verdirbt das Publikum. Von jener kleinen stillen Gemeinde, die sich allmählich im Lesepublikum sammelt, kann man bei der einzelnen Aufführung eines Dramas doch immer nur wenige auf einmal vor den Lampen erwarten. Aber desto schöner, wenn Du Dich fühlst, daß Du es zwingen kannst. Hast Du noch keine Schritte zur Aufführung getan? Laß mich doch wissen; ich bin sehr begierig auf den Verlauf. Geibel wird ja auch wohl geantwortet haben, und Wichert, woher kennst Du den?

Wäre es denn nicht wohlgetan, daß Du mit Frau Anna nach Sylt gingest, und daß Ihr auf dem Wege dahin 8 oder 14 Tage bei uns Quartier machtet? Vielleicht käme ich auch nach. Mein jüngster Bruder, Emil der Doktor, geht auch seiner selbst willen dahin; da hättet ihr dort auch gleich einen vorzüglichen Arzt. Geht's denn nicht? Es wär so schön, einmal ein Stück Weges zusammen zu leben. Was meinen Sie, Frau Anna?

Was nun Euern jüngsten Jungen betrifft, so laß Dich nur einmal los über ihn; Du weißt ja, ich habe Vaterohren. Bewe i s, die Anlage, die Du mir bitte gelegent-

lich zurückschickst. Ich habe dies Blättchen der „Deutschen Jugend“ dediziert. — Lies es Deinem Jüngsten vor. Das Letzte ist ganz, das Vorangehende fast buchstäblich so aus meiner Kinderwelt. Hans war der Dirigent dieser Dinge.

Übrigens bin ich gegenwärtig in der Lage, um mein Grab kämpfen zu müssen. Die Regierung hat das fernere Begraben auf dem in der Stadt liegenden sog. „Kloster-Kirchhof“ verboten. Dort aber ist unser Grabgewölbe. En tsch ä digen müssen sie wenigstens d. h. mir (denn es gilt ja ein unteilbares Recht) und Deszendenten ein solches Grab auf dem andern Kirchhof vor der Stadt bauen. Immer draußen hab ich an diese meine letzte Kammer gedacht; und — Constanze ruht dort; nun will man mich nicht mehr hineinlassen; da will ich wenigstens mit ihr fortziehen können und sie und mich ebensogut verwahrt wissen. Ich werde in der Klage die Sache als „schleunig“ bezeichnen, denn der Tod ist immer da.

Leb wohl für heut.

Dein Th. Storm.

Noch eins! Bitte schreib mir für zwei autographenwütige Freundinnen doch zwei kurze Zeilen auf ein auseinanderzuschneidendes Oktavblatt. Autographenbitten mit Postmarken beantworte ich jetzt mit der Formel: In Benutzung der gefälligst übersandten Postmarke ergebentst usw.

Heyses Beziehungen zu Eduard Mörike (1804–75) waren besonders innige. Das sei angesichts der oberflächlichen Äußerungen Artur Kutschers im „Berliner Tageblatt“ vom 4. April 1914 besonders betont. Sie waren Duhfreunde, widmeten sich gegenseitig Dichtungen („Besuch in der Kartause“ gegen „Braut von Typpern“), trotz des Altersunterschieds von mehr als einem Vierteljahrhundert.

Mörke, dem Hense unter Überwindung großer Schwierigkeiten die Ritterschaft des Maximiliansordens verschaffte, war auch nicht ohne Einfluß auf die von ihm höchlichst bewunderte Frühdichtung seines jungen Freundes.

Über das Verhältnis Storms zu Mörke gibt der von Jakob Bächtold 1891 herausgegebene, bei aller Kürze sehr wesentliche Briefwechsel beider Dichter, Aufschluß.

Das der deutschen Jugend gewidmete Blättchen, das Storm dem kleinen Wilfried Hense sendet, heißt „von Kindern und Ragen, und wie sie die Nine begruben“ aus den „zerstreuten Kapiteln“.

Storms Klage um sein Grabgewölbe auf dem Husumer Klosterfriedhof muß Erfolg gehabt haben, denn noch 1910 wurde eine Schwester Konstanze Storms, geb. Eszmarck, dort beerdigt.

57.

München, 30. April 1876.

Hier, lieber Storm, das Konterfei Deines jüngsten Lesers, vorläufig noch Hörers, bei dem „Nine“ Furore gemacht hat. Er erzählte die Geschichte sofort dem Bedienten wieder, leider war ich nicht dabei, um auf seine Varianten zu achten.

Ich will Dir übrigens heute noch nicht einen Antwortbrief schreiben, da ich eben Akt IV, Szene I, eine ganz niederträchtige Hoffzene, hinter mich gebracht habe und von der schlechten Gesellschaft so demoralisiert bin, daß ich einem guten Freunde und Poeten nicht vor die Augen treten mag. Aber die Einlagen sollen nicht länger warten. — Die Jugendliebe stammt übrigens nicht aus dem 10., sondern 18. Jahr. Geibel hat ihr ein sehr schönes Zeugnis gegeben, Wichert dagegen — mit dem ich seit vielen Jahren sehr herzlich befreundet bin — 12 Seiten lang Gesichter dazu geschnitten. Nichts ist kurioser als der dissensus der „Besten unsrer Zeit“, zumal in dramatischen

Dingen, und es wäre lehrreich, aus eigener Erfahrung die Briefstellen zu sammeln und einander gegenüber drucken zu lassen, die von neuen Arbeiten auf diesem Gebiete handeln. Zuletzt ist jeder in eigener Sache die letzte Instanz, wenn auch nicht sofort nach frischer Tat.

Was ich Dir geschickt habe, ist eine der neuen moralischen, die zweite, die mir im vorigen Herbst nach langer Pause wieder zustande kam (die erste heißt „Getreu bis in den Tod“ und steht in Ober Land und Meer dieses Jahres). Ich habe nur das Interesse daran, daß sie mir, wie in guter alter Zeit, ganz aus dem Blauen einfiel, in ein paar Stunden fix und fertig komponiert und in acht Tagen geschrieben war. Vielleicht wirst Du sagen „Sie waren sehr fix mit diesem Bogen; aber man sieht es diesem Bogen auch an.“ — Mit den drei übrigen nehm ichs desto genauer.

Lebwohl für heut. Treulichst Dein

Paul Heyse.

Die hier erwähnte zweite der neuen moralischen Novellen (1878) ist „Jorinde“, in der Buchausgabe an erster Stelle gedruckt.

58.

Husum, 19. Mai 1876.

Lieber Freund Heyse!

Gratuliere zu Eurem Jüngsten; wir haben uns alle über den Burschen gefreut; eine Vergleichung mit dem älteren Bilde ergibt auch, daß er tüchtig an Kraft und Gesundheit gewonnen hat. Also sende ich ihm einliegend ein aus dem Gedächtnis möglichst getreu reproduziertes Konterfei des „alten Herrn“ und grüße herzlich Mutter und Kind.

Deine rasch geschriebene, eigensinnig phantastische Novelle haben wir hier höchst anziehend gefunden; ich habe mich damit in die Nacht hineingelesen; nur daß der Ausgang auf so einen Theaterstreich des alten Oberst gestellt

ist, machte mich ein wenig stutzig; ich hatte plötzlich den Eindruck, als hätte ich das Ende eines spanischen Dramas vor mir. Das ist so garnicht deutsch.

Meine blonde Lisbeth (die schlimmen 20 hat sie eben überschritten) moniert, daß das Motiv der Saffianpantöffelchen nicht durchgeführt ist. — Merkwürdig, die Ruchlosigkeit solcher Poetenkinder, die die Welt der Dichtung nicht als eine unabwendbar existierende gelten lassen wollen! — Ich weiß nicht, ob es die Saffianpantöffelchen sind, aber die Geschichte lockt mich wie ein Geheimnis, daß ich mich freue, sie nächstens in andrem Format wieder zu lesen.

Das Heft erhältst Du nächstens zurück. Alles will es lesen.

Mein „Aquis submersus“ schicke ich Dir auch nächstens einmal, ehe es in die Deffentlichkeit kommt, was erst im Herbst geschehen wird, da Paetels es sich für den Anfang des Winterquartals sparen wollten. Es ist jedenfalls doch eine sehr aparte Geschichte.

Mir liegen wegen Krankheit des Kollegen schon seit ein paar Wochen, und wer weiß wie lange noch, zwei Amtsgerichte auf den Schultern, was den Muses, fürchte ich, etwas zu viel ist; obgleich sonst die Nachbarschaft der Justiz ihnen durchaus nicht unangenehm scheint.

Wie schön, daß Du so mit Leidenschaft bei Deinen Dramen bist; wenn die „Jugendliebe“ etwa als Manuskript gedruckt würde, so laß mich sie doch sofort erhalten. Ein Urtheil über dramatische Arbeit maße ich mir natürlich nicht an; ich bin in der Beziehung nur reines Publikum.

Also, sehen wir Dich, besser Euch im Sommer bei uns? Der Pfingstglanz ist schon durch das Haus gegangen; die Türen stehen lieben Gästen offen!

Laß bald einmal von Dir hören.

Dein

Th. Storm.

„Der alte Herr“ ist der am besten gemalte graue Kater, der in den Schilderungen aus Storms Haus („von Kindern und Katzen“) ein leibhaftiges Katzenier zu vertreten hatte.

Die „Jugendliebe“ ist Elfride, der Hense sein Drama „Graf Königsmark“ folgen läßt. Die mit „Elfriede“ abwechselnde Schreibweise „Elfride“ behalten wir hier bei.

59.

München, 3. Juni 1876.

Das ist von Deinem Allerbesten, liebster Storm, und ich drücke Dir warm und herzlich die Hand dafür. Hätte Dir's auch gleich vorgestern Abend in der ersten starken Erregung sagen können, war aber infolge eigener hitziger Arbeit ein wenig federlahm, und so kann ich Dir heute auch gleich Gruß und Dank meines lieben Weibes bestellen, die mit mir aufs Tiefste und Nachhaltigste von dieser wundervollen Dichtung ergriffen worden ist. Ich glaube fast, Du hast nichts Besseres gemacht, nichts von so eigen herber Süße und reinsten Mannhaftigkeit des Schmerzes. Aber es ist eine üble Manier, das Jüngste auf Kosten seiner älteren Geschwister zu preisen, und ungerecht dazu. Denn natürlich ist bei allem Lebendigen der unmittelbare Eindruck mächtiger als die getreueste ehrenvollste Erinnerung. Das aber wirst Du Dir selbst sagen müssen, daß Du, wie es allein recht und gut ist, noch immer im Aufwärtsteigen begriffen, Deiner Meisterschaft immer sicherer und froher bewußt und in Deinen Aufgaben immer reicher und reifer geworden bist. Ich machte mir gern das Vergnügen, an diesem meinem letzten besonderen Liebling noch vier Seiten lang herumzuloben. Ein so schleckerhaftes Publikum hast Du doch schwerlich zum zweiten Mal. Aber ich bin auch heute noch etwas maulfaul, einmal, weil eben vor einer Stunde anderthalb Duzend gute Freunde

von mir gegangen sind, denen ich ein Fäßchen Bock zum Frühstück anzapfen ließ nebst kleinen Gebirgen von Bock-Bratwürsten, Kettigen und anderen Genießbarkeiten. Dann aber bin ich gestern erst mit der Novelle „Das Ding an sich“ fertig geworden, die ich schon im vorigen November anfang, über den Dramen liegen ließ und jetzt für die Küche fertig machen wollte, nicht mehr *invitis nervis*, aber halb und halb *invita Minerva*, zumal seit ich Deine schöne starkgegliederte *Aquis submersus* Geschichte im Blute hatte, während die meine eine Art Geplauder ist und leider nicht einmal zu sein brauchte, wenn ich den „Falken“ darin nur auf andere Art seine Flügel hätte lüften lassen. *Transeat cum ceteris!* Noch eine kleine moralische, „Das Seeweib,“ schick ich dieser Tage in die österreichische Gartenlaube; an der wirst Du mehr haben.

Mein Bub war sehr erfreut über das Konterfei des „alten Herrn“, das er mir gleich aufzuheben gab. Er dankt Dir schön, wird Dir auch einmal etwas „malen“, woran Du Dein blaues Wunder sehen sollst.

Indessen sitzen wir noch hier im Ungewissen, wahrscheinlich geht die Wallfahrt zunächst nach Rippoldsau. Das soll sich gleich nach Pfingsten entscheiden.

Nein — ich bin zu faul. Der Bock ist ein gestrenger Herr und will keine Götter haben neben sich. Leb wohl, Teurer! Ich behalte *Aquis submersus* noch eine Woche, möcht' es ein paar guten Menschen gönnen.

Wo Du nur die prachtvollen Motive hergefriegt hast!

Tuissimus

Paul Heyse.

Über den „Falken“ vergleiche die Anmerkung zu Nr. 53 auf Seite 110 ff.

Dem Briefe liegt ein Zettelchen mit Zeichnungen des kleinen Wilfried bei: ein Pferd und ein Mann.

60.

Husum, 20. Juni 1876.

Liebster Heyses!

Wenn Du freilich auch bei Niederschrift Deines letzten Briefes von dem bayerischen Bock und dem Mörikschen Rettich flankiert gewesen bist, so ist mir dennoch Deine so unverhohlenen ausgesprochene Freude über mein Aquis submersus eine rechte Herzerquickung gewesen, wenn ich auch aus diesem verhältnismäßigen Gelingen – da ich keinen Bock getrunken – nicht so hoffnungsreiche Konsequenzen wie Du zu ziehen vermag. Mein Referendar, der Hüne mit den Kinderaugen, Ernst, dem sein Vater es nicht leicht so gut macht, wie er es eigentlich doch von ihm erwartet, hat mir diesmal mit den zärtlichsten Blicken fast dasselbe gesagt, was in Deinem Briefe steht. Etwas muß ja denn wohl daran sein, obwohl meine gräßlichen Freunde Reventlows hier, Mann und Weib, sehr gescheite, aber schwer zu befriedigende Menschen, es mir völlig totgeschwiegen haben.

Du fragst, woher die Motive?

Vor ein paar Jahren sah ich bei einem Besuche bei meinem Schwager Pastor Feddersen in dem 2 Meilen von hier liegenden nordfriesischen Dorfe Drelsdorf – es wird übrigens in unseren altfriesischen Dörfern jetzt meist plattdeutsch gesprochen – in der alten Kirche die schlecht gemalten Bilder einer alten dortigen Predigerfamilie. Der eine Knabe war noch einmal als Leiche gemalt, ob mit einer und welcher Blume, entsinne ich mich nicht. Unter diesem Totenbilde standen, oder stehen noch, die merkwürdigen, harten Worte:

„Incuria servi aquis submersus.“

Hinter dem Pastorate war noch eine Koppel mit einer Wassergrube, wahrscheinlich hatte der Knecht den Knaben dort ertrinken lassen.

Dies Bild ist mir immer von neuem nachgegangen. Da, vorigen Herbst, fuhr ich zu einer Erbschaftsinventur ein paar Meilen über Land, und während ich allein im Wagen lag, stieg die Geschichte in ihren wesentlichen Theilen vor mir auf; dann habe ich sie langsam, nur die besten Morgenstunden daran wendend, während 5 Monaten fertig geschrieben.

Alles außer dem Obigen, an Vorgängen und Menschen, ist absolut erfunden, d. h. außer einigem unserer Stadtkronik und Kieler und Hamburger Nachrichten entnommenen kulturhistorischen Drumherum. — Die Dorfkirche in der Dichtung ist übrigens die des unweit Husum gelegenen Dorfes Hattstett, wohin ich, wie in der Einleitung geschildert, oft mit dem Pastorensohn hinausging. Die Lokalitäten, Haus und Priesterkoppel, sind nicht so dort vorhanden.

Da hast Du nun eine richtige Rechenhaft.

Jetzt will mir absolut nichts einfallen; vielleicht fange ich nun an alt zu werden, ein Herenschuß, an dem ich lange laboriert, macht vielleicht den Abschnitt. Und das ist vielleicht ganz gut; denn was soll meine eigentlich noch so unnatürlich junge Seele sonst schließlich auch mit ihrem alten Leibe anfangen!

Nun also — Ihr kommt nicht gen Husum, Du und die Deine? Ich hätte Dich und was Dir am Herzen liegt, doch noch so gern einmal in meiner Heimat. Denk denn für nächstes Jahr einmal daran! Noch lebt auch ja meine alte Mutter in dem elterlichen Hause. Es ist hier nicht übel in unsrer alten Stadt und gute Gesellen sind auch hier! Nur würdest Du ein nordisch Gebräu trinken müssen, an dem Du indes auch nicht verzagen solltest. Neulich war ich, kurz vor Pfingsten, zur silbernen Hochzeit meines Bruders in dem schönen, grünen Dorfe Hademarschen. Das war ein Fest!

Welch eine Sippschaft, welch schöne blühende Jugend mit Frühlingsblumen in den Haaren! Oben im Hause, das ihm ein Enkel des alten Asmus Claudius gebaut hat, waren 23 Betten aufgeschlagen, und dann die Nachbarschaft belegt; und es ist so ein eigen Wesen in unserer Familie, das immer stimmt. Hätte Dich dort haben mögen! Die Ströme edlen Weins, die sich aus meines Bruders Keller ergossen, setzten mich in Erstauen. „Wie lange“, fragte ein Vetter, „gebrauchen wir, um Deinen Keller leer zu trinken?“ Er bedachte sich einen Augenblick und sagte dann trocken: „Vierzehn Wochen.“ — So lange hatten wir freilich nicht Zeit. — „Ja,“ meinte er dann, „s ist was Schönes um so ein Familienfest, wenn's man nicht so rührend wär.“ Ich möcht' Dich wohl einmal bei der ganzen Sippschaft herumschleppen!

Doch — quo me rapit! So heißt es ja wohl!

Noch eins! Es scheint heuer in poesi alles zu geraten: Deine Elfride — wirst Du sie als Manuscript drucken lassen, daß man sie doch zu Gesicht bekommt? mein Aquis — Und nun: Schindlers (Julius von der Trauns) „Toledaner Klingen“, ein wahrhaft funkelnder Pfeil auf die Pfaffen; Du mußt es jedenfalls lesen.

So — genug für heut! Schreib einmal wieder und schick mir die versprochene Malerei von Deinem Bub — wie heißt er doch?

Herzlichen Gruß und von Haus zu Haus

Dein

Th. Storm.

„Der Mörikesche Rettich“ erinnert an die köstlichen Verse Mörikes „Restauration. Nach Durchlesung eines Manuscripts mit Gedichten.“ Da wird geschildert, wie des Dichters Gedärm von all dem

süßlichen Zeug erschlafft ist, bis er hinterm Haus einen herzhaften Rettich herauszieht, ihn gänzlich verspeißt: „Da war ich wieder frisch und genesen ganz.“

Die Worte unter dem Totenbilde heißen: „Infolge Nachlässigkeit des Knechtes ertrunken“.

Bei dem hier geschilderten Besuch in Hademarschen scheint Storm den Plan gefaßt zu haben, von Husum fortzuziehen und seinen Lebensabend dort in einer zu erbauenden Altersvilla zu verbringen.

Graf Reventlow, der Husumer Landrat, dessen Sohn später als Student in Heyse's Haus verkehrte, ist einer der verständnisvollsten Freunde des Dichters, der mit seiner geschehen und schönen Gattin treulich mitwirkte, nach seiner Rückkehr aus dem elfjährigen Exil Storm die Heimat wieder zum besten Besitze zu machen.

Asmus Claudius ist Matthias Claudius (1740–1850), der unter dem Namen „Asmus oder der Wandsbecker Bote“ seine Schriften sammelte.

61.

Husum, 17. November 1876.

Nachgerade, liebster Heyse, fängt dies gegenseitige Schweigen an, mich etwas zu beunruhigen; daher will ich heute den Perpendikel wieder ein wenig anstoßen. Ich weiß seit Anfang Juni gar nichts von Dir. Dunkel ist mir, als sei einmal von Deinem neuen Drama (Elfride?) in der Zeitung die Rede gewesen; und hoffentlich bist Du jetzt mit dessen Inszenesetzung irgendwie und wo beschäftigt. Schreib einmal darüber; und ist es als Manuskript gedruckt, so begnade mich mit einem Exemplar.

In den Ferien des letzten Sommers bin ich einigermaßen in Deine Nähe gekommen, war aber, abgesehen von der tödlichen Hitze, zu weiteren Reisen im Herzen nicht

mutig genug. Mein Sorgenkind Hans, der sich noch immer nicht in das finden will, was das Leben fordert, veranlaßte mich zu einer Parforce-Tour nach Würzburg, wo er — wenn das Glück gut ist — bis Weihnachten endlich den Rest des medizinischen Examens machen wird. Dann, Mitte August, nach drei Tagen Aufenthalt dort, ging ich wieder zurück, fischte unterwegs in der Nähe von Husum meine Frau und mein jüngstes Küken, Dodo, auf, und fuhr mit ihnen auf ein Gut in Nordschleswig, jetzt leider Jütland, zu Verwandten, wo wir 3 Wochen angenehm und faulenzend verlebten.

Aber nach unserer Rückkehr ist unter bösem Nerven-kampf das Greisenalter bei mir eingetreten; wenn man bedenkt, ganz rechtzeitig, im Verlauf des sechzigsten Jahres. Ich kann es gar nicht begreifen, daß ich jemals mit Euch da oben, oder doch ein Stück Wegs hinauf, auf dem Helikon gewesen bin. Hätte ich nur meine bescheidne aber schöne Wohlbeleibtheit wieder; denn, was ich nie geglaubt, ich fühle es jetzt mit völliger Bestimmtheit, daß bei mir die Poesie im Fette gesteckt hat.

Heute Abend gehe ich zunächst einmal in den „geschundenen Raubritter“ der hier aufgeführt wird und sehe, ob das eine Aenderung bringen mag. Dodo hat es angestiftet; sie hält ihre Mutter und eine Schwester frei von ihren ersparten Groschen. Sie wachte heute morgen auf, indem sie ihren Gesangbuchsvers hersagte und dann gleich die Worte „Theater! Theater!“ in die Luft warf. Da muß ich doch mit und die Andern freihalten!

Was macht Dein Junge? Er sollte mir ja etwas malen! Und der Soldat und die großen Mädels und vor allen Deine Frau? Mit einem Wort: wie geht es Dir? Denn wir stecken ja doch in allen, die wir lieben.

Herzlich Dein alter

Th. Storm.

In G. Kellers Novelle in der „Rundschau“ finde ich die Einleitung höchst langweilig, in dem Ubrigen die Erfindung doch zu dürftig; aber „Dietegen“ und das „Romeo und Julie“, das sind zwei Perlen; in fast allem Ubrigen ist der Mangel eigner innerer Beteiligung; er hat keinen Glauben an das, was er uns vorträgt; er macht es wie eine Ehrie, die ihm der Schulrektor aufgegeben hat.

Im November- und Dezemberheft der deutschen Rundschau erscheinen Gottfried Kellers Züricher Novellen „Herr Jacques“ und „Hadlaub“. „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ und „Dietegen“ sind freilich die Perlen der „Leute von Seldwyla.“ Damals waren Keller und Storm noch nicht in briefliche Berührung gekommen. Den ersten Brief sandte Storm am 27. März 1877 an den Züricher Kanzellaren. Ein paar Jahre später hätte Storm wohl kaum ein so hartes Urtheil über Dinge, die ihm in seiner großen Weichheit bei Keller nicht lagen, gefällt. Heyse, der nächste Freund des Schweizerers, den er als „Shakespeare der Novelle“ feiert, während Keller beispieisweise für den „letzten Zentaur“ des Freundes geradezu schwärmt, geht auf diese Aeußerung gar nicht ein. Aber diese nahe von Ermatinger in seinem Gottfried Keller-Werk (nach Bächtold) so peinlich verkannte und nie unterbrochene Beziehung wird die von Max Kalbeck vorbereitete Briefherausgabe Heyse-Keller beredtes Zeugnis ablegen und auch mithelfen, die Verfälschung matter literarischer Kritik gegenüber Heyses lebendigem Antlitz endlich richtigzustellen.

62.

München, 17. Dezember 1876.

Lieber Freund, ich hätte Dir längst für viele schöne Dinge zu danken gehabt, für die Fortsetzung der Gesamtausgabe, die auf einmal einen so stattlichen Ruck in die Breite getan hat, für das kleine Ausgäblein des „Stillen Musikanten“ und Konsorten, endlich für meinen Liebling in

großer Gala, den Du mir direkt zugeschickt. Aber ich hatte alle Hände voll zu tun, um mit so vielem Berg an meiner Kunkel zu räumen, ehe die Feiertage kämen, mit ihnen mein Fähnrich aus Anclam, alle Hausvaterpflichten, Backereien und Plackereien bis die Heiligabendglocke geläutet werden kann. Ein fünfaktiges Trauerspiel ist glücklich zum dritten — hoffentlich letztenmal — fertig geschrieben worden, ferner Verschiedenes, wovon Du später mehr erfahren wirst, und ich bin höchst vergnügt, daß mir dies hitzige Scharwerken keinen neuen Schaden an Leib und Seele zugefügt hat. — Auch konnt ich um so getroster das Schreiben an Dich vertagen, da Du „den Letzten hattest“ — obwohl ich durchaus nicht peinlich auf Umschichtigkeit halte. Wenn ich heut meiner Sonntagsruhe eine Viertelstunde abbreche, so geschiehts aus einem ganz eigensüchtigen Grunde. Paetels haben mich angegangen, ihnen eine Novelle zu ihrer Miniaturbibliothek zu überlassen. Potrebbe darsi, daß es zustande käme, natürlich nur mit Hertzens Konsens, den er hoffentlich nicht weigert. Möglich aber auch, daß er selbst auf einmal Lust kriegt, während er bisher in der Weise der aristokratischen alten Buchhändlerschule (Reimer, Hirzel etc.) jeden äußern Apparat (sowohl an Reklame, als an Ausstattung) fast zu peinlich verschmäht hat. In jedem Falle, Paetels wie Hertz gegenüber, wüßte ich gerne, wie man sich bei Miniatur-Ausgaben zu benehmen hat. Wenn es Dir nicht irgend unbequem ist — was Du natürlich ohne Umschweife sagen wirst — möchte ich Deine Kontraktbedingungen bei Aquis submersus erfahren, sub sigillimo! Mehr um Hertz, als um Paetels willen, denen ich, falls etwas mit ihnen zustande käme, geradezu erklären würde, daß ich Deine Bedingungen unbefehens auf mich übertragen wünschte.

Im Hause steht es recht erträglich, mein Weib hat einen Waffenstillstand mit ihren Leiden geschlossen, der freilich dem türkisch-serbischen verwünscht ähnlich sieht, aber auf

Abschlag immerhin dankenswert ist. Die Kinder sind im Adventsfieber. Meine Elfride steht gottlob! erst für 1. Februar auf dem Repertoire, woraus leichtlich der 1. Oktober werden kann. Ich bin ein rechter Narr, mir wieder die Not um einen Erfolg zu machen, der im besten Fall mich nicht freut. Aber gib Du dem Theaterteufel den kleinen Finger!

Leb wohl, liebster Freund, und laß Gutes von Dir hören Deinen alten

Paul Hense.

Henses „Liebling in großer Gala“ ist die schöne Separatausgabe von „Aquis submersus“.

Potrebbe darsi — es könnte sich machen.

Der türkisch-serbische Waffenstillstand, den Abdul Hamid nach Entthronung des Sultans Murad schloß und die am 13. Dezember in Konstantinopel beginnenden Friedenskonferenzen brachten in der That keine Lösung der wieder einmal brennend gewordenen orientalischen Frage. Es folgte der russisch-türkische Krieg, den erst der Berliner Kongreß am 13. Juli 1878 endgültig abschloß.

63.

Husum, 20. Dezember 1876.

Liebster Freund!

Ich würde Dir doch zum Fest geschrieben haben; nun sammelst Du feurige Kohlen. Daß es Euch gut geht hab ich gern gehört; so kann ich nun, wenn bei uns der Tannenbaum brennt, mit ruhigem Herzen zu Dir hinüberdenken.

Deine Geschäftsfragen anlangend, so habe ich mir für die vier Büchlein „Zerstreute Kapitel“, „Novellen und Gedenk-Blätter“, „Waldwinkel und Pole Poppenpäler“ und das neueste bei Westermann je 440^r für die Auflage von 2000 Exemplaren ausbedungen;

überall natürlich Aufnahme in die Gesamtausgabe vorbehalten. Bei Aquis submersus erhielt ich für den Abdruck 600^r, für die Separatausgabe (je 2000 Exemplare) 300^r. Paetels sind übrigens weiße Raben; ich stellte die Forderung, bevor sie oder Rodenberg die Novelle gesehen hatten und erhielt umgehend Antwort: „Alles akzeptiert.“ Das Honorar würde ich als nach Beendigung des Druckes fällig bezeichnen. Wünschst Du sonst noch was zu wissen, so sag es nur!

Unter einigen psychologisch interessanten Zuschriften, die mir in puncto Aquis submersus zuingen, ist eine von einem Robert Weiß aus Berlin, der mir in lithographiertem Abdruck eine Umdichtung meiner Novelle in 245 gereimten 6zeiligen Strophen zuschickt und dafür um meinen Beifall bittet. — Manches darin hätte ich freilich wohl noch besser im Vers gesagt; aber dann hätte ich wohl freilich selber sagen müssen.

Es ist nach 10 Uhr abends. Draußen heult der Oststurm und stöbert der Schnee. Mama und die Kinder sind zu Bett; in meinem behaglichen Zimmer mit der geschnitzten Decke, das ich vor 9 Jahren mir selbst gedichtet, sitzt meine Älteste, Lisbeth, meine treffliche geliebte Tochter, ihres Bruders Ernst Liebling, mir gegenüber und legt die letzte Hand an ein Weihnachtsspitzenkunstwerk für unsere Mama; Sonnabend Abend, wenn wir beim Vergolden, Netzschneiden und Baumaufputzen sind, kommt dann der Referendar Ernst aus Kiel, selbst ein leidenschaftlicher Weihnachtsmann. Alle Stuben stecken voll Geheimnis, oben und unten stößt man mit der Nase auf verschlossene Türen. Passt es nicht zu dieser Weihnachtsstimmung, daß ich dieser Tage aus meinen Büchern zum Nachmittagslesen einen Band Fouqué herausgriff! „Waldemar der Pilger, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen.“ Eine wunderbar kindliche Welt; aber alles voll anheimelnder Stimmung; eine Luft, ein goldner Abend-

schein, wie es einst in einer weit hinter uns liegenden Gegend um uns war, wo wir uns einst als Kinder still und glücklich fühlten. Lies nur im 2. Aufzug von „Eginhard und Emma“ die paar Worte, wo der Kaiser nachts am Fenster steht. Das ist es was ich meine. — Doch Du hast in Deiner Bibliothek wohl nicht solche alte Scharteken, wie ich. In Fouqués dramatischen Sachen tritt dies natürliche, warme Element viel mehr hervor als in seiner erzählenden Prosa; auch ist der Vers ihm günstig. Und so sähe es wohl friedlich und weihnachtlich um mich aus; aber ein Gespenst steht dahinter; die Angst um meinen Ältesten, den kleinen, hübschen, guten Jungen, dessen Du Dich vielleicht noch entsinnst; und gerade in den Weihnachtstagen wird es sich wohl entscheiden, ob ich unter meinen Kindern ein gescheitertes Leben ein für allemal zu verzeichnen haben werde. Doch ich will Dir damit heute nicht weiter kommen.

Mein „Stiller Musikant“, der in der That sich zu seinem poetischen Abbilde, wie — in aller Bescheidenheit sei es gesagt — Goethe zum Werther verhält, ich meine in betreff der Knochen, freut sich seines unter dem Beifall der Lehrer und Freunde sich entwickelnden Gesangstalentes. Zum Sommer soll er seine Stuttgarter Studien beschließen und dann — so hoffe ich, daß es geschehen könne, — noch einige Monate in Berlin unter Stern oder Stockhausen studieren, bevor er sich als Gesanglehrer vollständig entwickelt.

Noch eins muß ich erzählen, obgleich es kaum in diesen Weihnachtsbrief paßt. Vor einiger Zeit gegen Morgen werden wir durch einen prasselnden Donnerschlag geweckt und sehen nachher, daß der Blitz uns den einen Schornstein gespalten hat. Kurz darauf hat der Pastor auf der Insel Amrum, übrigens ein ins Land gekommener Bayer, Schwiegersohn unseres hiesigen Probsten, auf der Kanzel gesagt, da sehe man, wie Gott die Ungläubigen strafe. Anderswo würde er gesagt haben: „Sehet wie gnädig Gott

seine Vaterhand über sie ausgestreckt.“ — So etwas macht mir immer mehr Freude, als meiner guten Frau. Und nun leb wohl bis zum neuen Jahr! Lebten wir hundert Jahre früher, so würde ich vielleicht sagen: bete für mich! Jetzt sag ich nur: behalt mich lieb! Frau und Kinder grüßen Dein Haus unbekannterweise und wünschen Euch mit mir frohe Weihnachten.

Solltest Du zufällig zwei Exemplare „Stiller Musikant“ erhalten und es nicht anderweit verwandt haben, so schicke mir, bitte, eins zurück. Meine 40 Neffen und Nichten sind außerordentlich gierig auf die kleinen Bücher. Hast Du sonst darüber verfügt, so ist's auch gut.

Auf Deine Elfride werde ich immer gespannter; harre aber in Geduld.

Also nochmals Gruß!

Herzlich Dein Th. Storm.

Die erwähnte Szene aus dem II. Akt von Friedrich de la Motte Fouqués (1777–1843) „Eginhard und Emma“ ist in der Tat typisch für Storms literarischen Geschmack. Er steigt hier zu den romantischen Urquellen seiner Frühdichtung und seiner literarischen Bildung hinab. Todesahnungen, denen er ja so oft Raum gibt, daß Keller sie fälschlicherweise für sentimentale Pose hielt, und Erinnerungen an Konstanz leben in ihm angesichts des einsam in die winterliche Landschaft hinausblickenden Kaisers Karl auf:

„Da jagt der Schnee. Hu, wie viel bunte Wirbel.
zu morgen ist die Gegend ringsum weiß,
weiß auch das Grab, drin Emmas Mutter schläft.
Ich sah's doch gern ein einz'ges Mal noch grün,
wie sich an der Kapellenwand erhebt.“

Storms Wegnerschaft gegen jede verstockte Pfäfferei, in der er sich mit Hense verbunden wußte, ist allgemein bekannt.

Der Pfarrer Beck auf Amrum, einer von den „ehrlichen fanatischen Pfaffen“, wie er ihn als Typus in Hense's Roman „Kinder der Welt“ hineinwünscht, schildert Storm ungläubig, weil kein Mitglied seines Hauses die Kirche betonte. Storm glaubte wie Hense weder an ein Leben nach dem Tode noch an einen persönlichen Gott. Sein Bekenntnis hat er in dem schönen Gedicht „Ein Sterbender“ niedergelegt. Seiner Tochter Gertrud schrieb er in ihr Album die „Berichtigung“:

Was immer ich gefehlt, des Einen bin ich frei:
Gefangen gab ich niemals die Vernunft
auch um die lockendste Verheißung nicht.

64.

Husum, 2. Ostersonntag 1877.

Lieber Freund Hense!

Du schickst mir nur gedruckte Briefe und auch ich schrieb Dir lange nicht. Es war keine gute Zeit und auch jetzt ist es noch nicht besser. Du weißt ja, daß ich ein Sorgenkind habe, und eines ist genug, um die im natürlichen Lauf der Dinge schwächer gewordenen Kräfte ganz zu lähmen. Nachdem ich dem Kampf um Vollendung des medizinischen Examens lang genug vergebens von hier aus der Ferne ausgehalten, entschloß ich mich, zum zweitenmal nach Würzburg zu reisen. In den fast vier Wochen, die ich vom 6. Februar an dort war, gelang es denn allerdings, die vier Hauptstationen glücklich zu vollenden. Das Schlußexamen, wie mir einer der Examinatoren sagte, sei eine Formalität; ich reiste ab und nach 14 Tagen erhalte ich das Resultat „mittelmäßig“, d. h. er kann und muß es nach drei Monat („schlecht“ sechs Monate) wieder machen. Er ist fast 11 Jahre auf Universitäten — genug. Was soll ich Dir das weiter vorklagen! Das Schlimmste ist, daß dabei auch meine literarischen Silberquellen nicht mehr fließen! — Außerdem leidet mein Dritter, der sich in Stuttgart wesent-

lich zum Gesanglehrer ausgebildet, seit Neujahr an allerlei Ubeln, die auch ihn nicht zum Ziel kommen lassen.

Ich bin nun zwar eine recht elastische Natur; aber — am 14. September werde ich 60!

Eröstlich ist, daß mein Referendar Ernst jetzt hier bei uns wohnt, da er vorschriftsmäßig hier bei einem Rechtsanwalt arbeitet. Meine Älteste, Lisbeth (21 Jahre) will durchaus Michaelis nach Berlin aufs Konservatorium, wohin ich, womöglich, meinen Gesanglehrer dann auch noch auf einige Monate schicken muß. Nicht wahr, Berge genug zum übersteigen!

Glaube übrigens nicht, daß bei mir eine eigentliche pekuniäre Not eintrete; aber es ist unendlich quälend, das ererbte Kapital zu vermindern, das Frau und Töchtern zum notdürftigen Unterhalt dienen sollte, wenn für uns „der Tag des Lebens vorbei ist“.

Dein Herz mag es bei Dir entschuldigen, daß ich Dir solche Rehrseite des Lebens zeige. Es muß aber meiner Natur nach sein, wenn ich wieder in andrem Ton Dir schreiben soll.

Dein „Skizzenbuch“ habe ich mit Dank erhalten. Für mich sind das schönste darin: die beiden Sonette an Keller und an Kurz. Mein „Profil“ hast Du so gewandt, daß es Dir selber einigermaßen ähnlich geworden ist, was ich als einen Beweis Deiner freundschaftlichen Gesinnung bestens akzeptiere. Besonders gern hab ich die „Landschaften mit Staffage“ gelesen; Du weißt, die Landschaft ist nun einmal meine Sache! Deshalb hab ich zwischen den gaukelnden Libellen-Liedern, womit Du Dein Weib überschüttest, auch süß und gern, Seite 118, in der Waldeinsamkeit mit Euch ausgeruht. Aber das „Trennt Euch zuweilen“, Seite 126, haben ich und die Meine uns verständnisvoll zugenickt. Es hätte nun aber noch ein Gedicht folgen sollen, worin nach der Trennung das Wiedersehen, fern von

Hausgezänk und Sorge, auf einsamer Insel empfohlen würde. Im Vertrauen, wir pflegens immer so zu halten. Unter den „Bildern und Geschichten“ war mir der „Cicisbeo“, worin Du so energisch Dein Evangelium des Blutes predigst, schon bekannt. Besonders angemutet hat mich „Novelle“. Sollte aber der häßliche Apostroph, der das Imperfekten zum Präsens macht, in Zeile 12 nicht vermieden werden können? Etwa: „Fliederduft wehte herein zum Saale“ oder dergleichen. Vielleicht könnte der Apostroph ganz gestrichen werden. Doch — — —

Leb wohl für heut: Ich mußte Dir nur einmal ein Lebenszeichen geben und möchte gerne eins von Dir empfangen.

Dein Th. Storm.

Wie stehts mit dem gotischen Drama? Bringe mich auch freundlich bei der Deinen in Erinnerung.

Abends.

Ich nehme noch einmal ein frisches Blatt, da ich Dir ja von einer alten Bekannten, einer Frau voll Sonnenschein, Grüße zu bestellen habe. Die Wochenblattsanzeige von zwei in der Ludwigstraße zu vermietenden Zimmern brachte mich nämlich in Kost (d. h. Mittag) und Pflege zu Frau Lina Strecker, bei der ich es die Zeit durch leiblich und geistig unendlich gut gehabt habe. Die heitere Frau hat einen Kreis junger, hübscher, liebenswürdiger Menschen, die täglich bei ihr aus- und eingehen. Ihre jüngste Tochter Wally (Walburg) 19jährig, ein hübsches kindliches Geschöpf, ist mit einem jungen Privatdozenten (Germanist) Erich Schmidt, verlobt, einem der anmutigsten jungen Leute, die mir je begegnet, der während meines Dortseins (mit 24 Jahren) einen Ruf als außerordentlicher Professor der deutschen Literatur nach Straßburg erhielt, wo sein Vater

Professor der Zoologie ist. Auch in Würzburg wollte man ihn und zwar mit höherem Gehalt halten, er hat aber den anderen Ruf akzeptiert. Die liebenswürdige Anhänglichkeit dieser Menschen, die mir so bei Wege lang in den Schoß gefallen, sind der reine Gewinn meiner Würzburger Reise. Dein Angedenken wird dort freundlich gehegt; Dein treffliches Bild hängt in der besten Stube. Also nochmals sei herzlich begrüßt

Dein Th. Storm.

Die gedruckten Briefe sind Dankfagungen für Neujahrs- und Geburtstagswünsche.

Das Sonett an Kurz wurde bereits erwähnt, vergleiche Anmerkung zu Brief 43 auf Seite 91.

Gottfried Keller wird als „Shakespeare der Novelle“ gepriesen.

Das Profil Storms, in dem das künstlerische Entwicklungsmoment erlittenen Leides stark betont ist, das ja wirklich die Stormsche Dichtung erst zu geschlossenen Gestaltungen emporbildet, lautet:

„So zartgefärbt wie junge Pfirsichblüten,
So duftig wie der Staub auf Falterschwingen,
Sah'n wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du sie verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen,
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten.

Nicht Märchen mehr und Träume wie vor Zeiten,
Wach schilderst du des Lebens bunte Szenen
Im Panzer goldner Rücksichtslosigkeiten.

Und deine Falter zeigen sich von denen,
Die gern in Flammen sich ihr Grab bereiten,
In helle Blut gelockt von dunklem Sehnen.“

Das Gedicht S. 118 im „Skizzenbuche“ Henses beginnt:
„Den Wald durchläuft verworr'ner Stimmen Klang“,
Die erste Strophe des Gedichtes S. 126 lautet:

„Trennt euch zuweilen,
Ihr glücklich Liebenden!
Ach, nur die Ferne
Glüht Seel' und Seele
Magisch zusammen;
Ach, nur die Sehnsucht
Vermählt euch ganz!“

Die unverändert gebliebene Zeile der „Novelle“ heißt:

„Der Glieder duftet herein zum Saale.“

Das „gotische Drama“ – vortreffliche Bezeichnung – ist wieder Elfride.

Die Nachschrift des Briefes betrifft Storms Aufenthalt in Würzburg bei den Examenen seines Sorgensohnes.

65.

Husum, 16. April 1877.

Lieber Hense!

Durch Petersen weiß ich, daß Du wieder Deinen Nervenleiden verfallen bist; da hätte ich Dir denn wohl einen besseren Brief schreiben sollen, als die neuliche Klage=Epistel. Nun mußt Du heute noch hören, daß Du uns hier im Hause eine große, mir besonders die allerherzlichste Freude bereitet hast. Wir haben Deine Elfride gelesen. Das ist schön, hinreißend, erschütternd schön; ich habe von Dir nichts Schöneres, und überhaupt lange nicht etwas von so reiner Schönheit gelesen. Mein Sohn Ernst, ein vorzüglicher Vorleser, mit zum Herzen dringenden Organ, und ich lasen es den Frauen vor, und wir waren alle tief erschüttert, noch am andern Tage hatten wir's in Blut und Nerven. Mit nie nach=

lassender Frische, alle Motive ausnützend, je weiter dem Ende zu, desto stärker und zugleich immer mehr Klarheit nach rückwärts hin verbreitend, geht diese Dichtung durch alle Abgründe des Herzens; freilich vor zwanzig Jahren hättest Du sie nicht schreiben können. Ich bin begierig, wie sie auf der Bühne gelten wird: denn sie wirkt eigentlich wie ein mächtiger Gesang; auch hat sie keine Ruhepunkte.

Aber das weiß ich, daß alle deutschen Theater, die Dich nicht kniefällig um diese Dichtung bitten, die nicht alles tun, um sie ganz, wie Du sie geschrieben, zur lebendigen Darstellung zu bringen, — des Sängers Gluch treffen muß, daß auch nicht eine Säule von ihnen stehen bleibt.

Für die beiden Hauptpersonen wird es freilich nicht leicht sein, die Darsteller zu finden; denn namentlich in den beiden ersten Akten wird es sehr auf die feine Linie ankommen.

Was Wichert Dir dagegen geschrieben haben mag, und ob er in einzelnen Punkten Recht haben mag — denn gegen welches Menschenwerk ließe sich nicht hie und da mit Fug etwas vorbringen — das Ganze ist aus dem tiefsten Born geschöpft, und Du sollst dafür einen Kranz tragen, so lang die deutsche Sprache dauert.

Mein Junge, der sonst mit aller Ungenügsamkeit der Jugend ausgestattet ist, bittet ausdrücklich, Du mögest auch Gruß und Dank von ihm annehmen.

Nun aber ruhe! Du hast die Ruhe wohl verdient; und werde wieder gesund zur Freude aller, die Dich lieben.

Deine Frau oder eins Deiner Kinder möchte ich um die Güte bitten, mir ein paar kurze Worte über Dein Ergehen und über die Aufführung Deines Dramas zu schreiben. Ich bitte recht sehr darum.

Nächstens lesen wir, wenn die Elfride mir erst etwas Ruhe läßt, den „Grafen Königsmark“.

Ich treibe noch tief in allen möglichen Sorgen des Lebens. Seid herzlich begrüßt, Du und Deine Frau!

Dein

Th. Storm.

Petersen an Storm:

Schleswig, 9. 4. 1877.

Hesse schreibt eben, daß er an den Bodensee geht, weil er seit 4 Wochen an einem Rückfall in sein altes Nervenleiden laboriert; er sei zu strengster Menschendiät verurteilt. Das ist doch recht übel, und läßt wohl auf fernere Rückfälle schließen. Inzwischen werde ich die Familie aufsuchen, wie er mich bittet...

Petersen.

66.

16. April 1877.

Ich habe Dir schreiben wollen, lieber Freund, am ersten Tag, wo ich den Baum meines Lebens wieder von frischem Saft quellen fühlte. Die letzten Wochen waren zu dürr und träge, um davon zu reden. Nun gehe ich morgen von hier — Schachen bei Lindau, wo ich schon vor zwei Jahren mich von Italien erholte — diesmal ganz so wie ich gekommen. Es gilt also noch eine ganze Weile still halten, schweigen, schlafen, der Zeit Zeit lassen. Meine selbstdiktirte Einzelhaft hätte mich vielleicht doch schon gebessert — zehn Tage sind immerhin lang genug für ein Experiment, — wenn nicht der Föhn und tagelanger Regen und fröstelnde Zimmer mein Hiersein unerquicklich gemacht hätten. Basta! Es wird auch wieder sich wenden.

Ich mag aber nicht mein Pult wiedersehen, in welchem Dein letzter, leider so klagsamer Brief noch auf mich wartet, ohne Dir gedankt zu haben, daß es Dir eine Herzerleichterung war, mir von allem, was an Dir nagt, zu sagen. Ich will kein Wort darüber hinzufügen, das doch nur nach einem Gemeinplatz klingen würde, wie jedes Wort, das in solchem Fall keine Tat ist. Wenn zu einer solchen jemals die Stunde käme, weißt Du, wo Deine Freunde zu finden sind.

Petersen hab ich leider versäumt. Ich hätt' auch wenig von ihm haben können. Ein Gespräch von einer halben Stunde, ein Brief von vier Seiten rühren mir die Nervenschmerzen in den Schenkeln wieder auf.

Inzwischen werden zwei jener Sünden, für die ich jetzt diese Buße zahlen muß, zu Dir gelangt sein. Da Du dem Theater ganz fern stehst, wär mir's um so interessanter, mit Dir von diesen Stücken zu plaudern. Aber ich kann Dir ein so einseitiges Gespräch nicht zumuten, da ich noch lange auf den Postkartenstil angewiesen bin. So darf ich auch auf manches, was ich in Betreff des Skizzenbuchs mit Dir besprechen möchte, nicht eingehen. Schon dies Wenige war zu viel. „Leise hörend stürmen sie herauf“.

Leb wohl und gedenke Deines

getreuen

P. H.

Es folgt die Todesnachricht Wilfried Heyse's, der im siebenten Lebensjahre am 20. Juni 1877 in Tübingen nach einer Mandeloperation an Diphtheritis und hinzugetretenem Scharlachfieber starb. Ein drittes Kindergrab! Dies Unglück haben Paul und noch unverkennbarer Anna Heyse nie verwunden. Wilfried, der einzig noch lebende Sproß dieser Ehe, war an Charakteranlagen und geistiger Begabung das am reichsten bedachte Kind Heyse's, nach

dessen Ableben die letzte starke Hoffnung auf einen geistig wie seelisch ebenbürtigen männlichen Nachkommen geschwunden war. Anna Hense erlitt damit den Niobeschmerz, nun nach Marianne noch ihr zweites und letztes Kind zu verlieren. Henses Tagebücher, die den Entwicklungsgang so unsagbar zart verfolgen, geben ein fast ebenso erschütterndes Zeugnis dieses unheilbaren Leides, wie die Kindertotenslieder.

67.

Husum, 24. Juni 1877.

Mein armer lieber Freund!

Gestern Mittag erhielt ich Eueren schwarzen Brief; gestern abend kam Petersen und ist eben wieder fortgereist; aber wir haben immerfort zu Euch hinüberdenken müssen. Der kleine liebe Kerl; nun werd ich vergebens auf das längst versprochene Gemälde warten müssen, das ich zum Entgelt für meinen Kater von ihm haben sollte.

Andre verlieren ihre Kinder durch das Leben, Du verlierst sie durch den Tod: Leid ist überall. Ich habe das letzte noch nicht empfunden; aber ich weiß wohl, wenn unsre kleine Dodo stürbe, so bräche mein Haus zusammen. Ihr seid noch jünger; Deine Frau wird es hoffentlich tragen können. Meine Frau, die ein Herz voll leidenschaftlichen Mitleids hat, drängt sich zu der Deinen; sie bittet mit Tränen in den Augen ihr das zu sagen. Was ist auch sonst zu sagen? Könnte ich bei Euch sein, ich glaube das wäre gut; aber wir sind so weit getrennt, daß auch wir uns vielleicht niemals wieder sehen.

Aber das wollte ich nicht sagen. Nimm die Versicherung meiner herzlichsten treuen Freundschaft, das ist

Alles, was ich zu geben habe; und sage das auch Deiner Frau. Und haltet fest zusammen.

Auf ein schriftliches Wort von Dir will ich geduldig warten.

Dein

Th. Storm.

Dodo Storm ist 1868 geboren und heiratet später den Chemiker Baché.

68.

Husum, 14. September 1877.

Mein teurer Freund!

Es ist der Morgen meines 60sten Geburtstages; ein großer Korb mit Blumen, den junge Hände mir hingestellt, durchduftet mein Zimmer; aber es ist Herbstduft; und ich leugne nicht, daß mein Gemüt bewegt ist. Der alte Volksreim hat Recht: „60 Jahr fängt's Alter an.“ Du wirst das in Betreff meiner nächstens auch in Westermanns Monatsheften dokumentiert finden, die Lust, der Reiz des „Fabulierens“ verläßt mich.

Und es wird mir recht schwer werden, mich auch ohne das einzurichten. In jeder Beziehung.

Jetzt in der noch unberührten Morgenfrühe gedenke ich derer, die ich liebe, die mir fern sind, durch den Tod oder durch das Leben. Daß ich Dir heute schreibe, das soll heißen, vergiß mich nicht, erhalte mir Deine freundschaftliche Teilnahme auch für den Rest meines Lebens. Wir haben in gewissem Grade ein ähnliches Geschick, nur daß Du mir in einem, ich Dir in einem anderen Schmerz voraus bin.

Deinen Brief schickte Freund Petersen mir, er, ich meine Petersen, ist sinnig, er weiß mit linder Hand seine Teilnahme zu erweisen, ich bin begierig, ob er heute kommen wird. Deine Frau häuft Kränze auf das Grab des Kindes: laß sie nur damit fortfahren, wenn sie es jahrelang getan, so wird es weniger sichtbar sein, und zuletzt wird wieder das freundliche frische Kindergesicht aus den Blumen hervorblicken, das ja nicht vergessen werden kann noch soll.

Was soll ich heute Dir noch sagen, es ist dies ja nur ein Gruß, den ich nicht zurückhalten konnte. Schick mir nur Deine Adresse, wenn Ihr Euch in Italien festgesetzt habt, damit ich weiß, wo in der Welt Ihr zu finden seid.

Dein alter getreuer

Th. Storm.

Storms Novelle „Carsten Curator“ ist gerade erschienen. Henses Antwort – Ende November aus Neapel – fehlt. In ihr spricht Hense davon, daß er und seine Frau „den Erdgeschmack nicht von der Zunge bringen“ könnten (vergl. Storm an Keller am 27. Februar 1878). Storm fährt fort: „Die Beiden hätten zu Haus bleiben sollen; wenn sie jetzt heimkehren, wird ihnen ihr Kind wie ein Gespenst auf Treppen und Gängen entgegenkommen“.

69.

Husum, 24. Novbr. 1877.

Liebster Hense! Gestern erhielt ich Deine Karte; das schön gebundene Dedikationsexemplar der „Moralischen“ habe ich mit ein paar freundlichen Worten von Hertz schon vor 14 Tagen erhalten. Ich habe alles gern gelesen und wieder gelesen; denn wenn ich Deine Sachen lese, so bin

ich bei Dir, und wie lieb mir diese Gesellschaft ist, das weißt Du. — Wie Du in dem „Getreu bis in den Tod“ die Leiden einer Mutter zu glücklichem Schluß geführt hast, so habe ich in meinem „Ersten Curator“ (Korrektur für Westerm. M. H. ist schon längst dagewesen, kommt aber noch immer nicht) des Vaters Anteil behandelt. Leider war ich sehr gedrückt während der Arbeit, und so — wider bessere Erkenntnis, aber wie unter einem Bann fortarbeitend — ist die Sache trotz aller aufgewandten Kunst im übrigen Arrangement wohl eher peinlich, als tragisch geworden. Und wäre von vornherein so leicht anders zu machen gewesen! Nun — wie Du sagst: „transeat cum ceteris“. Ich kann es um so leichter sagen, da das was mich — und so viele Jahre — drückte, jetzt plötzlich zu weichen scheint. Mein Ältester, Hans, ist seit etwa vier Wochen Arzt in einer kleinen wohlhabenden Stadt Holsteins (Heiligenhafen), hat ein kleines Gehalt vom Magistrat für Vertretung des Physikus am städtischen Krankenhaus, schon einen hübschen Kreis von Patienten und doktert lustig drauf los. Mein Referendar Ernst arbeitet hier beim Rechtsanwalt, mein „stillter Musikant“ macht seine letzten Gesangstudien in Berlin bei Stockhausen (teurer Spaß!), meine treffliche Tochter Lisbeth schreibt heitere Briefe aus Stuttgart, wo sie auf dem Konservatorium ist, kurz alles scheint in richtigem Schwung und so erwarte ich dies Jahr gute Weihnachten. Hab auch ein seltsam Stück aufs neue auf der Staffelei; so aus 1700 — 50. — Von Deinen „Moralischen“ hat dennoch, wohl wegen des Deutsch-romantischen darin, die Jorinde den größten Reiz für mich; das Seeweib scheint mir ein wenig gewaltsam komponiert, auch das Ende etwas zu äußerlich angesetzt. Eine hübsche, alte, traurige Geschichte, und wie ich denke, gerade im rechten Ton erzählt ist „Die Kaiserin von Spinetta“, das muß sich gut vorlesen lassen, glaub' ich, und ich will's nächstens mal versuchen.

Aber nun Du und Dein Weib! Hätte ich zu regieren gehabt, ich hätte Euch nicht aus Euren vier Wänden losgelassen; so etwas heilt am sichersten da, wo die Wunde geschlagen ist, und ich wünschte herzlich, daß Ihr nach Hause statt nach Rom reiset. Da ich nichts zu sagen habe, so können nur meine innigsten Wünsche Euch begleiten.

An Petersen habe ich Deinen Gruß schon bestellt; vielleicht schreibt er Dir auch, da ich ihm Deine Adresse angeben. Er war vorigen Sonnabend auf Sonntag bei uns.

Sagen muß ich Dir auch noch, wie liebenswürdig unser alter „Chevalier“, wie er mir schreibt: „mit Erlaubnis zu sagen: jetzt geheimer Regierungsrat“ sich gegen meinen Musikanten benimmt. Erst hat er ihn mit großer Energie bei Stockhausen untergebracht, und wenn Karl sich eine Zeitlang nicht bei ihm sehen läßt, so läuft der Geheimrat selbst zu dem Jungen und sieht nach, ob ihm etwas fehle. — Wollen wir nicht beide zum Frühjahr einmal auf drei Tage nach Berlin und die Reste der alten Kumpane aufsuchen? Ich bin sehr geneigt dazu. Bitte, überleg Dir's mal!

So, und nun schreib mir auch aus Rom ein paar Zeilen; das kannst Du wohl noch an mich wenden.

Ich grüße Euch beide herzlich.

Dein

Th. Storm.

Das neue Stück aus 1700–50 ist „Kenate“.

Chevalier ist Karl Böllner, vergl. Anmerkung zu Brief 3 Seite 10.

70.

Rom Via del Corso,
18. April 1878.

Ich habe gestern Deine Kenate gelesen, lieber Freund, mit großer Bewunderung Deiner Kunst und der wunder=

samen Welt, die sie von den Toten auferweckt. Der Held bleibt freilich an einer Grenze stehen, über die man ihm gern hinaushelfen möchte; daß Du es gleichwohl nicht getan, ist ein Zeugnis Deiner feinen weisen Selbstbeschränkung, in der sich „erst der Meister zeigt“. Denn die Zeit der Selbsthilfe und Selbstbefreiung war damals noch nicht angebrochen. Wie die Geschichte von originellen kleinen Zügen wimmelt, die sich der Phantasie unvergeßlich ein-graben, brauche ich Dir nicht zu sagen. Du hast ja Deine Freude beim Erfinden und Hinzeichnen gehabt. Aber schön ist es, daß Du bei alledem — zumal die Tonart ja Deine Lieblingsakzente gestattet — durchaus nicht der Manier verfällst, sondern immer wieder mit frischem Respekt vor der Natur und ganz eigener Liebe ans Werk gehst. Dies ist eine Charaktertugend, die mehr Ehre macht, als aller Glanz des Talentes.

Und nun laß Dir nach so langem Schweigen die Hand drücken, mein Teurer, und sagen, daß Du nichts an meinen ungeschriebenen Briefen verloren hast. Von den Dingen hier herum kann man nur zu denen reden, die sie kennen, und von uns zwei armen Menschen war immer nur das alte Lied zu singen: daß wir noch krank sind und das alte Universalmittel Zeit, obwohl die Dosis ganzer neun Monate nicht klein ist, nicht das Geringste zu unserer Besserung geholfen hat. Wenn wir Ende Mai in unser spukhaftes Haus und die unheimliche Heimat zurückkehren, haben wir ein gut Stück Welt durchwandert und finden uns auf dem alten Fleck. Die Gabe nicht nur, auch die Hoffnung und der Wunsch, uns f r e u e n zu können, sind ganz entchwunden. Nur die Aussicht, im Mai eine Woche mit unsern großen Mädeln und ihrer Großmama und Tante in Verona, Padua und Venedig herumzuwandeln, lächelt uns frühlingshast entgegen. Im übrigen erschweren freilich die wachsenden leiblichen Nöte und Beschwerden meiner armen Lieb-

sten jeden Aufschwung des Lebensmutes. Die letzte ganze Woche, während Scirocco den Himmel zu seinem grauesten Stirnrunzeln brachte, lag sie zu Bette, im düsteren Zimmer, in der Fremde – mit Schmerzen – ohne Hoffnung – Du begreifst, daß der Mund einem versiegelt wird, von so finsternen Tagen und haarsträubenden Traumnächten zu reden. Manchmal war die Übermacht des Spuks so stark, daß ich tagelang die römischen Ruinen mit seiner Staffage bevölkert sah. Zu einer resoluten gesunden Arbeit konnt' es dabei nicht kommen, solch ein Stoß gutes weißes Papier die Spuren meiner schwarzen Stunden trägt. Du wirst das alles einmal verstehen, wenn wir mündlich davon reden. Ich bin eben müde und mürbe, lieber Freund, und nicht mehr jung. Ich hatte früher eine gute Heilhaut; aber zu 48 Jahren will sie nicht mehr so flink ihre Schuldigkeit tun wie zu 38. Ich schrieb neulich meiner guten alten Tante Luise Kugler, bei der meine Eläre jetzt römische Anemonen malt, ich sei moralisch durchgelegen. Ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck. Aber wir kommen wohl noch einmal in die Höhe.

Petersens Romfahrt ist uns sehr erfreulich; ich bin aus seinem letzten Brief nicht klug geworden, ob er schon vor Mitte April abreist und wann. Uns trifft er noch am 15. hier, dann in Neapel. Bitte schreibe ihm auf einer Postkarte, daß unser ursprünglicher Termin hinausgerückt sei; ich hatte ihm den 10. angegeben. Aber die lange Niederlage meiner Frau kam dazwischen. – Zu allem Guten, was Du an Deinen Kindern erlebst, meinen Glückwunsch. Möchte es so bleiben! Und „lebet wohl und zürnet nüt!“ Meine Frau sendet herzliche Grüße.

Dein treuer

Paul Hense.

Das spätere Gedicht aus den Kindertotenliedern „der Mond stand überm Palatin“ gestaltet diese spukhaften Erscheinungen des toten Wilfried in den römischen Ruinen.

Luisa Kugler, die Schwester Franz Kuglers, eine ursprüngliche derbe und gütige „Natur“, wird im 1. Bande von Heyse's Jugend=erinnerungen und Bekenntnissen geschildert. Besonders ihre lustigen Kämpfe mit Geibel leben da wieder auf: „Bach di wat“.

Wilhelm Petersen trifft nicht um diese Zeit mit Heyse zusammen.

Es folgt die Verlobungsanzeige Julie Heyse's, der älteren Tochter, mit Dr. Herrmann Baumgarten.

71.

Husum, 16. Juni 1878.

Endlich, lieber Heyse, da ich Dich wieder heim weiß, komme auch ich zum Schreiben; ich könnte wohl sonst noch vor dem schwarzen Strich ganz aus Deinem Gesichtskreise entschwinden. Zunächst also meinen Glückwunsch zu Euerem Familienergebnis; es muß ein wunderbar Gefühl sein, so eine Tochter einem Fremden anzuvertrauen; bei mir ist dergleichen noch nicht vorgekommen, aber ich hatte doch einen Vorspuk davon, als bei der Ältesten mal ein Unrechter anklopfte. Möge es Deinem Kinde und somit Dir und den Deinigen denn zum Glück werden! Das heißt, möge dieses flüchtige Wesen sich die Schwelle des jungen Paares so weit merken, um immer wieder einmal bei ihnen in die Tür zu gucken. Dann wird die unentbehrlichere Schwester des Glückes, die Hoffnung, unter ihrem Dache bleiben. Der alte dumme Vers: „Wenn die Hoffnung nicht wär, so lebt ich nicht mehr“ ist unglaublich richtig. Mir, der ich so alt bin, will sie jetzt zeitweise fast entschwinden, wenn ich die Abnahme meiner Kräfte fühle. Aber Du, der Du fast um eine volle Jugend jünger bist, brauchst nicht auf sie zu verzichten, wenn es auch, wie Petersen mir schreibt, und wie

ich gewiß es herzlich bedauere, Dir zur Zeit noch keineswegs erwünscht geht. Schicke mir aber doch aus Deinem Sommeraufenthalt wenigstens per Karte Deine Adresse und ein Wort über Dein Ergehen, damit ich doch einen Gruß hinüberfliegen lassen kann.

Daß Du in Rom meine „Renate“ und zwar gern gelesen hast, ist mir eine ganz besondere Freude gewesen; ich werde in den letzten Jahren immer mißtrauischer gegen mein eigenes Können. Einen Teil Deines Lobes muß ich wohl bescheiden ablehnen; die Komposition lag zum Teil im Stoff, der der Esmarchschen Familienchronik entnommen ist. Es wird erzählt, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Sohn eines Pastor Esmarch — die Esmarchs waren derzeit durch viele Geschlechter Pastoren — seinem Vater auf dessen Verlangen auf dem Todbette versprochen, die von ihm geliebte Tochter eines wohlhabenden Bauern nicht zu heiraten, weil dieser in dem Rufe stand, es mit der schwarzen Kunst zu tun zu haben. Der Sohn hielt das Versprechen, aber die Liebe dauerte fort, und als der Sohn, der unverehelicht blieb, kränkelte und seinem Predigtamt entsagte, lebte er bei seinem Bruder (bei mir Vetter), der ähnlich, wie ich den Vetter skizziert habe, gezeichnet wird; die getreue Geliebte aber kam über die Heide zu ihm geritten; doch niemand im Dorfe verriet das dem heftigen Bruder. Respektiv der Poesie und der Historie zu Willen habe ich den inneren Konflikt auch in die Brust des Liebenden selbst und die Vorgänge dann um ein halb Jahrhundert zurückgelegt. Selbst der blinde Predigergreis und — nach den neuesten Forschungen meines theologischen Neffen — die Supplik wegen des saueren Bieres und des schlechten Kellers gehören anderen Partien derselben Familiengeschichte an. Von Petersen habe ich nur noch Postkarten gesehen; wir können beide nicht vom Fleck; aber nächstens wird er doch wohl einmal kommen und sein Füllhorn ausschütten.

In meiner Familie geht jetzt alles einen leidlichen Gang; Hans, mein Sorgenkind, ist Arzt in einer holsteinischen Stadt und wenn er auch von guter Wirtschaft noch — oder streichen wir das „noch“ vielleicht richtiger — keinen Begriff hat, so zeigt er sich doch als leistungsfähiger Arzt. Mein Jüngster scheint fast zuerst sich existenzfähig gemacht zu haben; ich hielt ihn diesen Winter in Berlin, wo er sich bei Stockhausen für sein Gesanglehrertum etwas weiter ausbildete, wo er aber wegen Rachenkatarrhs das Pech hatte, meist nur audiendo zu lernen; jetzt ist er Musiklehrer in Barel (Großherzogtum Oldenburg) und hat schon seine Woche voll besetzt. Meine Mutter habe ich auch noch, körperlich schwach zwar, aber geistig noch so ziemlich dieselbe in dem alten Familienhause; als ihr ältestes Kind bin ich auch nur zwanzig Jahre jünger als sie. — Für heut leb wohl und laß gelegentlich von Dir hören; willst Du mir einen besonderen Gefallen tun, so laß mich wissen, wie es mit der Aufführung Deiner Elfride gegangen ist.

Mit herzlichem Gruß

Dein alter

Th. Storm.

Der Stoff der Renate entstammt den „Bildern aus dem Predigerleben der Vorzeit“ 1–3 von dem zur Familie Esmarch gehörenden H. N. A. Jensen, (1850 gestorben) Pfarrer in Boren, in Biernaghs Volksbüchern 1850–51.

Die Supplik wegen des sauren Bieres sagt folgendes: „Von Mitten in Majo bis an Anfang Octobris habe kein frisch und kühl, sondern nur saur Bier. Was mir das vor eine Plage gewesen, ist Gott am besten bekannt; wieviel auch in der Zeit von solchen Gaben Gottes salvo honore zum Schweinentrank hingießen lassen, will mit Stillschweigen seufzend vorbegehen.“

72.

München, 31. Oktober 1878.

Lieber Storm, uns ist eine unsanfte Kunde durch Freund Petersen gekommen: Du hast schwere Sorge um Deine liebe Frau gehabt. Laß mich bald durch eine Zeile erfahren, daß dies praeteritum nunmehr plus quam perfectum sei. Was gäb' ich drum, wenn ich mit unseren Hauskreuzen auch erst so weit wäre. Aber in der Hauptsache ist's durch die Fürbitte des Engadiner Heiligen um kein Haar besser geworden und manche Nebensächlein haben sich verbösert. Nur meinen Dämon hat das eifrige Exorzisiren und Besprengen mit Paracelsus-Wasser dermaßen eingeschüchtert, daß er jetzt ein wenig Frieden gibt. Ich habe wieder zu leichter Arbeit Stimmung und Vermögen und denke es jetzt fein mit Mäßen zu treiben, um die Wiederkehr dieser ganz niederträchtigen Zustände zu verhüten. Du hast keinen Begriff, wie das tut, in den sogenannten besten Jahren greisenmäßig herumzuschlottern und den bitteren Kampf zwischen Wollen und Nichtkönnen beständig in sich toben zu fühlen. Ich wurde darüber stumm und störrig, verstopfte mir die Ohren gegen jeden Mahnruf meiner Freundesseele und bin auch Dir ganz abhanden gekommen. Du weißt aber, daß Treue meine unrettbarste Passion ist.

So las ich auch mit großer Freundesfreude Deinen Carsten Curator in dem neuen Buch; eine sehr trefflich geformte und nachdrücklichst hingestellte Geschichte, von Deinem besten Kaliber. Schönsten Dank dafür. Aber die andere habe ich Dir schon geschrieben. Ich lese sie nun wieder an einem guten Tage. Dir schicke ich nächstens meine Nr. 12 und bitte Dich nur, die dritte Geschichte dieses Bandes, die Dir vielleicht schon bekannt ist, gleichwohl wieder anzusehen, da ich gegen das Ende eine wesentliche Nacharbeit darangewendet habe. Für diesen Winter will ich mich ganz ins Drama vertiefen, so hoffnungslos

diese freie Kunst für einen Menschen meines Schlages ist. der froh ist, wenn seine Sachen hinterher nur ja nicht aufgeführt werden und der am allerwenigsten, selbst wo er vor dem Verunstalten leidlich sicher wäre, die nötigen Supplimentenschritte zu diesem Zwecke zu tun sich entschließen kann. Ich freue mich mit einer förmlichen Schadenfreude auf das posthume Glück, das ich mit diesem oder jenem der jetzt totgeschwiegenen Stücke dereinst noch machen werde.

Leb wohl, liebster Freund, und sei mit Deinem ganzen Hause von dem meinigen begrüßt. Alles Gute, Bessere und Beste Deiner Genesenden!

Treulichst Dein

Paul Heyse.

Storms Gattin lag an einer Gehirnentzündung darnieder, von der sie sich nur langsam erholte.

Heyses zwölfte Novellensammlung enthielt „das Ding an sich“ „Zwei Gefangene“ (jetzt bei Reclam, wo sie kürzlich auf der Reise einer der begabtesten Führer unserer jungen Dichtung, René Schickele, las, um dadurch – typisch und traurig genug – erst Paul Heyse kennen und – auch typisch nach dem Ableben des Naturalismus – liebend bewundern zu lernen), „Die Tochter der Excellenz“ (Nr. 3) und „Beppe der Sternseher“.

Heyse litt in dieser Lebensperiode an schweren Nervenschmerzen in den Schenkeln, die ihn am Gehen hinderten und sich erst nach langjährigsten Sorgen und Kuren 1882 wieder verloren.

73.

Husum, 3. Novbr. 1878.

Lieber Heyse, ich dachte: zürnt er Dir? Aber weshalb? dann wieder: sie sind ja auch alle tot, die wir gemeinsam kannten. Nun aber freute ich mich, daß Du noch da bist;

ich möchte mit dem Altwerden auch nicht gern vereinsamen; brauche es freilich auch nicht zu fürchten, da ich sehe, daß mich die Jugend liebt. Nur mußt Du mir nicht abhanden kommen; wir haben auch eine gewisse Gemeinsamkeit des Schicksals. Angeknüpft zu meiner großen Genugthuung habe ich mir noch den braven Keller, und wir kommen herzlich und trefflich miteinander aus, was denn auch nicht schwer ist bei dieser innerlichst bescheidenen Natur. Daß Du unerseits nicht vergessen warst, magst Du daraus schließen: unsere 10jährige Dodo stöhnte und schrie gestern Morgen im Schlaf kurz vor dem Erwachen. Später befragt, was ihr geträumt, sagte sie: ja, Paul Heyse hätte ihre Mama erwürgen wollen. Drei Stunden nach diesem liebevollen Gedanken kam Deine freundliche Nachfrage nach Mamas Befinden. Es war ein wunderlicher Zufall; wir kamen in der Nacht von Friedrichstadt (zwei Stunden von hier), wo mein trefflicher 65 jähriger Vetter Stuhr, ein tüchtiger Fabrikant und Kaufmann und zugleich mein Jugendgenosse, seine erste Tochter taufte. Verwandtschaft von weit und breit, Champagner in Strömen. Als wir zu Haus waren und Arm in Arm nach unserer Schlafstube hinaufstiegen, griff meine Frau Do sich plötzlich nach dem Hinterkopf, o, mir wird so wunderbarlich zu Mute! Da war es. Druck am Gehirn und Schwindel; sie wollte als rüstige schleswig-holsteinische Hausfrau meinem Bruder, unserem trefflichen Arzt, nicht parieren, der ihr sagte: Du legst Dich ins Bett: schleppte sich hin, bis sie denn mußte — dann stramme Kur: aber seit einigen Tagen wirtschaftet sie wieder tüchtig umher. Ich dachte schon, es ist ganz fort, da kam sie gestern Abend wieder zu mir herauf und setzte sich still in den Lehnstuhl; es war wieder so ein Anflug da. Heute (Sonntag) Morgen ist es wieder gut. Aber — ich habe das Gefühl, es ist etwas da, das streng bewacht werden muß. Lieber Freund, ich erzähle Dir das so umständlich,

und Du kennst ja nicht einmal diese Do, die in ihrem nun schon bald 50. Jahre noch so mädchenhaft aussieht. — Was ist es denn eigentlich, das bei solcher Jugend Deiner Frau ein stetes Lebenshindernis ist? Das teilnehmende Herz der Meinen will es doch gern näher wissen. Ich glaube, Ihr solltet nur hier bei uns an der Nordsee leben; wir haben doch viele Plagen weniger, als Ihr im breiten Lande. Daß es Dir besser geht, ersehe ich aus den schönen Versen, die Du mir geschickt hast. Mein Ernst, der Jurist (mein alter ego), haben beim Nachmittagstee (immer nur eins z. 3.) das an Scheffel und das an Laistner gelesen und beidemale zusammen ausgerufen: „Das ist schön, das ist wahrhaftig schön!“ wenn auch in der ersten Hälfte des letzteren für nicht Italiens Kundige etwas zuviel Reisebrief dabei ist. Heut beim Sonntagstee folgen die andern.

Deine „Frau v. F.“ erinnert mich an ein Bild von Delaroche „Die Hinrichtung der Johanna Grey“, worauf man kein einziges Auge der dargestellten Personen sieht und das dennoch seine Wirkung tut. So ist in Deiner Novelle kein (oder doch fast kein) Gespräch, und ich muß es Dir zugeben, daß man es nicht vermißt, die Lebendigkeit der Darstellung ist vollständig bis zu Ende aus vorhanden. Das sind wohl altitalische Novellen-Einflüsse. Nur eines widersteht mir bei dieser trefflichen Geschichte, was aber für diese selbst nebensächlich ist; daß nämlich die Erzählerin die ganze Begebenheit unter den Gesichtspunkt einer getrennten Betrachtung von Körper und Seele stellt. Daß eine Frau, besonders eine Frau, ihren Körper aus objektiver Ferne als den „Andern“, den Sinnenträger an sich betrachtet, ist nach meinem Gefühl häßlich, denn nur durch die innigste unauflösliche Verbindung des Seelischen mit dem Sinnlichen wird das Letztere schön und in der Kunst berechtigt. Ich meine, Du solltest das herausoperieren und dafür was Andres, Schöneres an die Stelle setzen. Worüber Du

klagst, daß es Dir geschehen, das Wollen und Wissen und doch nicht Können, damit habe ich mich in diesem letzten Sommer auf's Bitterste herumgeschlagen; nur kommt bei mir noch die Furcht vor der instans und irreparabilis senectus hinzu. Die Novelle „zur Wald- und Wasserfreude“, die ich zweimal ins Reine arbeitete und die endlich was Andres wurde, als ich anfangs wollte, wird Deinen scharfblickenden Augen den Beleg geben. Ich denke nämlich, daß die „Rundschau“, die so viel schlechte Novellen druckt, sie nicht verschmähen wird. Vielleicht schicke ich Dir die Korrekturbogen. Etwas liegt an der Kleinheit des Stoffes, es müßte alles aus der Luft herabgesponnen werden. Was ich möchte, wäre, daß ich wieder einmal etwas so Gutes und Heiteres schreiben könnte, wie mein „Vetter Christian“ — Deinen Dramen=Zorn und „Schmerz“ begreife ich und sympathisiere überall mit Dir. Aber laß mich doch endlich einmal hören, weshalb die Elfride nicht aufgeführt ist; ich meine, sie war doch angenommen.

Eines aus der Familie muß ich Dir noch erzählen: mit meinem Karl, dem „stillen Musikanten“, hattest Du recht, er ist vielbeschäftigter und beliebter Klavier- und Gesanglehrer in der sehr anmutigen oldenburgischen Stadt Barel, obgleich der Jüngste von den Söhnen, vollständig auf eignen Füßen. Ich besuchte ihn im Sommer auf drei Tage, was eine rechte Erquickung war. Litte er nur nicht an Rachenkatarrh, so wäre er überhaupt nicht mehr der stille Musikant; denn er ist ein trefflicher Sänger, dem das letzte Halbjahr bei Stockhausen treffliche Dienste getan. Am letzten Abend stand, als ich in mein Hotelzimmer zurückkam, von seiner Lieblingschülerin, die ihn selbst trefflich zum Gesang begleitet, ein Rosenstrauß auf meinem Tisch, und ich schrieb ihr auf einer Karte zurück:

Die Tage sind gezählt, vorüber bald
ist alles, was das Leben einst versüßt;
was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehn
die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt!

Bei meinem Sorgensohne Hans, praktischen Arzt in
Heiligenhafen, beliebt und ganz tüchtig, wenn nur . . . ,
ist jetzt seine älteste Schwester, meine treffliche und tüchtige
Lisbeth, die ihr Musikstudium in Stuttgart aufgeben
mußte, weil sie sich die Hand — nichts Seltnes dort —
überspielt hat. Was sie mit ihrer tapferen Seele ausrichtet,
steht denn zu erwarten.

Du siehst, ich habe Freud und Leid wie Du, und wie
es Menschenlos ist.

Behalt mich lieb; meine Frau grüßt mit mir Euch
herzlich.

Dein alter

Th. Storm.

NB. Meinen verstümmelt angekommenen Toast zu
Deiner Hochzeit lies bitte in meiner „Halligfahrt“ nach.
Deine Nr. 3 von Nr. 12 soll treulich nachgelesen werden.
Das Lob für meinen „Carsten Curator“ darf ich wohl
annehmen; nur tut es mir leid, daß ich dem Leichtsinne des
Sohnes nicht mehr poetischen Gehalt gegeben habe; das
„Peinliche“ wäre dadurch vermindert, das — trotzdem ich
diese Gestalt möglichst in den Hintergrund zu drücken
suchte, jetzt doch vorhanden ist, so daß, wie ich glaube, der
eigentliche Wert der Dichtung erst bei zweiter Lesung zur
 Geltung kommt.

Nun aber wirklich — leb wohl

Dein

Th. St.

Es ist nicht eben ein Lob, wenn Storm Henses Novelle mit
den Bildern Paul Delaroches (1797–1856) vergleicht. Delaroches

Scheinrealismus und charakterlose Anekdotenmalerei ist keineswegs in irgend einer Hinsicht vorbildlich. Berechtigter, wenn auch sehr bedingt und nur für die Feinheit der Detailmalerei, nicht für das Seelenhafte Stormscher Erzählungskunst zutreffend, war seinerzeit Heyse's Vergleich der Novelle Storms „Auf der Universität“ mit einem „Kleinen Meissonnier“, einem Werke des französischen Malers Jean Louis Ernest Meissonnier (1815–91). (In dem Briefe vom 23. September 1871, Seite 23.) Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Storm beginnt am 27. März 1877 und endet am 9. Dezember 1887. Von Storm stammt der erste und der letzte Brief.

Der Reisebrief an Viktor von Scheffel schildert den Besuch Heyse's in der *Rosa magra* zu Sorrent, wo die beiden Freunde auf der ersten Italienfahrt 1852/53 gehaust hatten, Heyse seine „Rabbiata“, Scheffel seinen „Trompeter von Säckingen“ dichtend. Alles hat sich dort in den fast 25 Jahren verändert; durch das Herz des um sein Kind Trauernden zieht der Dantesche Vers: „Es ist kein größerer Schmerz, als sich im Leid auf altes Glück zurückbesinnen“. (Inferno V.)

Ludwig Laistner (1845–96), der Nebelsagenforscher, ist später als Nachfolger von Hermann Kurz Heyse's Mitherausgeber des „Neuen deutschen Novellenschatzes“.

Dies Gedichtchen an Karl Storms Lieblingschülerin wird später in die gesammelten Werke aufgenommen unter dem Titel „An Agnes Preller. Als ich abends einen Rosenstrauß auf meinem Zimmer fand“.

Der verstümmelte Toast zu Julie Heyse's Hochzeit lautet: „Dat et uns wull ga up unse ole Dage“. Diese Worte ruft Martje Flor, die zehnjährige Haustochter, in der „Halligfahrt“, wie sie zum Trinken aufgefordert wird, den feindlichen schwedischen Offizieren zu, die in ihrem Elternhause schlimme Wirtschaft trieben. Detlev von Liliencron hat dies Vorkommnis in zwei Gedichten verwertet.



Charles H. Brown

74.

München, 8. November 1878.

Laß Dir schönstens und schnellstens danken, teurer Storm, für Deinen lieben langen Brief. Alles Tröstliche freilich, was er bringt, kann auch mir, der ich mich zu einem Sorgenvirtuosen ausgebildet habe (das Passivum wäre richtiger), die Wolke nicht ganz verscheuchen, die mitten im Blau Deiner Tage aufsteigt. Zum Glück gibt es Blitzableiter, die wirksamer sind als fromme Wünsche. Bei uns ist alle Not, an der unser Leben krankt, sehr viel greifbarer, will aber gleichwohl sich nicht bezwingen lassen. Ein Rest alter verschleppter, verpfuschter Entzündungszustände macht meiner Liebsten zu schaffen, erregt heftige oder dumpfe, immerhin nervenzerrüttende Schmerzen und lähmt jede freie Bewegung. Wir sind ganz auf das Haus angewiesen; Geselligkeit, Theater, Spazierengehen ist schon seit Wochen und Monaten verwehrt. Wir könnten das alles missen, wäre nur das Haus minder unheimlich. Aber es geht noch immer stark darin um. So müssen wir uns durchwinden. Zum Überwinden braucht es eine freiere Herrschaft über den bewußten „Anderen“.

Das bringt mich auf Deine Bemerkung über Frau von F. Ich glaube, Du hast nicht in Betracht gezogen, daß die Erzählerin sehr alt geworden und, da sie viel krank war, diese Dir verhasste Scheidung zwischen Geist und Leib sich notwendig hat nahe rücken lassen. Gewiß wäre es verlegend, eine junge Frau in diesem Tone von dem allerwunderbarsten, dem Versflochtensein der Seelen- und Nervenfasern raisonnieren zu hören. Was aber am Ausdruck vielleicht zu herb und nackt scheint, ist hier durch das eigentliche Thema dieser Geschichte bedingt, durch einen lang nachwirkenden Groll gegen jenen Anderen, der ihr die beschämendste und unheilbarste Wunde beigebracht hat. Und dann erwäge, daß ein Übergewicht des Verstandes über die Sinnlichkeit

gerade die edelsten Naturen in einen gewissen Zynismus treibt. Das aber wäre ein langes Kapitel.

Ein nicht minder kurzes hast Du mir aufgegeben durch die unterstrichene Frage: „weshalb die Elfride nicht aufgeführt ist“. Ja weshalb? Das wissen die Götter, in deren Rat es beschlossen scheint, die deutsche Bühne schleunmöglicht auf die Stufe der heutigen englischen hinabzudrücken. Poffen, Ehebruchskomödien aus dem Französischen, Ausstattungsstücke, Wagnerei und zur Beschwichtigung des hin und wieder beißenden Gewissens die Heuchelei von Schiller- oder Shakespeare=Zyklen. Ich sehe den Widerstand der stumpfen Welt für so unüberwindlich an, daß ich ein Stück, sobald ich es für dichterisch halte, überhaupt nicht verschicke, mag es so bühnenfähig, wirksam und lebensfähig sein, wie es wolle. Vor zweieinhalb Jahren wurde die Elfride in meinem Hause vorgelesen, noch warm aus der Esse, noch mit aller Unzulänglichkeit der vorletzten Hand. Unser Intendant, ein ganz wohlwollender Mann, der nur leider immer zehnmal mehr will, als er kann, griff mit beiden Händen nach dem Stück und entriß es mir trotz meines Sträubens, um es noch vor den Sommerferien ausschreiben und die Rollen verteilen zu können (wir haben hier eine ganz sublimе Schauspielerin, die Bland, der ich die Heldin mit geschlossenen Augen anvertrauen könnte). Gut; ich gehe nach Rippoldsau, dann ins Gebirge. Dorthin kommt mir im September Botschaft des Intendanten nach: es sei eine andere als die verabredete Besetzung nötig geworden, die und die. Ein wahrer Hohn auf das Gedicht. Edgar in den Händen eines unreifen Jünglings, Ethelwold einem Menschen anvertraut, der wie ein mit Leder überzogener Stock sich auf die Bretter hinpflanzt. Ich bleibe natürlich bei meiner Besetzung und erfahre hinterher, daß die richtige durch einen empfindlichen Histrionen gekreuzt worden sei, der sich geweigert, den Ethelwold zu spielen (hier darf

man sich nämlich „weigern“!), weil ich bei jener Vorlesung — NB. in meinem Hause, im Freundeskreise — geäußert hätte, er sei leider „nicht gefügig“. Ich hatte eine ganz freundschaftliche Unterredung mit meinem verstimmtm Ethelwold und machte ihm klar, daß Eigensinn nichts Entehrendes an einem Künstler sei. Sei ich doch selbst minder „gefügig“, als hie und da gewünscht werde u. s. w. Kurz, ich glich die alberne Unebenheit wieder aus. Nun aber hatte der Stock bereits sein Pensum einexerziert, mein Protest machte böses Blut, die Sache verschleppte sich trotz der Ausföhnung, und darüber kam der Königsmark zustande, den ich für das weitaus sichrere Bühnenstück halte, hier aber nicht anbringen durfte, da der verstorbene Arthur Müller ein Drama desselben Stoffes gedichtet, und sein Testamentsvollstrecker, unser hochmöggender Oberregisseur, die Annahme desselben schon vor 4 Jahren durchgesetzt hatte. Jeder wußte, es konnte nicht Ernst damit werden, das Stück strotzte von Roheiten und sittlichen Unmöglichkeiten. Aber trotzdem der Intendant das meinige wieder höchst glückwünschend begrüßte, war dasselbe einstweilen hoffnungslos, bis durch ein krauses Zickzack von Schritten hin und her ihm die Bahn frei gemacht wurde, natürlich ohne mein Zutun. Wiederum gut! Das Stück wird ausgeschrieben, die Rollen verteilt, die erste Aufführung auf den 2. September festgesetzt, um dann im Lauf des Winters die Elfride nachfolgen zu lassen. Da ich so lange der Bühne ferngeblieben war, mußte mir daran liegen, den sichreren Wurf zuerst zu tun, um ein günstiges Omen zu erlangen. Im September nun wurde hier zur Feier des 100 jährigen Jubiläums unsrer Bühne eine Aufführung sämtlicher Schillerscher Stücke beliebt, nur um mit Klassizität zu prunken, da unser Personal gerade jetzt so kläglich dezimiert ist — durch Tod und Invalidität — daß nicht ein einziges dieser Dramen würdig in Szene gehen konnte. Dekora-

tionen, Kostüme und alle Nebensachen mußten Sand in die Augen streuen. Nun zog auch das vorüber, und es wäre endlich Raum gewesen für einen Lebenden. Da befehlt seine Majestät eine Anzahl Stücke für seine Geheimvorstellungen, und der brave Königsmark, der nicht in usum Delphini gedichtet zu sein die Unvorsichtigkeit beging, wird vom 6. November abermals auf die griechischen Kalenden vertagt, Frau Elfride natürlich mit ihm. So stand es und steht es noch heute.

Und eben heut habe ich eine neue Erfahrung gemacht, die all meine schwarzichtigsten Vorstellungen von der Armeligkeit unsrer Theaterzustände bestätigt. Die deutsche Genossenschaft der Dramatiker in Leipzig schreibt mir, Direktor Förster daselbst wolle die Elfride aufführen, bitte um zwei Exemplare. Ich schreibe ihm sofort, ob er sich's auch wohl überlegt hätte, das Ding sei nicht leicht, ich möchte nur einer ganz passenden Besetzung das Heil des Stückes anvertrauen. Keine Antwort. Inzwischen kommt Förster zu unserm Jubiläum, besucht mich, wir verfehlen uns, er läßt mir durch einen Freund sagen, der Königsmark sei leider bei seinem prüden Publikum unmöglich, dagegen wolle er die Elfride bringen. Schön. Ich schicke die Exemplare, frage wegen des ungefähren Termins an, da ich hinkommen wolle und mich ein wenig einrichten müsse, meiner Kinder wegen (mein Schwiegersohn ist eben in Halle als Geschwornen). Keine Antwort. Ich schreibe nach 14 Tagen wieder, dann nach 8 Tagen, und erhalte heute den Bescheid, er „traue sich doch nicht recht“, das Stück habe viel Bedenkliches, es fehle ihm an „Stimmung“ (sic), eigentlich sei's auf ein Lustspiel angelegt. Könnte man nicht dasselbe von einer Menge berühmter Trauerspiele sagen, so z. B. vom Othello: ein Mohr, der ein venezianisches Fräulein entführt, eifersüchtig wird, ein Schnupftuch vermißt usw.? — ein verlegenes Verede, das in gutes Theaterdeutsch ver-

dolmetscht nur heißt: es ist ein Trauerspiel und verspricht nicht Zugstück zu werden wie Lindau=Moser=Rosensche Duzendware, ergo — habeat sibi!

Gleichzeitig bittet mich der Straßburger Theaterdirektor aufs dringendste, ihm das Stück zu überlassen; was ich denn wohl auch tun werde.

Auch Laube hat mir den Wunsch geäußert, es zu geben. Aber er ist ein roher Praktikus geworden, der ohne allen bösen Willen so „ein zartes Seelchen“ zu beleidigen pflegt. Ich müßte hin und selbst nach dem Rechten sehen, täte es auch gern, wäre Wien nicht eine Menschenmühle, die mich kurz und klein zu machen drohte.

Und dieses sind nun die ziemlich lang- und kurzweiligen Gata meiner jüngsten Kinder. Gleichwohl läßt man nicht davon ab, neue in die Welt zu setzen, die dann entweder gleichfalls verschmachten müssen oder von den Wölfen gefressen werden. Ich bin jetzt an einem alten Lieblingsstoff, den Weibern von Schorndorf. Lies doch in H. Kurz' überhaupt sehr lesenswertem Büchlein „Aus den Tagen der Schmach“ das betreffende Kapitel nach. Du kannst mir dann um so sachverständiger den Daumen halten.

Nun endlich genug des Schwagens. Mit allen Grüßen von Herzen

Dein

Paul H.

Münchener Hoftheaterintendant war seit 1867 Karl von Persfall. Hermine Bland spielte später in der Münchener Erstaufführung am 2. Jan. 1883 die Elfride, Josef Rainz den Ethelwold, Ernst Possart, der Oberregisseur, den König Edgar. Die Rolle des Ethelwold sollte zuerst der hölzerne Hilmar Knorr übernehmen. Das ungedruckt gebliebene Königsmarkdrama Artur Müllers (1830–73), eines kraftgenialischen Tragödien- und etwas erfolgreicheren Lustspieldichters, gelangte nicht zur Aufführung.

Uraufgeführt wurde Elfride tatsächlich in Straßburg. Über den zweifellosen Erfolg dort vergl. in Erich Schmidts Charakteristiken den Aufsatz über Elfride=Dramen.

August Förster (1826—89), ein feiner Schauspieler, aber als Theaterleiter kein Licht, war 1876—82 Leipziger Theaterdirektor, dann Direktor des Wiener Hofburgtheaters. Paul Lindau (geb. 1839), Gustav von Moser (1825—1903), Julius Rosen (1833 bis 92) sind damals die beliebtesten Lustspiel- und Possen=Schriftsteller.

Hermann Kurz' Büchlein „Aus den Tagen der Schmach, Gesichtsbilder aus der Melaczeit“, war 1871 erschienen.

75.

Husum, 2. Mai 1879.

Mein lieber alter Heuse!

Ich habe Dir noch nicht für Deinen herzlichen und ausführlichen Brief und für Dein letztes Novellenbuch gedankt, und doch erquickt mich jeder Gruß von Dir, und doch ist der Winter über meinem Schweigen hingegangen. Ich mag an Dich nicht obenhin schreiben, und das Andre wird oft schwer, wenn man dem Leben nicht ganz mutig gegenüber steht. Während des letzten Jahres, zumal in dem langen Winter, ist mir das Gefühl merklich sinkender Kraft gekommen; meine „Wald- und Wasserfreude“ ist mir ein Dokument dafür; und doch ist meine Lebensarbeit noch lange nicht getan; und ein alle Freude tötender Kummer, der die materielle Sorge in sich birgt, ist mein Begleiter für meine noch übrige Strecke Weges.

Noch deutlich entsinne ich mich, wie mein Hans als Knabe mit feinem hübschen Antlitz bei Kuglers mit mir im Zimmer stand, wie Du ihn freundlich betrachtetest und dann ein Wort des Wohlgefallens zu mir sprachst. Ich seh ihn immer wieder vor mir auch als einen kleinen kaum

vierjährigen Knaben, vor unserer Auswanderung von hier, wie er auf einem Stuhl vor dem Fenster stehend lange schweigend hinausah, dann sich plötzlich umwandte, die Arme nach mir ausstreckte und mit der innigsten süßesten Kinderstimme sagte: „Mein süßer Papa!“

Ich seh ihn, wie er, ein eigentümlicher Knabe, in einer einsamen Ecke des alten Husumer Gartens in der Dämmerung des Sommerabends still und sinnend zwischen den Bäumen umher ging, und mir so später zu dem wohl schwer verständlichen Gedichte „Gartensput“ Veranlassung gab. Jetzt, lieber Freund, ist dieses Kind, Konstanzens ältester Sohn, ein ganz Verlorener. Ich weiß nicht, ob Du fühlen, ganz nachfühlen kannst, was das für mich bedeutet: ich weiß nicht einmal, ob dergleichen jemals Dich gestreift hat. Obgleich ein leistungsfähiger Arzt, ist seine Existenz doch jetzt zu Ende an dem Orte, wo er sich niederließ. Seit dem Herbst war seine verständige älteste Schwester Lisbeth, meine treffliche Aelteste, bei ihm; aber trotz ihrer Tapferkeit — ich sollte dieses alles wohl nicht niederschreiben; aber Dir gegenüber muß ich es, wenn ich überhaupt schreiben soll. Der gute Petersen, der Glück und Unglück seiner Freunde wie eine Mutter im Herzen trägt, weiß noch nichts von diesem Letzten.

Und nun nicht mehr von mir; Dir bringt die herbe Frühlingssonne hoffentlich Kraft und Freude wieder, Dir und Deinem Weibe; sei sie herzlich von mir begrüßt. Ich hörte ja auch — Petersen schrieb es ja wohl — Du hättest wieder einen Roman begonnen; und eben, gestern, bringt die neue „Rundschau“ (von mir wird sie nächstens ein paar dunkle Verse bringen) Deine heiteren prächtigen Sonette aus Rom, freilich in dem letzten tönt am Schluß die Klage um Dein liebes Kind, wenn auch in milde Schönheit eingetaucht. Ach, lieber Hense, wie ruhig schlafen doch die Toten!

Über die Aufführung der „Elfride“ hat Erich Schmidt mir berichtet. Neulich sah ich, freilich nur hier, den berühmten „Johannistrieb“ von P. Lindau; und hab mich sehr gewundert, wie dieser literarische Gassenjunge mit nacktem Steiß in einem Meer von Sentimentalität umherschwimmt, und wie dieser Schund doch munter von dem deutschen Publikum verdaut wird.

In Betreff Deiner „Tochter der Exzellenz“ — worin oder wie hab ich die zuerst gelesen? Ich wollte die Um- oder Durcharbeitung, wie sie jetzt im Buch vorliegt, mit der ersten Form vergleichen, habe mich aber in „Rundschau“ und „Westermann“ ganz dumm danach gesucht. So viel ist gewiß, daß die Novelle, wie sie jetzt ist, sich hinreißend liest und in den Motiven klar und durchsichtig ist.

Über Eines nur bin ich nicht sicher. Da, wo jetzt S. 279 die drei Sterne stehen, hatte ich bei dem ersten Lesen in der ursprünglichen Form den Eindruck, als ob in der Pause, die hier der Dichter macht, die volle leibliche Hingebung der Liebenden erfolge. Es machte damals dies mit dem einleitenden Arrangement mir einen widrigen Eindruck; denn es war so, daß der Leser sich sagen mußte: Nun erfolgt dieser Akt, der, leider, von Mutter Natur so eingerichtet ist, daß keine Poesie ihn zu verklären vermag, höchstens die Leidenschaft zur Not damit fertig wird. Dieser Eindruck ist so in mir haften geblieben, daß ich ganz urteilslos darüber bin, ob jetzt die Stelle gemildert, anders gewandt oder ob die Worte: „Atem und Besinnung raubte“ noch jetzt dasselbe bedeuten sollen. Ob das, wenn letzteres, für den novellistischen Konflikt durchaus notwendig, darüber ließe sich wohl streiten.

Ich wollte nichts mehr von mir schreiben; aber ich muß Dir doch noch sagen, daß mein „stillter Musikant“ fort-dauernd als Musiklehrer in Varel auf eignen Füßen steht, sogar kleine Kapitalien zurücklegt, mein Jurist Ernst jetzt

in Kiel seine Abhandlungen zum Staatsexamen schreibt, und meine fünf Töchter als gute und wohlgestaltete, einzelne vielleicht als fast schöne Mädchen mir und den Menschen wohlgefallen; die zweite, Lucie, hat sich sogar herausgenommen, sich mit einem jungen tüchtigen „Apotheker“ — was, leider, nur noch das bestandene Staatsexamen bedeutet — zu verloben. Und so wäre alles gut; wenn nur eines nicht zu sehr das Gegenteil wäre. — Gegen das Kopfleiden meiner armen Frau kämpfen wir jetzt mit Brunnen und Spazierengehen, — unter so erschwerenden Umständen, leider, bis jetzt vergebens.

Freitag, 9. Mai abends.

Ich zögerte, diesen Brief zu schließen und abzusenden, lieber Freund, aber Du mußt ja doch einmal wieder von mir wissen.

Ich komme eben von meiner Mutter, die im letzten August vom Schlage getroffen wurde, ich habe eine Stunde an ihrem Lehnstuhl gesessen; ihre Erinnerungen arbeiten unaufhörlich, aber sie kann nur selten noch ein Wort hervorbringen; dann neigt sie ihr feines altes Gesicht und hofft, nun werde es doch bald aus sein; mitunter weint sie auch. Zwischen ihrer Wärterin und ihrer Gesellschafterin kriecht sie aus ihrem Zimmer in den daranliegenden „Saal“, oben im Hause. Der Abendschein fällt dort hinein, und an der Wand steht noch ein in meiner Jugend mit vergoldeten Vasen und Girlanden geschmückter Schrank aus Großmutter's Hausrat, dessen Spiegel in den Türen einst ihr entzückendes Jugendbild zurückwarfen. Außer diesen drei Menschen ist nur noch die Dienstmagd in dem großen alten Familienhause, das einst meiner Mutter Großvater, der alte Kaufherr, für seinen Sohn baute, als dieser in Frankreich usw. auf der großen Tour war.

Es ist recht melancholisch, nach solchem Besuch auch noch in den stillen Hof und Garten hinauszugehen.

Damit Du mich nun nicht ganz in Resignation, oder wie alle diese lebensfeindlichen Elemente heißen, versunken meinst, will ich noch hinzusetzen, daß ich an einer Geschichte höchst vorsichtig schreibe, deren erste Worte Stimmung und Gangart anzeigen: „Es klingt wie eine Sage“. Es muß nun alles so etwas wie aus der Ferne klingen und sich ansehen, lebendig und doch wie aus dem Nebel herausgetuscht. Wie gesagt, ich gehe sehr heikel damit um. Ob ich Herr darüber werde, weiß ich noch nicht ganz. Die Veranlassung gab mir eine Zeitschrifts-Notiz über Chamisso's „Geist der Mutter“. Man fühlt sich doch nur bei sich selbst zu Hause, wenn man wenigstens für ein Kleines seine Leinwand aufgespannt hat.

Und nun leb mir herzlich wohl, und sollte, was ich nach seinem letzten Briefe für möglich halte, unser trefflicher Freund, der Meister Gottfried aus Zürich, bei Dir sein, so schüttle ihm von mir die Hand, und gedenket meiner gemeinsam eine kurze Weile!

Dein alter

Th. Storm.

Heyse hatte 17 „Sonette aus Rom“ erscheinen lassen, die später auch in seine Gedichte aufgenommen wurden. Das letzte „Nach Hause“ schließt mit dem Wunsche, dem Amselpaar wieder zu lauschen, „den Spielgefährten meines lieben Kindes“.

„Die Tochter der Erzellenz“ war zuerst in der Deutschen Rundschau November 1877 erschienen. Im Oktober 1878 ist sie für die Buchausgabe überarbeitet worden.

Die zweite Lucie, ist Storms Tochter: Lute Hu(sum), die andere ist die Tochter von Johannes Storm: Lute Ha(demarschen).

Das große alte Familienhaus in Husum hat Storm in der Heimweherzählung „Unter dem Tannenbaum“ 1864 geschildert:

„Du kennst noch das alte Haus Deiner Großeltern, Du bist vielleicht das letzte Kind von den unseren, das noch auf den großen übereinandergetürmten Bodenräumen gespielt hat; denn die Stunde ist nicht mehr fern, daß es in fremde Hand kommen wird. Einer Deiner Urahnen hat es einst für seinen Sohn gebaut. . . . Bei seinem Tode hat er es seinen Nachkommen hinterlassen, und sie haben darin gewohnt als Kaufherren und Senatoren oder . . . als Bürgermeister oder Syndici ihrer Vaterstadt. Es waren angesehene und wohldenkende Männer, die im Lauf der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zugute kommen ließen. So waren sie wurzelfest geworden in der Heimat. . . . Aber nicht allein in die Höhe, auch in die Tiefe haben Deine Voreltern gebaut; zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof; denn auch die Toten sollten noch beisammen sein.“

„Eckenhof“ ist diese Novelle, die ganz Stimmung ist und mit den Worten beginnt „es klingt wie eine Sage . . .“

76.

München, 19. Mai 1879.

Ich hab es wieder recht erlebt, liebster Freund, wir zwei taugten einmal wieder mündlich zusammen. Es häuft sich in den Winkeln der Seele, wenn man auf Reinlichkeit hält, ein solcher Kehrriech von Kummer und Unmut, daß man sich fälscht, dem Freunde ein blankes Gesicht auf weißem Papier entgegenzubringen, und doch mag und soll man so viel Unrätliches und Mißtröstliches, das man allenfalls dem lebendig Gegenwärtigen aufdecken darf, nicht in die Ferne hinaus fliegen lassen. Deine Andeutungen über den schwersten Lebensverderb, den ein Unschuldiger erleiden kann, hat Freund Petersen mir ergänzt und wir haben in herzlichster Bewegung dieses Bittere mit Dir durchgekostet. Es fehlt

meiner Zunge dazu nicht an Erfahrung. Gerade in der letzten Zeit habe auch ich von einer Seite her, wo ich auf Freude gefaßt sein sollte, wenn alles mit rechten Dingen zugehe, schweren Kummer und Ärger erlitten, und auch das ist leider unabsehlich und hoffnungslos.

Das ist des Alters Los auf Erden,
Daß unsre Rechte zu Pflichten werden,
zu nichts als Pflichten. Basta! Ich will nicht mehr davon sagen, als genügt, Dich meines nur Allzugutverstehens zu versichern.

Ja, lieber Alter, wir haben uns an Sonnenschein übernommen, nun will das herbstliche Grau nicht schmecken. Mein Leben war wie ein Wein, der um so baldier schal wird, je mehr er Blume hatte. Schlichte, herbe Getränke werden süßer mit der Nachreife. Und wahrlich bin ich nicht ein so weichlicher Schlecker, daß ich das Glas wegstieße, wenn es nur herbe schmeckte. Aber es hat einen Stich bekommen. Ich merke, daß es ein Kinderspiel ist, überhaupt auf Freuden verzichten, gegen die Aufgabe, Freuden mancher Art zu erleben, die nicht mehr die Macht haben, zu erfreuen, und Aufgaben vor sich zu sehen, denen man keine reine Kraft entgegenbringt — was im Grunde auf eins hinausläuft, da es keine höhere Freude gibt, als ein Werk zu fördern, dem unser Vermögen völlig gewachsen ist. Ein paar gute Tage in Verona, Mailand und Venedig haben sich schwer bezahlt gemacht durch das Zurücksinken in die alte Kümmerlichkeit, das nun doppelt schwer zu tragen ist. Im Juli wollen wir auf eine Woche unsre gutsherrlichen Kinder bei Leipzig besuchen, dann soll Alexandersbad ein Verjüngungswunder an mir tun — wenn es so gut sein will. Bis dahin bin ich ganz untätig — notgedrungen — nur daß ich einen Band „Verse aus Italien“ für den Herbst sachte zu korrigieren habe. Es wäre schön, Lieber, wenn Du einige Freude daran fändest; man muß sich sein lyrisches Publikum

in Deutschland einzeln Mann für Mann zusammenwerben zumal wo sich's nicht um ein liebliches Gedudel handelt, sondern um schwere Herzenssachen. Sieh doch aber einmal die eben erschienenen Hochland=Lieder von Karl Stieler an; da steckt ein sehr liebenswürdiger junger Poet darin, der erste süddeutsche überdies, der die Dilettanten=Eierschalen nicht auf dem Kopfe trägt, so lang ich das Wesen dieser meiner engeren Landsleute überhaupt miterlebt habe. Auch Papa Kobell ist ein blutiger Naturalist und quod scripsit scripsit.

In Deiner Wald- und Wasserfreude dagegen war mir zu viel Kunst. Die Natur lehnt sich dagegen auf, dies prächtige Mädchen so kopfüberherz an den Burschen verloren zu sehen, der ihrer nicht wert ist. Du bevorzugst dies Motiv — ich habe Dir schon früher darüber schreiben müssen — aber es tut weh, weher als im umgekehrten Falle. Den Mann darf der magische Zug zum Weibe dumm machen. Sein Wesen ist Verstand und Klarheit und es ist rührend, daß ihn Leidenschaft um beides bringt, den Starken zähmt; Simson und Herkules werden nicht erniedrigt, wenn sie sich wegwerfen. Das Weib aber kommt durch die Liebe erst vollends zu sich, und ihr Instinkt wenigstens darf sich nicht kompromittieren, da er zu ihrem Geschlechtscharakter gehört. Wenn sie weiß, daß sie einen Unwürdigen liebt, gewinnt sie uns wieder, weil sie dann ihr Schicksal mit offenen Augen, aus überfließender Gnade gleichsam, auf sich nimmt. Und so weiter. Dies alles hast Du natürlich auch gefühlt und darum einen besonderen Aufwand der feinsten Details an das mißliche Sujet gewendet. Wie gern plauderte ich hiervon und über quaedam alia noch eine Stunde fort, aber mein Doktor und seine Assistentin, meine Frau Liebste, wollen keine fünfte Seite passieren lassen.

Sei's also genug für diesmal und leb wohl. Mit allen Grüßen in alter Treue

Dein

Paul H.

Dein „Finger“ in Westermanns Monatsheften hat mir höchlich gefallen und verrät die main de maitre.

Die Hemmungslosigkeit Hans Storms wurzelte in einer periodisch auftretenden Trunksucht.

Karl Stieler (1842–85) und Franz v. Kobell (1803–82), die Münchener Dialektdichter, waren Henze näher getreten; besonders mit Stieler, dessen frühen Tod er in dem Gedicht vom 15. April 1885 „An Karl Stielers Grab“ schmerzlich beklagte, hielt er gute Freundschaft. Sein „Winteridyll“ ist lebendig geblieben. Mit „Papa Kobell“ war er unter anderem als Gast des Königs Max in dem Jagdschlosse Berchtesgaden zusammen.

„Der Finger“ Storms erhält später den Titel „Im Brauerhause“.

Es folgt eine Aussprache über finanzielle (verlegerische) Fragen, die mit den Miniaturausgaben einzelner Dichtungen zusammenhängen.

77.

Husum, 13. Juli 1879.

Liebster Freund!

... Die Verlobungen meiner beiden ältesten Töchter, der Lisbeth (die bei Hans war) mit dem Hauptpastor Haase dort, d. h. Heiligenhafen, und meiner 18jährigen Lucie mit einem jungen Apotheker (leider noch ohne Apotheke) Kirchner aus Bremen, habe ich Dir wohl noch nicht gemeldet; es sind zwei lebenswürdige Leute, die neuen Schwieger-söhne, der erste nicht nur ein prächtiger Mensch, sondern auch ein menschlicher Pastor und so kannst Du mir immerhin von Deinem großväterlichen Gute aus ein gratulor auf einer Karte schicken; so bekomme ich doch Deine Adresse,

da ich Dir vielleicht die Druckbogen von meiner neuen ganz aparten Historie schicken möchte, die ich vielleicht zu Mitte August erhalte. Mir geht es leidlich, aber meine Frau — wir wissen ja beide, was das bedeutet — macht mir Sorge; das Uebel will nicht aus dem Hinterkopfe weichen. Nun ist auch noch Aussteuer, denn die Pastorenleute wollen im Herbst Hochzeit machen; und so kann ich sie vor 10. August nicht auf längere Zeit aufs Land kriegen. Ich werde um diese Zeit wohl nur etwas bei Verwandten im Lande und etwa Hamburg herumreisen und im September, wo uns dann bald die neue Justizorganisation auf den Hals kommt, wieder hier sein. Grüß Deine Frau, und werdet Beide gesund; dann ist das Leben auch noch reich genug!

Dein alter getreuer

Th. Storm.

Am 28. Juli stirbt Storms Mutter, Frau Luise (geboren 1798), Tochter des Husumer Senators Simon Woldsen.

78. Alexandersbad bei Wunsiedel, 6. Aug. 1879.

Ich hätte Dir so Manches zu sagen auf Deine Trauerpost, liebster Freund. Aber ich bin hier in strenger Kur, die mich tief ermattet, und jeder Federzug macht sich im feinsten Nervenäther fühlbar. Nimm mit diesem stillen Händedruck vorlieb. Du weißt, wie ich denke und wie ich's meine, insonderheit mit Dir. Noch 4—5 Wochen will ich hier warten, ob alles, was mir darniederliegt, sich noch einmal wieder hebt. Ich buchstabiere Hoffnung, werde sie aber wohl nicht wieder vom Blatt lesen lernen. Frau und Tochter sind mir benachbart, in Bad Elster, doch vorläufig unerreichbar. Herzlichen Gruß den Deinen von Deinem alten

P. H.

79.

München, 18. Oktober 1879.

Ich möchte Dir nur sagen, lieber alter Freund, daß ich „Efenhof“ mit großem Vergnügen und Kontentement genossen habe, künstlerischem Vergnügen an der höchst meisterlichen Arbeit und menschlicher Befriedigung durch die ergreifende Führung des Schicksals. Daß Dir Deine Jahre nichts an der Kraft nehmen, sondern eher hinzutun, muß Dir der Neid lassen, nämlich Schreiber dieses in eigenster Person, der sich wohl gedrückt fühlen muß durch den Vergleich mit Deiner Unverwüstlichkeit, da er jetzt nach einem verdämmerten Vierteljahr und allen Herereien der Wasserkunst noch nicht weiter ist, als auf endlich wieder schmerzfreien Beinen seinen müßigen Wandel fortsetzen zu dürfen. Aber ich will nicht undankbar sein. Auch das ist schon ein Gewinn, und freilich kommt nun das Schwerste, ihn nicht wieder aufs Spiel zu setzen durch verfrühte Gelüste. Wie ich's eigentlich fertig bringe, mit schwachen italienischen Poeten und Postkärtchen mir über den langen Tag zu helfen, wissen die Götter. Aber freilich hilft auch noch ein recht mühseliger Lebenskummer, der mir zu denken gibt und Rätsel zu raten. Ich darf Dir's ja wohl beichten, da Du weißt, was Vatersorgen sind. Mein ältester — jetzt einziger Sohn — hat seinen Abschied als Leutnant genommen, da er sich untauglich dazu erwies, seine Leute in Respekt zu erhalten. Nun fragt sich's, welche Richtung einem Leben zu geben ist, das kein innerer Trieb beseelt. . . .

Das waren böse Wochen, diese letzten sechs, seit ich die neueste Tücke des Familiengestirnes in meinem stillen Fichtelgebirg erfuhr. Ich habe nun Hoffnung, bei einem Forstmann eine Stelle auszumitteln. . . .

Und er war ein so begabter, aufgeweckter, lebenswürdiger Knabe!

Die Frau Tochter haben wir in desto schönerer Hausfrauenglorie begrüßt, und hernach hat sie noch 14 Tage bei

der Mama und der langen Cläre in Elster zugebracht, um in tiefster Ruhe eine glückliche Hoffnung heranreifen zu lassen. Nun erwartet meine liebe Frau die Nachwirkung des Sommers, die wohl schwerlich der Rede wert sein wird. Es ist dafür gesorgt, daß wir nicht mehr des Lebens froh werden. Von Dir weiß ich durch Freund Petersen. Fahre fort, Dich Deiner guten Tage zu freuen, und grüße Dein ganzes Haus von dem

alten invaliden

P. H.

Hier äußert sich Heyses ein einziges mal deutlich über einen schweren Lebenskummer, der ihm Ernsts und Wilfrieds Tod doppelt schmerzlich erscheinen lassen mußte. Und hier, in der Ähnlichkeit des Schicksals, liegt auch ein Kern der sich immer enger gestaltenden Freundschaftsbeziehung beider Dichter verborgen.

80.

Husum, 22. Oktober 1879.

Dein Brief, lieber Freund, hat eine lebhaftere Sehnsucht nach Dir in mir erregt; wir sind in so manchen Dingen Schicksalsgenossen; wie gut würde es tun, einmal persönlich bei einander zu sein! Deine Vaterorgen kann wohl niemand stärker mitempfinden als ich, der ich in fast gleicher Lage bin. Sollte die künstlerische Anlage oder Tätigkeit die Nachkommenschaft beeinträchtigen, sollte da etwas verbraucht werden, was jenen zugute kommen müßte . . . ? — Nachdem sich mein Sohn trotz anerkannter Leistungsfähigkeit als Arzt in seinem Wohnort unmöglich gemacht, habe ich ihn nach für meine Verhältnisse ungeheuren und vergeblichen Geldopfern Konkurs machen lassen müssen. Jetzt ist er Arzt auf dem schönen Schiffe „Santos“ aus der Hamburg-Südamerikanischen Linie. Für einen jüngern Mann eine vorzügliche Stellung, freie Station, 2 schöne

Zimmer, alles aufs Opulenteste, und 120 Mark monatlich. Aber wenn er sich nicht danach führt, so ist es natürlich mit ein oder zwei Reisen (jedemal etwa 2 Monate) vorbei. — Und wir dürfen uns es nicht verhehlen — nur der Tod ist hier das Ende. Ich trag es nun schon viele Jahre; und die besten Freuden haben, wie Du sagst, nicht mehr die Kraft, mich zu erfreuen; beim Aufbrechen des Frühlings, beim Nahen des mir sonst noch immer den ganzen Kinderfrieden bringenden Weihnachtsfestes ist es verhängnisvoller Weise stets am schlimmsten aufgetreten. Übermorgen feiern wir im großen Familienfeste die Hochzeit meiner Lisbeth. Es wäre so ganz erfreulich; aber die Angst sitzt schon in mir: ein paar Tage danach wird Hans wieder in Hamburg sein; wie wird es dann werden? Und dann — können die armen Jungen was dafür, daß sie nicht anders sind, als sie vielleicht nur sein können? Das herzerreißende Erbarmen ist vielleicht noch schlimmer als der Zorn, von dem man mitunter befallen wird. Und beides ganz vergeblich. Und dann: Ist auch eine culpa patris dabei? — Aber auf dem Papier nicht weiter. — — —

Ich habe mich entschlossen, nach Neujahr meinen Abschied zu nehmen, und Anfang Mai nach Hademarschen zu ziehen, und dort sogleich den Bau meiner Alters-Villa zu beginnen. Wenn ich das Haus schuldenfrei aufgesetzt und den großen Garten völlig eingerichtet habe, wird mir freilich nur eine feste Einnahme von ca. 1500 r pro Jahr bleiben; für eine Familie mit noch vier Töchtern allerdings recht knapp. Aber etwas wird meine Feder ja wohl noch erwerben, obgleich es mit meinen Kopfnerven keineswegs ganz richtig ist, und jedenfalls — ich mag nicht mehr die Amtskarre schieben. Ob dieser Umzug richtig ist, weiß ich nicht; zwei Menschen werde ich bitter vermissen: meinen jüngsten Bruder den Arzt und Graf Reventlow, den hiesigen Landrat (ein Mensch, schroff, brunnettief und von bedeu=

tendem Geist und Wissen), auch dessen schöne, geistig ebenbürtige Frau. Seit über 12 Jahren leben wir in herzlichem Verkehr. Mancher Wintermonat wird auch später hier noch verlebt werden; es sind von hier nach Hademarschen auch nur 2¹/₂ Stunden Eisenbahn. Dort habe ich auch ein brüderliches Haus, wo die mir sehr liebe Frau die Schwester der meinen ist. Auch dem Verkehr mit Kiel und Hamburg bin ich näher gerückt. Und vor allem, mich umgibt die anmutigste Gegend.

Und nun endlich komme ich dazu, Dir für Deine Verse aus Italien zu danken, in die ich mich nach und nach hineinlese. Es ist diesmal eine besonders reiche Gabe; und was an schmerzlicher Totenklage darin ist, hat tiefen Widerhall bei mir gefunden:

„Vielleicht, daß zweier Wandrer, tief verarmt,
die Bettlerfreundin Sonne sich erbarmt“

(womit ich das Gedicht abschließen würde). „So reisen wir ins Land hinein“, „Mitternacht ist da, wo ich wehrlos bin“, die Vision „Der Mond stand überm Palatin“, die „Rispetti“; ich habe alles gelesen, wieder gelesen und den Meinen vorgelesen. Das menschlich Tiefste und künstlerisch Vollendetste scheinen mir die Sonette: „Weihnachten in Rom“. Dir werden die Verse so leicht, daß Du tiefer wirst, in je schwierigerer Form Du Deinen Inhalt ausprägst. Alles in dem inhaltreichen Buche habe ich bei dem jetzigen Geschäfts- und anderem Trubel mir noch nicht zu eigen gemacht. Jetzt möchte ich Dich fast fragen: So viel Tränen für den Toten; wo sind die Tränen für den Lebendigen? Aber es ist so; die Allerärmsten erwecken keine melodische Klage, sondern nur ein dumpfes Leid; ich weiß es ja. — — — Mit besonderem Behagen habe ich die Episteln wiedergelesen, vor allem die an Scheffel; trefflich ist auch die an den Gymnasialprofessor, womit ich natürlich völlig übereinstimme, besonders auch mit dem schönen Maß, das Du

dabei inne gehalten. Bei der „Judith“ ist mir der Schluß zu faunisch. Doch ich muß nun erst in guten Stunden weiterlesen. Nur schade, daß wir beide stets so Düsteres zu Markte bringen. Petersen hat mir in punkto „Ekenhof“ darüber neulich ein großes Klagelied gesungen. Er will alte freundliche Geschichten von mir, wo er den Toback unserer Altvorderen riecht.

25. Oktober.

Die Hochzeit unterbrach den Brief; nun ist der fast dreitägige Trubel vorüber; das neuverbundene Paar zu gemeinsamem Geschick entlassen. Bei der anerkannten Trefflichkeit beider, der warmen reichen Teilnahme hier und von auswärts, war dies Familienfest ein wirklich erquickliches. In meinem Herzen ist dabei immer der Toast von Matje Flors: „Up dat et se wull gaa up äre olen Dage!“, der so telegraphisch verstümmelt von mir seinerzeit auch Deiner jungen Gutsherrin dargebracht wurde.

Daß Dir mein „Ekenhof“ gefallen, hat mich recht erquickt, zumal ich einen so grausam kritischen Sohn habe, dem sein Vater es immer noch nicht gut genug macht. Oftmals aber hat er leider Recht, und vieles in meinen letzteren Sachen ist auf seine Veranlassung so wie es jetzt dasteht. Bei „Ekenhof“ hat er darin Recht, daß es wohl nicht deutlich genug ausgedrückt ist, weshalb in der Nachszene Herr Hennicke zu Boden stürzt. Tu mir den Gefallen, da ich in der erst zu forrigierenden Oktavausgabe noch einen entsprechenden Drucker aufsetzen kann und schreib mir nach Empfang dieses per Karte, wie Du es verstanden. Ich habe nur an die „Schattenhände der toten Frau“ gedacht, die hier den Schlafenden beschützen; es könnte aber auch der Grund darin gefunden werden, daß er die Geschwister hier so beisammen findet; — aber es ist dunkel.

Sei so freundlich, mir zu sagen, wie es auf Dich wirkte. Und jetzt wollen wir für heute schließen. Nur noch die herzliche Bitte: schone Dich! Daß es schwer fällt, weiß ich. Mir stehen in meinen Zukunftsgedanken auch Tage des Zusammenseins mit Dir, womöglich mit unseren beiden Frauen; aber dazu müssen wir ja doch beide leidlich gesund sein.

Und so grüßen wir Euch, ich und meine Frau, die mit innigster Teilnahme Deinen Brief mit mir gelesen. War es ja doch fast, als blickten wir in einen Spiegel.

Herzlich Dein

Th. Storm.

Das erste Gedicht des Tagebuchs Wilfried (Oktober 1877 bis Mai 1878), das später mit den hier von Storm erwähnten Versen abschloß, hatte beim ersten Erscheinen „Verse aus Italien 1880“ noch folgende Endzeilen:

„daß uns auf fremder Erde heimisch wird,
da uns daheim unheimliches umschwirrt.“

In dem Reisebrief „An N. N. Gymnasialprofessor in X“ verteidigt sich Henze in glänzenden Hexametern gegen den Vorwurf, nach seinem frühen Epos „Thekla“ sei er in Hexameterdichtungen bedenklich von den metrischen Regeln abgeirrt.

Das Terzinengedicht „Die Judith des Cristofano Allori“ (Palazzo Pitti in Florenz) wird später dem ersten Bande der „Epischen Dichtungen“ einverleibt.

81.

München, 29. Oktober 1879.

Nein, liebster Freund, wenn das Ei auch manchmal klüger ist als die Henne, diesmal würde ich mir mehr glauben, als dem geneigtesten Sohn und Leser. Jener Moment ist dunkel, wie er sein und bleiben soll, damit die

Phantasie des Lesers ihr Lichtchen anzünden und in die Geheimnisse dieser Nachtstunde hineinleuchten möge. Es ist mir beim Lesen und Wiederlesen von Ekenhof genau derselbe Eindruck gekommen, daß eben alles zusammengewirkt hat, um den furchtbaren Alten zusammenbrechen zu machen. Er findet den, dem er ans Leben will, in zweifachem Schutz, durch Geisterhände und die entsetzt abwehrenden Arme des einzigen Wesens, das er liebt. Was bliebe da noch zu erklären oder aufzuhellen? Sind wir doch auch durch den Gang der Erzählung auf eine Höhe gebracht, wo wir nun mitdichten, und welche andere Wendung könnte unsere Phantasie diesem Schicksal zu geben wünschen? Hier wäre jeder Strich mehr vom Ubel.

Laß Dir noch sagen, wie sehr mir Dein herzliches Verstehen meiner Nöte wohlgetan hat. Ich wußte wohl, warum ich gerade Dir davon schrieb. Es gehört nicht nur guter Wille zur Freundschaft, auch Talent und Seelenkunde und Erlebnisse ähnlicher Art. Der treffliche Petersen, der doch wahrlich das Herz auf dem rechten Fleck hat — während er sonst über meine Sachen leichteren Kalibers eingehend zu sprechen pflegt — ist er an dem „Tagebuch“ vorbeigegangen wie an einem Spuk-Ort, dem man lieber nicht zu nahe kommt. Liliencron, ein so feiner und warmherziger Mensch, hat mir neulich eine recht wohlgemeinte Predigt geschrieben, daß ich doch nicht zu sehr der Nachtseite des Lebens mich zuwenden, sondern etwas recht Helles und Erquickliches unternehmen sollte. Als ob unsere Sachen wie Früchte wären, die der Konditor einmacht, damit sie seinen Kunden recht süß auf der Zunge tun. Wir müssen ja unsre Lebensfrüchte vom Baume brechen herb oder süß, je nachdem das Jahr sie reift. Erst dann sind wir treue Söhne der Natur, die ja auch kein Schelm ist und nicht mehr gibt als sie hat. Aber freilich gilt die Kunst noch immer so vielen nur als eine „Erholung“. Basta. Davon ließe sich viel sagen.

Ich habe es überdies nicht an mir fehlen lassen; das Letzte, was ich meiner anbrüchigen Kraft abgerungen, sind zwei „heitere“ Novellen. Du wirst die talentvolle Mutter gelesen haben, die Romulusenkel schwerlich, die vielleicht eben darum mich ganz fremd ansehen und auch wohl die Spuren der Selbstüberwindung, der sie entstammen, nur zu deutlich an sich tragen. Nun hab' ich geschworen, nichts mehr zu machen, wobei ich nicht mein Alles einsetze.

Noch einen nachträglichen Glückwunsch zu der Frau Tochter. Ein frohes Fest wieder einmal zu feiern, täte mir auch von Herzen not. Unsere Hochzeit im vorigen Jahr war's nur halb.

Warum mich nur das Glück nicht freut,
Das Trost für so viel Kummer beut? —
Der Strahl, der Sturmgewölk durchbricht,
Tut dir nicht wohl: die Sonne st i ch t.

Aber laß mich wieder gesund werden, lieber Freund,
und ich werde mich auch der Sonne wieder freuen lernen.
Lebwohl! In alter Treue

Dein

Paul Heyse.

Rochus von Liliencron (1820—1912), ein Schulkamerad Storms, stand in seiner Münchener Zeit auch zu Heyse in guten Beziehungen. Er leitete bis zu seinem Tode die „Allgemeine deutsche Biographie“ im Auftrage der historischen Kommission der bayer. Akademie der Wissenschaften. Berühmt ist er als Sammler und Herausgeber alter deutscher Volkslieder.

82. Husum, 24. Dezember 1879, morgens.

Mein lieber Heyse!

Es ist Weihnachten, mein liebstes Fest; aber auch das, wo sich allmählich immer mehr entschlafene Augen zu mir

drängen und mich anschauen „aus der Erinnerung Duster“, aus dem Nichts. Unten steht der Tannenbaum, geschmückt durch unsre Hauskunst. Er soll nicht angezündet werden, ohne daß ich Dir wenigstens einen Gruß sende; denn von den fernern Freunden denke ich zunächst an Dich, so wenig wir Aug' in Auge uns im Leben gegenüber gewesen; als mehr Gelegenheit dazu war, kannten wir uns zu wenig, vielleicht hatte das Leben das noch nicht in uns fertig gebracht, was uns später zusammengeführt hat.

Mögest Du denn in so viel Gesundheit und zufriedener Stille des Gemütes mit den Deinen diesen Abend erleben, daß die Kerzen am Weihnachtsbaum nicht vergebens für Euch angezündet sind!

Mir ist diesmal recht schwer ums Herz; der beabsichtigte nahe Abtritt vom Amt, das Fortziehen von hier, eine Art Verarmungsangst, die mich mitunter befällt (denn mir wird außer dem freien eigenen Hause nur eine feste Einnahme von 14—1500 r bleiben und mir ist, als sei meine poetische Produktionskraft für immer erloschen), als wäre ich im Begriff, den Schritt ins Nichts hinauszutun — das Alles erzeugt mir eine höchst unbehagliche Stimmung, die ich jedoch mutig bekämpfe; denn schließlich wird es ja nicht so schlimm. Es soll Dir auch nur eine beiläufige Kunde von meinem Gemützustande in dieser Ubergangsperiode geben; ich werde schon damit fertig werden. — — —

Deine „talentvolle Mutter“ habe ich gelesen. Wären wir jünger und wärest Du Goethe und ich Merck, so würde ich Dir gesagt haben: „So etwas darfst Du nicht wieder schreiben etc.“; jetzt dachte ich nur: „Er ist müde gewesen, recht müde; ich wollte, er hätte es nicht geschrieben; aber — wir armen Menschenkinder — er sollte sich ja auch für seine Badereise ausrüsten; und wie Du selbst zu sagen pflegst: „Transeat cum ceteris“!

Du bist ja jung, mein geliebter Freund, das wird, und hoffentlich bald, noch wieder anders; vor Dir liegt hoffentlich noch eine Zeit glücklichen Schaffens.

Von meinen Kindern ist mein Sorgenkind auf seiner zweiten Reise als Schiffsarzt, Ernst bei seinen Examensarbeiten in Kiel und heut Abend bei Verwandten, meine junge Frau Pastorin mit ihrem trefflichen Mann glücklich in ihrem Heim; aber mein „stillter Musikant“ aus Varel ist schon gestern mit neuen Liedern und mit der kindlichen Heiterkeit, die ihm die Herzen gewinnt, wie ein Sonnenschein ins Haus gebrochen, ausgerüstet mit frohem Lebensmut und neuen Liedern, die er uns singen wird.

Und so laßt uns denn Weihnacht feiern!

Meine geliebte Frau grüßt Euch mit mir.

Dein

Th. Storm.

Johann Heinrich Merck (1741–91) aus Darmstadt ist der bekannte „Mentor“ des jungen Goethe, von dem der Mephisto im Faust einige Züge tragen soll.

83.

München, 15. Januar 1880.

Was gäb' ich drum, liebster Storm, wenn ich Oberamtsrichter in Husum wäre! Wie oft habe ich meinen in der Freiheit verwilderten Nerven ein solches gelindes Gängelband gewünscht und mir eingestanden, daß das beneidenswerteste Geschenk der Götter, die unumschränkte Selbstherrlichkeit, eine geheime Tücke in sich birgt. Ich Amtloser habe nie einen Feiertag gekannt. Nun büß' ich's. Und Du willst nun abdanken, um nichts zu regieren, als Dich selbst. Ich kann nicht umhin, in der Ferne meinen weisen, durch Schaden nur zu spät klug gewordenen Kopf

dazu zu schütteln. Sich selbst angehören ist eine schöne Sache, wenn man jung ist und an sich selbst genug hat. Jetzt, da ich mir selbst zur Last werde, sehe ich mich oft vergebens nach einem Menschen oder einer Pflicht um, die mir diese Last abnehmen möchten. Und vollends auf dem Lande — falls man nicht die mütterliche Erde *bobus exercet suis* — wie vieles fehlt da, was in der Stadt die langen Stunden der Muße wohlthätig unterbricht und belebt. Mir ist München viel zu dorffstill, ich begegne, wenn ich mir entrinnen will, nichts Neuem, zu dem ich meine Zuflucht nehmen könnte. In Paris oder Rom flanieren ist eine Art Tagewerk. Die Briennerstraße oder die Sahara macht keinen Unterschied für eine melancholische Phantasie. Aber es ist törricht, dies alles zu schreiben. Ich kenne Deine Wünsche, Bedürfnisse, Aussichten und inneren Quellen viel zu wenig. Nur wenn man sieht, daß ein guter Freund die Birne wegwirft, die einem in Ermangelung eines frischen Trunkes den Durst beschwichtigen könnte, kann man ein Oh! Oh! nicht zurückhalten.

Das Neue Jahr hat mich auf dem alten Fleck gelassen. Ich plane eine rasche Reise nach Berlin, dort einen Nerven-spezialisten zu konsultieren. Wasser tut's freilich nicht, das habe ich nun erfahren. Es fehlt mir an der letzten nachhaltigen Schwungkraft. Ich kann wie ein lahmes Huhn allenfalls auf den nächsten Zaun flattern, aber meine Ziele liegen höher. Was Dein Merck-Zeichen wegen des römischen Novellchens betrifft, so irrst Du doch, wenn Du Dein Ungenügen meiner „Müdigkeit“ zuschreibst. Ich selbst bin mit dem Ding nicht zufrieden, weil ich einem ganz anderen Falken für diese Geschichte nachjagte und mich, da er un-erreichbar blieb, mit einem Spatzen zufrieden gab. Dieser Spatz aber ist ganz munter und es muß auch solche Vögel geben. Dir wird es hier ähnlich ergangen sein, wie mir mit einigen Deiner Sachen, bei denen die Lokalfarbe das

Beste ist, während das novellistische Problem nicht gerade in die Tiefe führt. Ich entsinne mich unserer Zwiesprach und Zwiespältigkeit in Sachen Pole Poppenspälers. Das Beste dieser Art ist nur Schattenspiel und das Schlechteste ist nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft. Die läßt Dich nun freilich im Thal der Egeria so im Stich, wie mich in der holsteinischen Kleinstadt. Indessen ist all solche Landschaftsmalerei oder Interieurphotographie mit Staffage freilich ein geringes Genre. Größere Ansprüchlichkeit macht meine zweite Römerin „Komulusenkel“, und eben darum denke ich mit peinlicher Unzufriedenheit an den dankbaren Stoff, dem ich nur bei ganz rüstigem Humor gewachsen gewesen wäre.

Petersens liebenswürdige Morgenwanderung wirst Du gelesen haben. Rede ihm doch auch zu, noch eine Hand daran zu legen, eine kleine Höhe hineinzudichten. Das Erlebnis wird ja darum nicht des Reizes der Wahrheit entkleidet, wenn die Phantasie es verklärt und typisch ausgestaltet. Er wird gewiß mehr dergleichen machen, weil erleben, und zuletzt kommt ein Bändchen Idyllen zusammen, das bleibend erfreuen kann, wenn er den Mut seines Talentes hat.

Kämen wir doch einmal wieder zusammen! Es häuft sich so Vieles an, wovon lieblich zu plaudern wäre, ich könnte Dir all meine Töpfe beim Feuer zeigen und Dich kosten lassen, was darin gekocht wird, und Du bliesest vielleicht hie und da in die Kohlen, daß etwas gar würde. In diesem Jahr freilich kommt's wohl zu keiner rechten Flamme. Aber ich kann nicht glauben, daß jenseits des halben Jahrhunderts nicht noch allerlei ergiebige Tage, Wochen und selbst Jahre mir beschert sein sollten, da der erste Schnee mir noch immer nicht aufs Haupt gefallen ist.

Lebwohl, Teurer. Grüße Dein ganzes Haus von dem
meinigen. Und bleib mir treu.

Dein alter

Paul Heyse.

Vergleiche zu dem Meinungsaustrausch über Pole Poppenspähler
den Brief Heyses vom 21. Dezember 1875 und Storms Antwort vom
16. April 1876. S. 109 ff.

Wilhelm Petersens „Morgenwanderung“ schildert in Blankversen
einen winterlichen Spaziergang mit seinen Kindern voll kenntnisreicher
Naturliebe und Feinheit des Details. Am 7. Januar 1880 hat Petersen
an Heyse über diese kleine Dichtung geschrieben: „gedruckt wurde es
lediglich zu dem Zwecke, um ein pädagogisches Samenorn zu säen“.
Das Gedicht erschien in den heimatlichen „Schleswiger Nachrichten“
und wurde ein zweites Mal unter dem Titel „Winterwald“ zusammen
mit dem ähnlichen Versuch „Korallenmoos“ nach dem Tode Petersens
im „Nerthus“, einer illustrierten Kieler Wochenschrift, Jahrgang V 1903,
Heft 14, veröffentlicht.

84. Hademarschen bei Hanerau (Schleswig-Holstein),
am 1. Pfingstsonntag 1880.

Mein herzlich lieber Freund, da bin ich endlich wieder,
und in der Überschrift hast Du den Namen des Ortes, wo
der letzte Akt meines Lebens soeben begonnen hat; ein grünes
großes Kirchdorf, in der Nähe eines anmutigen Ortes,
welcher eine Gutsherrlichkeit in sich schließt. Mein freund-
liches Landhaus, unten mit drei geräumigen Wohnzimmern,
Veranda, Terrasse und weiter Schau ins Land hinaus,
oben meinem Arbeits- und 5 Schlafzimmern, steht im Ge-
mäuer fertig und wird über 8 Tage gerichtet; indessen wird
eine geräumige Interimswohnung benutzt. Meine Amts-
entlassung habe ich zum 1. Mai dieses J. erhalten, in jeder

Beziehung so rücksichtsvoll, als wären lauter freundliche pietätvolle Hände beschäftigt gewesen, mich so weich als möglich zu betten, was, ich bekenne es, mir wohlgetan hat. In Husum ist das Geschrei über unsern Fortgang groß, und ich weiß wohl, man wird uns in vielfacher Hinsicht entbehren. Ich in erster Linie nur drei Menschen, meinen jüngsten Bruder, den Doctor med. Aemil Storm, und den dortigen Landrat, Grafen Reventlow und Frau. Du magst mit Recht fragen: Warum seid Ihr denn fortgegangen? Und ich kann es Dir kaum beantworten. Den ersten Antrieb gab ein angenehmer Ferienaufenthalt hier im Hause des nach mir kommenden Bruders Johannes, des großen Holzhändlers, und der Wunsch meiner Frau, mit dessen Frau, ihrer sehr geliebten Schwester, zusammen das Leben auszuleben. Dann war ein schön gelegenes Grundstück zu Kauf: ich kaufte es in dem Gedanken, „in der Lage ist es jeden Tag den Kaufpreis wert“. Dann wurde im Herbst (1878) doch vorläufig der große Garten angepflanzt, dann zog eins nach dem andern, die sehr anmutige Gegend, dabei die Eisenbahnstation vor der Thür, näher an Kiel und Hamburg als Husum, das viel wohlfeilere Leben für einen Pensionierten etc. Genug, ich bin jetzt hier und hoffe von hier aus noch vieles zu bestreiten, insbesondere auch Dich nebst der Deinen noch einmal auf einige Sommerwochen bei mir zu sehen, was Euch keinen Schaden bringen wird.

Das Quartal, was diesem ersten Mai vorausging, aber war schauderhaft; die widerwärtigen Vorbereitungen zum Amtsabtritt, dortigem Hausverkauf, Lösung aller Verhältnisse etc. Ich hätte kaum „Herein“ rufen mögen, wenn ich gewußt, mein bester Freund klopfe an die Thür. Hoffentlich hast Du in dieser Zeit meiner Stummheit noch keinen Strich über diesen gewissen Th. St. gemacht.

Es ist 12 Uhr mittag; um 2 Uhr müssen wir nach dem Bahnhof; denn der Zug bringt uns den Bruder Doktor

mit Familie von Husum; im Hause des Bruders Johannes, wo an erwachsenen Kindern ein Sohn und zwei Töchter, mir sehr liebe Nichten, leben, wird es zum lieben Pfingsten so voll, daß ausquartiert werden muß; denn vier auswärtige Söhne treffen ein, der eine noch mit drei jungen Freunden. Ich hoffe mich unter all der Jugend recht heiter zu bewegen. Die Familienfeste hat man nur, wenn man in seiner Heimat lebt, worunter ich hier nicht sowohl Husum, als unser ganzes Land verstehe.

26. Mai.

Die Pfingsttage mit dem schönen Morgen im ganz nahen Buchenwalde sind längst vorüber und der Brief liegt noch. Ich muß oft an Deine Nervenleiden denken; selbst das Brieffschreiben erschöpft mich, vielleicht auch die vielen Stunden im Freien; das letzte Halbjahr hat mich, wie ich fürchte, ein unverhältnismäßiges Stück weiter abwärts gebracht auf der ja ohnehin geneigten Ebene, so daß ich vor den zwei Unterrichtsstunden, die ich meinen beiden Jüngsten wöchentlich erteile, eine förmliche Scheu habe und meinen Neubau oft mit nicht sehr auferbaulichen Gedanken betrachte. Denn ganz für andre möchte ich diese freundliche Erdenwohnung doch nicht aufgerichtet haben. Nun — es geht wohl noch einmal wieder aufwärts; bin ich doch des täglichen stummen Kampfes mit einem tüchtigen, aber durch unbarmherzige Überlast (Folge der neuen Gesetzgebung) erdrückten Subalternbeamten ledig: Eine böse Sense für mich.

Am Sonnabend hättest Du mich nach der Richtefeier und dem ganz alten, durch den Zimmermeistergesellen trefflich von der Spitze des Hauses vorgetragenen Bauspruch zwischen meinen beiden Meistern beim behaglichen Trunke sitzen und hernach unsere Damen mit Meistern und Ge-

sellen einen Ehrentanz machen sehen sollen! Es war ein wahres Volksfest, d. h. auf meine Kosten; aber meine Schleswig-Holsteiner und ich — einerlei, ob in Husum oder hier — wir, meine ich, gefielen uns gegenseitig, und in der Erinnerung der Kinder wird der Tag gewiß ein unvergeßlicher. Einige Angsttage machte mir hier auch wieder mein Altester, er hatte plötzlich seine Schiffsarztstelle gekündigt und das Schiff in Hamburg verlassen, ohne sich um seine Effekten zu kümmern, die nun bei dessen Abfahrt von einem Verwandten zurückbehalten worden. Dann tauchte er nach einigen Tagen wieder auf; er wollte sich in Altona domicilieren. Glücklicher Weise ist man ihm seitens der Gesellschaft nachgelaufen, so daß er nun auf einem andern Schiffe derselben wieder in See ist. Die Tag auf Tag hierüber eintreffenden Nachrichten waren meine erste Unterhaltung hier.

Ich habe viel von mir selbst gesprochen, liebster Freund, möchte nun aber von Dir hören. Kannst Du, so schreib einmal, daß Du in Berlin warst, las ich in der Zeitung.

Da erhalte ich eben von meinem Ernst aus Berlin die Nachricht p. Telegramm

„Bestanden“

d. h. das Assessor-Examen.

Und nun muß ich damit hinüber zu meiner Frau, die mit ihrem Spinnrad drüben in der Veranda des brüderlichen Hauses sitzt. Mir zittert die Hand etwas, mein lieber alter Paul.

So werde ich diesen geliebten Jungen nächstens mit Freude hier empfangen.

Grüß Deine Frau von uns, recht herzlich; meine letzten Novellen wirst Du nun wohl endlich bald in der Oktavausgabe erhalten; sie sind noch nicht da.

Also herzlichen Gruß, und schreib einmal

Deinem alten Th. Storm.

Dieser Brief leitet in der Tat den letzten Lebensabschnitt Storms ein, sein an Ernten reiches Greisenalter. Eine Abbildung seiner Hademarschener Altersvilla und des Heyfeschen Dichterheims in München wird der zweite Band dieses Briefwechsels bringen.

Ernst Storm (1851–1913) lebte später als Rechtsanwalt in Husum und tat sich auch politisch hervor.

85.

Alexandersbad bei Wunsiedel,
16. Juni 1880.

Dein Brief, liebster Storm, hat mich hierherbegleitet, Dein schönes Buch ist mir nachgereist. Ich hätte früher für beides gedankt, aber meine erste Woche unter den alten Fichten der Luisenburg war bang und trübselig. . . . Nun sind wenigstens die größten Sorgen verschwunden und an manches Unverschwindliche hat man sich ein wenig gewöhnt. Du sollst endlich meinen Glückwunsch haben zu dem Einlaufen in Deinen Hafen, von wo aus Du doch wohl noch manchmal in See gehen wirst. Mich treiben Wind und Wellen mehr als mir lieb ist, und doch muß ich mir's lieb sein lassen, da die einzige Würze der Ruhe, die Arbeit, die recht mannhafte, bei der es hartes Holz zu spalten gilt, mir noch immer versagt ist. Ich war in Berlin bei dem dortigen Nerven=Drakel, Westphal, einem Jugendbekannten, der mir den besten Trost gab. Diese Erschöpfungszustände heilten sich aus durch Geduld und Brachliegen, zwei Künste, in denen ich es mein Lebtage nicht weit gebracht habe. Zum Glück hat mir meine gute Mutter einen schönen Notpfennig an Saft und Kraft mit ins Leben gegeben, und wenn ich nur ein wenig haufen lerne, da ich sonst fröhlich verschwenden durfte, komm' ich um den Bankrott wohl noch herum. Ich bin heuer doch ein anderer Gast in diesem Hause, als vergangnes Jahr, und der Doktor stellt mich meinen Neben=Amphibien als

ein Muster hin, wie man sich aus dem feuchten Handel zu ziehen habe. Auch gearbeitet hab' ich, ein wenig, mein altes Schorndorfer-Stück, das ich im vorigen Frühjahr nicht zwingen konnte, gerettet, und etwas Novellistisches zu Stande gebracht. Nun hilft mir über den langen Tag der verdeutschte Ariost meines alten Kurz, der mit den höchst kuriösen Doréschen Bildern deutsch erscheinen soll, und zur Strafe meiner Sünden bin ich genötigt — ille ego qui quondam — dem alten mutwilligen Phantasten die züchtigsten Schürzen von Feigenblättern zu verfertigen, wo er allzu munter sich zeigt, wie ihn Gott geschaffen hat. Es soll aber ein Prachtbuch werden, das in den Familien Eingang findet. Schöne provenzalische Geschichten spuken nebenher an mir vorbei und ein Lieblingsstück, das ich nun schon zweimal geschrieben habe und noch immer nicht so gut und schön, wie es werden muß. Du siehst, lieber Freund, die Großvaterschaft hat mich noch nicht in die „Aus-träger“-Stimmung gebracht und manchmal wundre ich mich selbst, daß der alte Mann noch so viel Blut hat.

Deine gute Zeitung in betreff Deines Assessors kann ich mit gleicher über meinen Forstgehilfen erwidern. Ich besuchte ihn auf der Fahrt nach Karlsbad und fand ihn auf dem Wege, ein tüchtiger Mensch zu werden. Das Stück Welt dort hätte Dir gefallen, die endlosen Wälder, zwischen denen große stille Weiher liegen, alles um ein mächtiges Berg- und Hüttenwesen gelagert, ein kleines Reich für sich. Aber Du wirst nun ohne Not keine Ausflüge in unsern fernen Süden machen, und ich — wie soll ich zu Euch gelangen, da das Reisen meinem lieben Weibe übel bekommt, ich aber ohne sie nirgend recht gedeihen will. Und doch habe ich oft lebhaftes Verlangen, Dein Haus zu sehen und auch meinem alten Geibelino einmal wieder die Hand zu drücken.

Dein Buch ist mir gleich von schöneren Händen abgenommen worden, und da ich die drei Geschichten schon kenne, gedulde ich mich wegen des Wiederlesens, bis erst wirkliches Hängemattenwetter eintritt, der Waldboden seine Nässe verdampft hat und das Heidekraut erst wieder seinen warmen Duft ausströmt. Dann werde ich besonders meinen teuren Ekenhof mit Wonne wieder durchwandern. Von mir erhältst Du erst zu Weihnachten einen neuen Band, der sehr gemischte Gesellschaft bringt. Aber ein Novellist darf nicht „kiesätig“ sein, sondern muß die Stoffe und Motive verkuspfern, wie sie ihm das Leben aufsticht.

Und jetzt hätt' ich schier kurwidrig lange mit Dir geplaudert. An Freund Petersen schreibe ich allernächstens eine Karte. Einstweilen grüße Du ihn, und vor allem Frau und Töchter, und laß uns Schönes von Dir lesen, und bleibe der Alte

Deinem ältesten

Paul Heyse.

Professor Karl Westphal (1833–90), ein Berliner Jugendbekannter Heyses, war ein bedeutender Psychiater und Neurologe.

„Der Ariost des alten Kurz“ ist die metrische Übersetzung des Orlando furioso, die Heyse überarbeitete und einleitete und mit Doréschen Bildern als Prachtwerk 1880/81 in Breslau erscheinen ließ. Die Ariost'schen Satiren in der Bildemeisterschen Übersetzung gab Heyse mit ausführlicher Einleitung in Berlin 1902 heraus.

„Kiesätig“ heißt empfindlich.

86. Hademarschen bei Hanerau, 15. Novbr. 1880.

Lieber Heyse, Dein unbeantworteter Brief an mich ist vom 16. Juni; nun kommt noch Dein neues Novellenbuch dazu! Aber bei so einem Hausbau wird der Mensch wie

ausgekeltert. Nun endlich steht's, und im Garten sind die letzten Baumpflanzungen vorgenommen; nächsten Frühling hoffentlich fröhlicher Einzug. Ein behagliches Heim wird es; oft stehe ich schon jetzt auf der kleinen Terrasse, im Winkel zwischen Veranda und Gartenzimmer und schaue in die blaue Herbstferne hinaus, mir vorphantasierend, wie ich mit den Meinen dort hausen und liebe Freunde, besonders auch aus München und Zürich — der Meister Gottfried denkt schon stark daran — bei mir einkehren werden; mitunter auch befällt's mich, und der große steinerne Lebensapparat sieht mich an, wie ein monumentaler Hohn auf das kurze Endchen Leben, das mir bestenfalls noch übrig ist. Aber Du weißt schon, ich lasse mich von solcher Stimmung nicht leicht unterkriegen; ich denke, wenn ich erst selber drin sitze, so werden diese leeren Raums-Gespenster wohl verschwinden. Leider kann ich mir's nicht verschweigen — das Altwerden soll ja ruckweis gehen —, daß ich im letzten Jahr einen solchen Ruck bekommen habe.

Von Dir hatte ich neulich durch Keller, der mir seinen „Grünen“ schickte, gute Nachricht, und durch Deine schöne und stilvolle „Bitzgräfin“, die ich dieser Tage mit wahrer Freude las, halte ich sie für bestätigt. In Hamburg las ich auch die hübsche Geschichte von der Eselin; mein alter feinsinniger 80jähriger Onkel Scherff, Ludwig Scherffs, den Du kennen lerntest, Vater, sagte, als er die Novelle gelesen, das Buch wegliegend: „Höchst rührend“! Er sagte das mit einem so feinen, andächtigen, aus voller Befriedigung kommenden Ton, daß auch Du es gewiß gern gehört hättest.

In Hamburg war ich wegen meines Sorgenkindes; er war außer Kondition und ich ließ ihn absichtlich, ohne mich (äußerlich freilich nur) um ihn zu kümmern, dort bis an den Abgrund der Not kommen; dann erst rief ich ihn nach Haus, wo er drei Wochen von Geschwistern und Verwandten

liebevolles Entgegenkommen fand, und half zustande bringen, was er in Hamburg selbst eingefädelt hatte. Er fährt jetzt als Schiffsarzt des Rotterdamer Lloyd (es bedarf dazu königlicher Bestallung) in sehr günstiger pekuniärer Stellung, in welcher er – wenn er nur einigermaßen vernünftig ist – sich in etwa drei Jahren ein genügendes Kapital zu einer neuen Festlandsexistenz hinterlegen kann. Er ist eigentlich ein Familienmensch, und die Sehnsucht nach einem solchen Leben war jetzt stark in ihm lebendig geworden. Von Rotterdam schon schickte er mir den größten Teil seines erhaltenen Vorschusses (sein Gehalt ist, außer freier Station und 30 Gulden monatlich zu Getränk, monatlich 150 fl. und für jeden Kopf Militär, welches mit nach Batavia hinüberfährt, diesmal 50 Mann, 3 fl.) zur Deckung meiner Auslagen; dann kam ein Brief von Southampton aus, worin er schrieb: „Lene (meines Bruders Tochter) meinte, ich sollte wieder einmal ein Gedicht machen; heute Nacht tat ich es; hier ist es, vielleicht findet es Beifall:

„Tropisch Regen niedertroff,
Tropfbarer Verjüngungsstoff;
Tropisch tropft der Regen nieder
Und verjüngt die Erde wieder.
Also zeitigt mein Gemüte
Frischen Lebens kräftige Blüte,
Wenn die Hoffnung warm tropft nieder
Und verjüngt das Herz mir wieder.“

„Von letzterem Artikel“, fügt er hinzu, „war in letzter Zeit verdammt wenig bei mir zu finden, meine äußere Ruhe war nur verkniffene Verzweiflung; jetzt geht es wieder.“ – Er bittet um Briefe und hat sie, nach seiner Anweisung, natürlich von allen Seiten erhalten. Von Suez kam dann wieder ein Reisebericht von 24 Oktavseiten von ihm; Mitte Februar landet das Schiff wieder in Rotterdam, und ich hoffe, er wird dann bis zur neuen Abfahrt nach Haus kommen

und die ersten Bausteine einer besseren Zukunft in blankem Silber mitbringen.

Ich hoffe, — doch weiß ich wohl, daß diese Hoffnung auf schwachen Füßen steht. Aber die Jagd des Lebens, worin man selbst das Wild ist, hält doch so lang inne, und ich kann so lange doch herzlich zu meinem Kinde wieder hindenken.

Mein alter Hense, meine Kinder sind Dir so entlegen; aber, wenn ich mich Dir nahe fühlen soll, und das möchte ich doch, so lange wir noch beide da sind — so muß ich Dir das alles aufbürden, Du hast ja auch Dein Sorgenkind, und auch den Ältesten; laß mich, wenn Du wieder schreibst, auch meinerseits ein Wort darüber hören, ob die Wendung zum Guten, von der Du zuletzt mir schriebst, Dir treu geblieben ist.

Das einzige Produkt dieses Jahres aus meiner Werkstatt lege ich Dir bei. Der Stoff leidet am Anekdotischen und hat überdies bei den wenig günstigen Verhältnissen, unter denen er bearbeitet wurde, wohl kaum die Tiefe erhalten, deren er dennoch fähig war. Unserm Petersen — er war einmal mit Wilh. Jensen hier — gefiel es, und da er stets auf heiteren Geschichten besteht, so habe ich ihm das Büchlein zugeschrieben. Vorgelesen hat es immer einen kleinen Erfolg. — Stell's also zu den Ubrigen.

Schleiden in Hamburg empfahl mir ein Buch, was Geibel ihm empfohlen hatte: „Dreizehn Linden“ v. Weber; kennst Du dies und Scheffels „Waldeinsamkeit“, und eignen sie sich zu Weihnachtsgeschenken?

Meinen Assessor anlangend, der sich recht tüchtig (z. B. als Hilfsrichter in Tondern) erweist, so schreibt er mir dieser Tage: „Ich habe mich mit einem ganz armen 17jährigen blonden Mädchen verlobt.“ Er ist also nicht aus der Art geschlagen; die Storms freien alle nur mit dem Herzen. Zu Weihnachten wird er uns sie bringen, da dann auch

unser „stillter — glücklicher Weise gesangsbegabter — Musikant“ kommt, und da die 5 Söhne und zwei Töchter im brüderlichen Hause dann auch vorhanden sein werden, und ich vier Töchter zu Hause habe, so werde ich auf ernsthafte Verteidigungsmittel gegen dieses Uebermaß von Jugend sinnen müssen. Zur Zeit schreibe ich an einer skizzenhaften kleinen Geschichte: „Der Herr Etatsrat“, die hoffentlich vor Weihnachten zu Papier kommt; es machte mich ganz glücklich, als ich vor 8 Tagen endlich wenigstens die Feder wieder ansetzen konnte.

Dein neues Novellenbuch werde ich mit der Frau v. F. beginnen, über die wir ja schon gebriefwechselt haben; die beiden letzten mir noch unbekanntem Stücke soll meine Frau mir in Stunden des Alleinseins vorlesen. Ich bewahre mir das wie eine stille Festfreude.

Laß mich doch wissen, was es mit dem von Dir geredeten alten „Schorndorfer Stück“ auf sich hat und mit dem Lieblingsstück, das Du schon zweimal geschrieben hast. Sind diese Sachen schon irgendwo gedruckt?

Und nun hab' ich für diesmal genug gesagt und gefragt. Bleib mir der Alte und sei mit Deinem Weibe und den Deinen herzlich begrüßt von Deinem

leider wirklich alten

Lh. Storm.

Keller und Storm haben sich nie persönlich kennen gelernt. Keller berichtet am 1. November an Storm über Hefses September- und Osterbesuch in Zürich.

„Die Vizgräfin“ ist die Troubadournovelle Hefses „Die Rache der Vizgräfin“.

„Die Eselin“ wird später in die fünfzehnte Novellensammlung Hefses aufgenommen.

Storm legt „Die Söhne des Senators“ dem Briefe bei.

Friedrich Wilhelm Webers (1813–94) „Dreizehnlinden“, ein katholisierendes Epos, das die Kämpfe des Christentums im alten Westfalen zum Gegenstande hat, war 1878 erschienen und erlebte bis 1896 siebenzig Auflagen. Was Heibel an der eigentlich dilettantischen Dichtung gereizt haben mag, wird die echt poetische Behandlung des Landschaftlichen gewesen sein.

Die beiden letzten Storm unbekanntes Stücke des Heyse'schen Novellenbuches (XIII. Sammlung) sind „Romulus' Enkel“ und „Die Hexe vom Korso“.

87.

Paris, 26. November 1880.

Der Himmel weiß, liebster Storm, wie viel lieber ich Dir aus der Luisenstraße 49 schriebe, als aus dem trüben Zimmer in der Passage Violet, das wir seit acht Tagen bewohnen. Draußen tost der Lärm der Rue Poissonière gedämpft herüber und das Feuer in unserm Kamin plaudert einen ganz diskreten französischen Monolog. Aber durch meinen Kopf summt und schwirrt es wie in einem Bienenkorb — NB. von lauter Drohnen, da ich, seit ich das Pariser Pflaster trete, keinen vernünftigen Gedanken gefaßt und in meine Gehirnzellen weder Honig noch Wachs eingeheimst habe. Hiermit ist nun aber der Reisezweck so glücklich erreicht, daß ich nicht murren darf. Mein Weib sah den Verfall meiner Kräfte, die sich durch die Sommerkur und 6 Wochen in der Schweiz aufs Hoffnungsvollste gehoben hatten, mit Schrecken und Sorgen und beschloß endlich, noch „etwas für mich zu tun“, eh es mit dem Winter bitterer Ernst würde. Und so packte sie ihren Koffer und nahm mich unter den Arm und pflanzte mich mitten auf den Boulevard hin, wo mir denn auch glücklich Hören und Sehen und mein schöner Alkibiades, der mich wieder auf dem Gewissen hatte, verging. Es war mir längst ein wenig schenierlich gewesen, daß ich von Paris nur einen dunklen

geographischen Begriff hatte. Einmal — vor 16 Jahren, glaub' ich — wollt' ich hin, blieb aber in Straßburg hängen, da der Wein im „Rebstöckli“ und das französische Theater mir über die Maßen zusagten. Jetzt hab' ich's nun also wirklich erreicht und bin dem Zauber nicht erlegen. Freilich fehlt es wohl am Besten, an grünen Bäumen und lauen Sternennächten. Was sonst hier zu genießen ist, imponiert (bis auf die Wunder des Louvre!) doch nur durch die ungeheuren Proportionen, die fabelhafte Fülle und Ueppigkeit, ohne das innerste Gemüt oder die heimlichsten Regionen des Geistes zu erschüttern. Wer in Rom hat leben dürfen, dem fehlt überdies der Stil in der Bevölkerung, die es über das Artige, Elegante, nüchtern Korrekte nicht viel hinausbringt. Und was die eigentliche Pariser Gesellschaft heißt, die ihren eigenen Zauber haben muß, so haben wir uns diesmal selbst davon ausgeschlossen, da wir keinen einzigen Besuch gemacht haben. Wie hätten 10 Tage sich sonst zersplittert! Und Sonntag geht's schon nach Hause.

Unsere Eläre hat schon zu Anfang des Monats sich zu ihrer Frau Schwester aufgemacht, die sich von ihrem Wochenbett noch immer nicht recht erholen kann. So waren wir Stroheltern und freizügiger als sonst. Ich habe noch kurz vor dem Aufbruch jenes schöne heitere Trauerspiel in 2ter Schrift fertig gebracht, das ich sehr liebe und hoffentlich auch liebenswürdig zu machen imstande sein werde. Hier bin ich vollends in meiner Schadenfreude bestärkt worden, daß es wieder einmal ein Stück ist, welches zu gut ist für diese Welt, die die deutschen Bretter bedeuten. Wäre es spielbar, so dächte ich nur mit Kummer an seine theatralischen Spießruten. Aber eine Tragödie „mit nackte Füß' —“! Meine armen Schorndorfer, nach denen Du Dich freundlich erkundigst, werde ich, da sie längst gedruckt sind, nun wohl auch als Lesebuch für Velduo Velnemo in die Welt schicken. Es ist ein Gewürz darin, das man an

dramatischen Gerichten nicht mehr goutirt, Humor nämlich. Das grobe Possensalz würde den Herren Konsumenten besser behagen und daher ließe ich Gefahr, daß die Schauspieler es auf eigne Rechnung und in der liebevollsten Absicht, mir aufzuhelfen, daran täten. O Liebster, mit welchem Neide sehe ich hier Komödie spielen und jede leise Nuance vom Publikum verstanden werden! Und zu denken, daß ich von Hause aus nur ans Drama gedacht habe und hernach noch Gott danken mußte, für einen leidlichen Novellisten gehalten zu werden! In diesem Genre kann man nun freilich auch das Höchste und Feinste der Kunst leisten, aber es ist doch nicht mein eigentlichstes Leben darin. Ich schreibe diese Sachen, weil sie mir eingefallen sind und ich sie reifgetragen habe, um sie endlich los zu werden. Ein Drama von mir abzulösen, erregt mir immer ein zärtliches Scheidegefühl, das ich durch wiederholtes Anzherzdrücken möglichst lang hinauszuschieben suche.

Nun finde ich also zu Hause Deine „Söhne des Senators“, die ich mit großem Vergnügen und Stil-Gourmandise kennen gelernt habe. Die eigentliche Höhe, den Umschlag, hätte ich gern noch etwas gesteigert gesehen, meinem Naturell nach; aber diese Pastellfarben vertragen schwerlich so heftige Drücker. Das Dinglein wimmelt von hübschen zarten und doch kräftigen Details. — Hoffentlich schmecken Dir auch meine übrigen 4 Provenzialinnen: besonders die Gondurainca in der Rundschau liegt mir am Herzen. Diese 5 (aber es bleibt noch unter uns) sollen Freund Petersen dediziert werden, der diesen stilum in besondere Affektion genommen hat.

Und nun so spät, womit ich hätte anfangen sollen, meinen schönsten Glückwunsch zu der neuen blonden Tochter! Mein Ältester trägt sich auch beständig mit Heiratsgedanken, da er aber erst im nächsten Herbst sein Examen als Forstgehilfe besteht, hat es damit noch gute Wege. Er hält sich

recht wacker, ist mit Leib und Seele bei seinem Beruf und in der kleinen Gesellschaft jenes entlegenen Winkels beliebt wegen seiner Gutartigkeit. Ob noch ein Mann aus ihm wird, muß ich mit Geduld abwarten. — Mein Weib grüßt, sie ist etwas strapaziert, ich selber habe einen soliden Boulevardskatarrh während der ersten Eiswindtage davongetragen, bin aber trotzdem zu manchem brauchbar, was ich in gesunden Münchener Tagen nicht unternehmen würde. Ja, ja, so ein Berliner Kind!

Leb wohl, lieber Feuerster! Habe gute Tage, freue Dich an Ruhe und Schaffen und gedenke Deines

P. H.

Tragödie „mit nackte Füß“ ist ein Wiener Volksausdruck für Stildramen aus dem Stoffkreis der Antike.

Velduo Velnemo — das liebe Publikum. Heyse läßt vel Duo und vel Nemo (eine Abwandlung seiner Madame Toulmonde aus den „Moralischen Novellen“) im Zwischenakt seiner Puppentragödie „Perseus“ (1852) als redende Personen, über das Stück raisonnierend, auftreten.

Gondurainca ist die Hauptgestalt der Troubadournovelle „Die Dichterin von Carcassone“.

88.

Hademarschen, 28. Februar 1881.

Mein lieber alter Heyse, ich erschrecke, da ich eben das Datum Deines Pariser Briefes sehe, den ich seinerzeit mit rechter Freude empfing. Erst quälte mich eine Arbeit, eine wunderliche, die Du im Westermann lesen wirst, dann war ich cum uxore ein paar Wochen auf Reisen, nach Husum und zu Ernsts Schwiegereltern; dann — die letzten Wochen, das muß ich erst vom Herzen los sein. Ich schrieb

Dir von Hans' vorteilhafter Anstellung als Schiffsarzt des Rotterdamer Lloyd, die er so glücklich gewesen, zum Teil durch meinen Einfluß, aus 40 Bewerbern zu erhalten. Während der ganzen Reise, die Anfang Oktober v. J. begann, war er mit uns, der übrigen Familie, in lebhaftem Briefwechsel geblieben; am 11. d. M. endlich kam aus dem kleinen holländischen Hafen Browershafen ein Brief voll Wiedersehensfreude, wir würden einen gesunden Sohn erhalten, er komme dieses Mal mit glücklichen Gefühlen, Geld, das er erübrigt, wolle er vorher schicken, am nächsten Donnerstag oder Freitag hoffe er bei uns zu sein, wir wollten ein paar recht frohe Wochen miteinander leben. — Und seitdem von ihm keine Spur, kein Geld, keine Nachricht. Auf eine Anfrage bei einem der Rotterdamer Reeder erhielt ich die Antwort, das Schiff (Stad Utrecht) sei am 12. d. M. dort angekommen, die gegenwärtige Adresse des Arztes Storm sei ihnen unbekannt. — Wo ist er nun, ist er nur beurlaubt, ist er entlassen und, nachdem der Rausch vorüber, ein Bettler? — So lebe ich nun, so gehen wir dem Frühlingseinzug in unser neues Haus entgegen, den wir uns doch recht heiter vorgestellt. Wenn irgendwoher ein Brief kommt, der nur seinen Namen nennt, erschrecken wir. O welch ein schönes Licht war doch die Hoffnung in den wenigen vorhergehenden Monaten! Und so, liebster Freund, habe ich jetzt schon fast zehn Jahre gelebt, immer die kurze Galgenfrist zu einem Aufatmen benutzend. Das Nagendste ist das Erbarmen mit dem armen Jungen selbst. Kann er dafür, daß einem solchen Quantum wahnsinniger Begierde in ihm ein solches Minimum von Kraft entgegensteht? Man darf das freilich nur im Stillen sagen.

„Bald schon liegt die Jugend weit;
Komm zurück, o noch ist's Zeit!
Seitab wartend steht das Glück;
Noch ist's Zeit, o komm zurück!“

Das schrieb ich ihm in meinem letzten Briefe; ob er ihn, bevor der Taumel ihn ergriffen, noch gelesen, weiß ich nicht.

Und nun nichts mehr davon; nur wissen mußtest Du es doch. Sonst steht es gut in meiner großen Familie, wenn auch eben kein besondres Glück zu verzeichnen ist.

Ernst, der schon mehrmals Amtsrichter hätte werden können, will Rechtsanwalt und Notar werden, aber die offenen Notariatsplätze wollten ihm noch nicht zusagen; er hat, nachdem es in Tondern vorüber, zunächst wieder eine Hilfsrichterschaft beim Lüneburger Landgericht angetreten. – Ich will erst einmal nach meinem Hause gehen, bevor ich weiter schreibe.

1. März. Es war kein Arbeiter dort, als ich gestern in meinen Bau trat; es ist auch so weit, daß fast nur noch die Marmorfliesen auf dem Flur gelegt und in den Stuben die Tapeten angebracht werden sollen; ich ging in den schon ein behagliches Aussehen gewinnenden leeren Räumen umher; es ist alles in diesem Hause so unbeschreiblich hell und freundlich; oben aus meinem Zimmer nach Ost und Nord die weite Schau ins Land hinein; mich faßte eine bittere Sehnsucht nach etwas ruhigem Sonnenschein noch in dem eignen Leben. – Wie sehr ich die gute Wendung, deren Du Dich an Deinem Sohn erfreust, mitfühle, wirst Du ermessen können. Möge es, wenn auch in bescheidenster Weise, sich so entwickeln; denn unser Leben liegt doch in der Hand unserer Kinder.

Deine dramatischen Schmerzen, und wie sie in Paris neu aufgewühlt sind, begreife ich sehr; wenn ich daran denke, daß z. B. Lindaus „Johannistrieb“ in Berlin mit Erfolg auf der Bühne lebt, so ekelt mich die ganze Wirtschaft an. Ich selbst habe mich recht mit Deinen Sachen beschäftigt. Deine „Frau v. F.“ habe ich wieder, und diesmal mit uneingeschränkter Freude an dem trefflichen und überzeu-

genden Werke, gelesen; dann „Die Hexe vom Corso“, das strömt ja nur wieder so, freilich ein Bodensatz bleibt bei der Heldin, so klug Du auch das praevenire gespielt hast. — —

Der Brief ist nicht vollständig. Der Brieffschluß enthält u. a. Ausfertungen einer Freundin des Stormschen Hauses über „Elfride“ Die „wunderliche Arbeit“ Storms ist „Der Herr Etatsrat“.

89.

München, 10. März 1881.

Vor allem, liebster Storm, wünschte ich zu wissen, ob Ihr inzwischen aus der kläglichen Ungewißheit über das Schicksal des Sorgensohnes erlöst seid. Du tust mir wohl die Liebe an, nur auf eine Postkarte zu schreiben, was seit Deinem Brief an Dich gelangt ist. Ich denke über dies Unglück genau wie Du, weiß aber nicht, ob der Stachel des Kammers geschärft oder abgestumpft wird durch die Erkenntnis, einer Naturmacht gegenüberzustehen. Ich selbst bin kaum zufriedener und ergebener, seit ich die Ohnmacht alles guten Willens in meinem eignen Falle habe anerkennen müssen. Im Augenblick bin ich außer Sorge. Aber selbst wenn es so bliebe, wäre es eben doch nur notdürftig, und meine eignen herzlichen Bedürfnisse gehen ganz leer dabei aus. An der Lebhaftigkeit Deines Herzeleids kannst Du ermessen, daß Du doch etwas besitzt; was ich von mir nicht sagen kann.

An meinen Mädeln kommt mir's wieder herein, was ich an den Söhnen, den toten und dem lebenden, eingebüßt. Meine landwirthliche Tochter, die von Mann und Freunden und der ganzen Familie wie ein Schmuckstück im Sammet-Etui aufbewahrt wird, läßt ihre warmen Strahlen bis in die alte Heimat herüberleuchten. (Im August soll da wieder getauft werden.) Unsere lange Cläre hat den Mün-

chener Karneval glücklich überstanden, ohne daß ihre runden Wangen verfallen und verblaßt wären. Meine liebste Frau trägt alte Leiden mit heiterem Mut und stützt noch ihre Schultern unter, wenn die meinigen mir alle Spannkraft zu lähmen drohen. Ich habe diese letzten Monate sehr pauvre von der Hand in den Mund gearbeitet, allerdings noch eine letzte (die sechste) Provençalin auf die Beine gebracht, sonst aber meine Unzulänglichkeit bitter empfunden, sobald ich meine schönen Eisen im Feuer betrachtete, die zu schmieden mir der lange Atem versagt. Ich habe so ein schönes Don-Juan-Stück schon in zweiter Schrift liegen, das nur 4 resolute Wochen forderte, um sich sehen lassen zu können. Signor, wo? Dann einen Roman, der notwendig geschrieben werden muß, wenn die Kinder der Welt nicht ein sehr fragwürdiges Fragment bleiben sollen. Dazu aber brauchte ich 3—4 gesunde Monate, die ich sobald wohl nicht erschwinge. Mein Arzt spricht von Seebädern. Ich würde nur darein willigen, um endlich Dich in Deiner Heimat zu begrüßen und unsern alten Emanuel wiederzusehen; sonst hab' ich wenig Vertrauen zu aller „Stärkung“, die durch die Haut eindringen soll. Von innen heraus, durch leises Wirken der alten Jugendkraft, die nur eingeschüchtert worden ist durch das jahrelange Klappern der Maschine im Oberstübchen, kann ich vielleicht noch einmal wiedergeboren werden.

Jener geneigten i. e. abgeneigten Hörerin der Elfride magst Du gelegentlich sagen, daß freilich die Eitelkeit die treibende Kraft in diesem Trauerspiele ist, aber eben als Kraft, Naturkraft, und insofern berechtigt bis zu einem gewissen Grade, nicht als Schwäche in der kleinlichen Form, wie sie gewöhnlich erscheint. Tragisch ist mir hier die Unfähigkeit, auf ein Naturrecht zu verzichten zugunsten irgend einer sittlichen Pflicht, und die Ausrufung: „Ich kann nicht lügen, das war ja meine Schuld“ ist in demselben

Sinne zu deuten, daß eben das Naturell mit ihr durchgegangen ist. Daß mir zu einem kompletten Weibe auch die Freude an ihrer sinnlichen Macht, ihrer Schönheit und Jugendfülle gehört, wird freilich von unsern konventionell abgerichteten Damen vielfach bestritten werden. Ich habe aber gefunden, daß unsre süddeutschen Frauen, die weit fester im Naturboden wurzeln, den tragischen Konflikt durchaus verstanden und gar nicht den Stab zu brechen geneigt waren, wie über eine Sünderin, deren Vergehen ihnen ewig fremd geblieben wäre. Hiervon wäre noch viel zu sagen. Aber ich darf nicht lange Briefe schreiben. Lebewohl, lieber Teurer! Grüße Dein ganzes Haus.

Von Herzen Dein alter

Paul Hense.

Die letzte (VI.) Provençalin ist „Ehre über alles“, die als fünfte der Buchausgabe der Troubadournovellen (1882) eingeordnet wird.

90.

Hademarschen, 15. März 1881.

Wir wissen nichts, lieber Hense, als daß er am 28. v. Mts. in Queens Hotel in Rotterdam gewesen und dort die Absicht kundgegeben hat, zu seinem Würzburger Studiengenossen Dr. G. zu Gefrees in Bayern zu reisen, nachdem bereits am 24. v. Mts. das Schiff den Platz verlassen hatte. Von G. kam während der Fahrt ein Brief an ihn unter meiner Adresse, den ich brach und Hans mit unseren Briefen sandte. G. schrieb ihm, daß es ihm wohlgehe und er die Seinigen, denen er soviel Kummer gemacht (die beiden hatten die unglaublichsten Wucherwechsel unterschrieben), zu Weihnachten zu besuchen gedenke; er fügte hinzu, daß Schiffsarzt doch für einen gebildeten

Mann eigentlich nichts sei, und deutete an, daß sich dort wohl ein Platz für ihn finden könne.

Ich will nun nicht nach Gefrees schreiben; was nützt es? Ich kann einen mehr als 30 jährigen Mann nicht am Gängelband führen. Ich sehe, daß die Stunde nahe ist, wo ich ihn, der sich so leicht ernähren könnte, unterhalten muß, was ja, solange mein alter mürber Kopf noch etwas hergibt, auch wohl geschehen kann, wenn ich auch deshalb hingeben muß, was ich für meine etwa unversorgt bleibenden Töchter noch hinterlegen möchte. Ich warte also ab, bis er sich selbst meldet oder gemeldet oder gebracht wird, und sehe mich jetzt indessen nach einem Asyl oder Platz um, wo ein so Unglücklicher etwa untergebracht werden kann; denn da ich genügend erkannt habe, daß er keine Stellung behaupten kann, so werde ich ihm keine Hilfe außer dieser bieten; unter Kuratel müßte er dann auch gestellt werden.

Einer Naturmacht stehe ich gewiß gegenüber, schon da er noch ein Knabe war, stand ich einmal — es war bei einem Besuch im elterlichen Hause — des Nachts in Angst und Tränen vor seinem Bett, betrachtete meinen hübschen schlafenden Knaben und fragte mich, ob ein keimender Wahnsinn in ihm sei. Seine Sonderbarkeiten waren am Tage zuvor recht schroff hervorgetreten. Und jetzt, wie oft habe ich den Anschuldigungen anderer entgegengehalten, was mich damals vor Angst mitten in der Nacht aus dem Bette trieb. Aber das schwächt nicht den Schmerz; denn das Erbarmen greift ja desto tiefer.

Zu diesem ist noch ein Andres hinzugekommen. Unsere Lucie (20 Jahre alt) hat ihre drei Jahre bestandene Verlobung aufgehoben; es ist dies friedlich und in gegenseitiger Trauer bei Gelegenheit eines Besuches in Hamburg, wo ihr Bräutigam in einer Apotheke — ich schrieb Dir, er wäre Pharmazeut — eine Stellung hatte, geschehen. Die Verlobung war wohl in so großer Jugend etwas unbedacht

geschehen; wie Lucie sich jetzt entwickelt, stellt sich ein geistiges Mißverhältnis zu ihren Ungunsten heraus; was ich eigentlich von vornherein gefühlt habe. Aber der Mann ist sonst so trefflich, tüchtig, warmherzig und feinsinnig und treu und hat so energisch in allen Familiennöten mit Hans teilgenommen und eingegriffen, daß mir das alles ersetzte. Eine Beunruhigung war mir, daß er, obgleich ein Bremenser, katholisch war. Und dies ist in der letzteren Zeit, wo ihn die Aussichtslosigkeit auf eine sichere Zukunft gequält hat, die er mit den ernstlichsten Bemühungen nicht zu beseitigen vermocht hat, als eine immer zunehmende katholische Kirchlichkeit hervorgetreten, so daß ich freilich einer Ehe mit meiner Tochter, die in einem Hause aufgewachsen, wo freies selbstverantwortliches Denken als selbstverständliche Lebensbedingung gilt, nur mit großer Sorge entgegensehen konnte. Wäre das innere Band von ihrer Seite stärker und seine geistige Region, obwohl er durchaus kein untergeordneter Mensch ist, nur um etwas höher — — — — aber so kann ich nicht umhin, es als richtig anzuerkennen, wie es jetzt gekommen. Schwer genug ist's dennoch; denn er ist mir wie ein eigener Sohn geworden.

Und nun wird's doch wohl nächstens Frühling, und in meinem heitern sonnigen Hause, wo ich weit ins blaue Land hinauschaue, wird mir dies alles ja wohl etwas leichter werden. Wie freut es mich, daß Dir in Deiner jungen Gutsbesitzerin ein solcher Sonnenschein gekommen ist! Es ist doch die Älteste, von der Du mir bei meinem damaligen Besuche sagtest: „Oh, ein goldnes Herz!“? Und dann noch das andre frische Kind dabei! Seien wir zufrieden; es ist ja nun einmal nicht leicht zu leben. Aber dafür laß uns doch nach Kräften sorgen, daß wir uns hier noch einmal persönlich sehen. Geh Du getrost nach Splt, was ja wohl wenige ohne Befriedigung verlassen haben; und schreib mir sogleich, sobald nur der Plan feststeht; denn obwohl hier

treffliches Nachtquartier in dem altpatriarchalischen Gasthause unserer lieben alten Mutter Thieffen — ihre jüngste Tochter ist die Frau von meiner Frauen Bruder — zu haben ist, so möcht ich Euch doch auch nachts am liebsten unter meinem Dache haben, und den vielen dies Jahr zur Inspektion kommenden guten und gesippten Freunden ein „Besetzt“ entgegenhalten können. Nur im Fall meine junge Pastorin mit ihren beiden Stiefkinderlein (meine Älteste, Lisbeth) da wäre, müßtet Ihr nachts zur guten Mutter Thieffen. Ich denke, einige Tage Vorkur in unserer freundlichen Gegend, in dem großen schattigen Gutsparck, der in seiner Mitte übrigens auch einen stillen Kirchhof birgt, würden Euch beide schon erfrischen; das gastfreie brüderliche Haus mit der netten Tante Rife und meinen beiden prächtigen Nichten ist auch nicht zu verachten. Zu Geibel, wenn er nicht kommen kann, ginge ich dann vielleicht mit nach Lübeck. Bedenk Dir's ernstlich; es wäre doch für uns beide wohl eine Lebensfreude.

Mit „Elfride“ will ich Dich nicht quälen; nur daß die kleine puppenhafte Frau Hel' Mary durchaus keine abgeneigte Zuhörerin war; im Gegenteil. Die sinnliche Freude über eigne Schönheit, am wenigsten in dem großen Naturzuge, den Du verlangst, hat sie freilich nie empfinden können; denn sie ist unschön.

Und Du klagst über Mangel an Arbeitskraft? Die 6. Provenzalin wird geschrieben, die Weiber von Schorn-dorf sind im Druck, ein „Don Juan“ liegt in 2. Schrift; verlangst Du nicht zuviel von Deinen Nerven? Ich weiß nicht, ob ich Dir schon sagte, daß ich mit Deinem Brief an Hans Speckter in punkto Chamisso durchaus übereinstimme. Der gute Hans war ganz in Brand für diese Angelegenheit. Augenblicklich ist meine Lucie im Speckterschen Hause, wo meine treffliche Mutter und dito Schwester ihr in ihren Herzensnöten Beistand leisten. Es sind selten

treffliche, feinsinnige und herzenswarme Menschen und mir innig seit lange befreundet; dazu kommt noch der ganz dazu gehörige Onkel Dr. Schleiden, Weibels alter Freund, mit seiner dito Frau, einer Schwester von Speckters Vater.

So, liebster Freund, da hätte ich Dir denn wieder einmal genug geschrieben. Tue nur dazu, daß Ihr kommt; und grüß mir *dimidiam animae tuae!*

Dein

Th. Storm.

Bitte nicht wieder Schriftsteller auf die Adresse, sonstbürden die Bauern mir sämtliche Kommunallasten auf; lieber „Herr Rat“, so kennen sie mich.

Rieke Jensen ist die Schwester der Frau Do und Gattin von Storms Bruder Johannes. Frau Hel' Mary, die — in dem fehlenden Stück des vorhergehenden Stormbriefes — an Elfride etwas ausgesetzt hatte, ist Frau Hellen Mannhardt, eine Stockengländerin, die in Hanerau lebte.

Hans Speckter hatte am 23. Januar 1881 an Heyse geschrieben, man solle ein Denkmalskomité für Adalbert v. Chamisso begründen. Was er in diesem Briefe über den Dichter sagt, ist — obwohl er von Heyse eine liebenswürdige Ablehnung erfuhr — so schön, daß es hier, auch als Illustrierung von Storms politischer Haltung, Platz finden mag: „Aber es ist noch etwas anderes, als nur sein königliches Außere, was mich so für diesen Gedanken begeistert: die politische und die soziale Stellung des Mannes. Dem geborenen Franzosen, dem Typus — dem Schutzpatron möchte ich sagen — einer endlichen Versöhnung der beiden feindlichen Völker, in unserer Reichshauptstadt ein Denkmal errichten und dadurch der Nation die Berechtigung einer freieren . . . Weltanschauung ins Gedächtnis zu rufen . . . das reizt mich, und fast noch höher und sympathischer ist mir seine soziale Mittelstellung über den Parteien, die Verschmelzung aristokratischen Sinnes mit demokratischen, wohl auch republikanischen Gedanken . . . ganz schlicht und einfach gerecht.“

91. Hademarschen-Hanerau, 15. Juni 1881.

Mein alter lieber Paul!

Ich hätte Dir längst schreiben sollen und danken für die „Schorndorfer Damen“; aber — — — in dem vielfachen Trubel — ich wollte sie in der Familie vorlesen — sind wir noch nicht über den ersten Akt hinausgekommen. Und ich will für Dich gern eine gesammelte Stunde und gesammelte Zuhörer. Ich hab's also noch zugute. Nun erfahre ich aber durch Petersen, daß Du zu uns kommen willst, wirklich und in Person. Welch eine große Freude das für mich ist, Du weißt es wohl. Damit aber garnichts daran zu scheitern gehe, möchte ich Dich herzlich bitten, mir baldmöglichst zu schreiben, wann wir Dich erwarten können, damit wir die Sache möglichst arrangieren. Besuche weiblicher Freunde und Verwandten stören ja nicht, aber eine besuchende Mannsperson wäre womöglich zu vermeiden, und die wird voraussichtlich in der Person von meines Ernst Schwiegervater vom 5. bis etwa 14. Juli hier sein. Einen Besuch, den ich meinen pastorlichen Kindern abstaten will, werde ich nach der Zeit Deines Besuches ordnen. Aber, Du legst Dich hübsch ruhig eine zeitlang bei mir vor Anker. Du und Deine Frau, wenn sie Dich begleiten sollte. Es ist wirklich anmutig hier, und mein Haus angenehm und geräumlich; und das Kräutlein „Willkommen“ wächst blühend auf der Schwelle, wenn Ihr kommt.

Augenblicklich habe ich meine Pastorin mit ihren zwei kleinen Stiefkindern hier, was sehr behaglich ist; denn sie ist eine glückliche Frau. Mein Jurist, Ernst, hat die Rechtsanwaltskarriere zunächst vertagt und erst einen Amtsrichterposten in Nordschleswig angenommen. Ich war kurz vor Pfingsten 8 Tage mit den zwei nächstjüngsten Töchtern in Hamburg — im ersten Frühlings schmuck dürfte es die

meisten großen Städte ausstechen – , wo ich mit und zum Teil durch Speckters einen ziemlich großen und liebenswürdigen Bekanntenkreis habe, und besuchte dann von dort aus Ernst in Lüneburg, wo er derzeit noch Hilfsrichter am Landgericht war. Willst Du das norddeutsche Mittelalter studieren, in Häusern, ja fast ganzen Straßen, Kirchen, Kloster, Rathaus, alten Stiften, so mußt Du neben Lübeck dorthin. Ich war völlig überrascht und gehe jedenfalls zu solchem Zweck noch einmal wieder hin.

Mein Sorgensohn Hans ist seit etwa 10 Wochen Arzt in Frammersbach bei Lohr in Bayern. Quod deus bene vertat! Bis jetzt hat er prompt alle 14 Tage an seine Stiefmutter geschrieben, die dann ebenso antwortet. Wenn wir zum Morgentee hinunter kommen, liegt sein Brief, bis jetzt nett, ausführlich, Zufriedenheit bekundend, auf dem Tisch. Aber, ich wag' s noch nicht zu hoffen, daß er mir wiedergewonnen werde.

Dabei fällt mir ein, Du hast es natürlich herausgefunden, daß meine Novelle „Carsten Curator“ (so gut wie „Der stille Musikant“ und „viola tricolor“) auf einem inneren Befreiungsakt beruhen. Ich möchte es Dir aber ausdrücklich sagen, daß Hans in so unehrenhafte Dinge, wie der Sohn des Carsten Curator, nie hineingeraten ist. Das unnötige Hineinbringen dieser Häßlichkeit ist ja überhaupt ein Fehler dieser sonst guten Arbeit, bei der ich sonst nicht sagen möchte „Transeat cum ceteris“! Daß die Verlobung meiner Lucie sich dieses Frühjahr gelöst, schrieb ich Dir wohl noch nicht Nun wünscht sie eine Stellung außer dem Hause (vier erwachsene Töchter – die jüngste ist 13 Jahr – sind ja auch zuviel); sie wird im August 21 Jahre. Weißt Du eine? Als Gesellschafterin würde sie schon passen; sie ist keine, die eben viel gelernt, aber lebhaft, nicht ungeschickt, könnte wohl auch kleinere Kinder bei ihren Arbeiten beaufsichtigen und kleinere häusliche Arbeiten

verrichten. Eine Hauptsache ist mir eine Stellung, wo sie mit in der Geselligkeit ist, ein Haus, wie wir es für unsre Töchter wünschen, das auch selbst der Geselligkeit nicht verschlossen wäre. Die Kinder lieben sie sehr. Im übrigen wirst Du sie ja selbst bald sehen; sie hat, wie Du von Deiner Tochter sagtest, ein goldnes Herz.

Soviel für heute. Schreib mir, bitte, recht bald. Meine Frau läßt Dich und unbekannter Weise die Deine freundlichst und auf baldige persönliche Bekanntschaft grüßen.

Dein

Th. Storm.

92.

München, 16. Juni 1881.

Ich komme, lieber Freund, so viel steht fest, und zwar um den 8., 9., 10. August, und leider allein, und leider nur auf einen Tag. Ich habe Stille, Menschenferien, Seeluft nötig und werde mich in das verschollenste aller Ostseebäder flüchten, dort 4 Wochen an meiner hoffentlich fröhlichen Urständ zu arbeiten. Sollte mein Termin sich ändern, so erfährst Du's so bald als möglich. Wie freue ich mich, endlich über Deine Schwelle zu treten und all die Deinen von Angesicht kennen zu lernen. Ich reise über Bremen und Hamburg, wo ich kurze Stationen mache. Wie ich dann zu Dir gelange, wird ja wohl jedes Kursbuch anzeigen. Grüße einstweilen Dein ganzes Haus und sei von meinem Frauenzimmer aufs Herzlichste begrüßt.

Semper idem Tuissimus P. H.

93.

Hademarschen, Juli 1881.

Die Bestätigung Deines Kommens, lieber Freund, ist freilich eine gute Botschaft; aber ich meine, einige ruhige

Tage bei uns würden eine gute Vorbereitung für Deinen Badeaufenthalt sein; Du wirst es bei uns im Hause und in der Familie körperlich und geistig bequemer finden, als Du es Dir vielleicht vorstellst. Stelle es wenigstens Dir nicht als unumstößlich hin, daß Du sogleich weiter willst. Das Bedürfnis des längeren Alleinseins an jedem Tage teile ich mit Dir und bin darin inbezug auf meine Gäste ein wirklich wohlzogener Mensch. Wenn Du denn aber auf Deinen Kopf bestehst, so mußt Du mir wenigstens soviel zuliebe tun, daß Du nicht heute kommst und morgen wieder gehst; soviel mußt Du für mich — vielleicht das einzige Mal im Leben noch — übrig haben, daß Du also mit dem um 1 Uhr mittag zirka von Hamburg abgehenden Zuge (bei dem ersten müßtest Du schon um 4 Uhr oder 4¹/₂ Uhr aus dem Bett) — nachmittag 6 Uhr hier anlangst und dann nach wenigstens der zweiten Nacht am Mittag (1¹/₂ 6 Uhr morgens geht auch ein Zug) Deine Reise (nach Schleswig?) fortsetzest. Von Neumünster auf hier sind 1¹/₂ Stunden. Nicht wahr, das willst Du mir versprechen?

Anbei ein Vorwort zu 2 weiteren Doppelbänden meiner Gesamtausgabe, durch ein Referat aus einem Vorworte des Herrn G. Ebers veranlaßt. Du wirst die Spur unseres brieflichen Austausches darin finden. Hast Du noch etwas daran zu bemerken, so bitte ich, schreib's mir gleich; eine Woche kann ich die Korrektur wohl stehen lassen.

Deine Schorndorfer habe ich neulich zur Erbauung meines Familienpublikums von neuem begonnen und, wozu die muntere und lebendige Darstellung hilft, auch gleich zu Ende gelesen. Sind Sie aufgeführt? Ich wäre sehr begierig auf das Resultat; Du hast viel Kunst aufgewandt, insbesondere in der Gegenüberstellung der beiden alten Künkle's, um die bedenkliche Stellung der Männer mit dem entsprechenden Schlagschatten zu versehen; aber ist

sie überhaupt hinweg zu dichten und wird man hiebei und bei der Bewaffnung und dem detailliert dargestellten Soldatenspiel der Frauen mit ernstlichem Daranglauben zuschauen können? Ich bekenne, darüber kein Urteil zu haben. Schließlich wird es auf die praktische Entscheidung ankommen.

Vergiß nicht, daß Du in Hamburg Billet nach Hanerau (so heißt die Station hier, obgleich sie in Hademarschen liegt) nehmen mußt. Wenn Du in Hamburg auf dem Bahnhof ankommst, wirst Du wohl tun, um der übrigens unerheblichen und höflichen Zollvisitation zu entgehen, Deinen Koffer nach der Bahnstation (etwa „Kloster“) expedieren zu lassen, von der Du in Hamburg abfahren willst. Das Dir dort Nötige kannst Du ja vorher herausnehmen.

Also auf ein gutes Wiedersehen: doch schreibst Du wohl jedenfalls vorher noch ein paar Worte.

Mit Gruß von den Meinigen an Dich und die Deinen

Dein

Th. Storm.

Das hier erwähnte Vorwort ist auf Anraten Henses nicht gedruckt worden. Storms heftiger Zorn gegen den Agyptologen und Roman-
schriftsteller Georg Ebers (1837–98) war auf eine apokryphe Zeitschriftennotiz begründet, nach der Ebers gesagt haben soll, er habe seine Novelle „Eine Frage“ als eine Erholung von ernsterer dichterischer Arbeit betrachtet. Darin sah Storm eine Herabsetzung der novellistischen Gattung, die er als ebenbürtige Schwester der Tragödie gewürdigt wissen will. Er nähert sich in seinen Äußerungen erheblich der Theorie Henses. Ein Exemplar dieser kassierten Vorrede befindet sich im Nachlasse Erich Schmidts. (Vergleiche die Anmerkung Albert Kösters zum Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. S. 249 ff.)

„Die Weiber von Schorndorf“ wurden am 25. November 1881 in Henses Anwesenheit — auch an den Proben hat er teilgenommen — im Karlsruher Hoftheater uraufgeführt.

94.

1. August 1881.

Lieber Hense! Nur noch ein Gruß, eh Du selbst kommst. Das Vorwort ließ ich fort; der Grund, daß ich es Dir sandte, war eben mein Zweifel, ob es nicht vornehmer sei etc. Es war so im ersten Zorn geschrieben. Die Sachen reden freilich am besten durch sich selbst, wenn es für uns persönlich auch nützlich sein mag, die Sache einmal zur Diskussion zu stellen. Erich Schmidt war — ich sandte es auch ihm — sehr erfreut darüber. Aber mag er doch selbst einmal Gelegenheit nehmen. Also das wäre abgemacht. — Deine Antwort lezthin habe ich doch recht verstanden, daß Du mir einen vollen Tag, d. h. zwei Nächte, gönnst; sonst kommt man ja nicht zur Behaglichkeit mitsammen. Ubrigens haben wir hier Post und Telegraphenstation und Du kannst von hier aus also immer noch näher disponieren. — Willst Du für Hamburg einen Führer, der schon als Erbe seines Vaters seine Vaterstadt durch und durch kennt, der überdies in den besten geistigen und künstlerischen Kreisen dort mitten drin steht, überdies einer von meinen drei jungen Getreuen ist, so mache Hans Speckter (Strohhaus 80 IV. Trp.) die Freude, ihn Dir zu bestellen, wenn Du nicht zu dieser mir wie Blutsverwandte lieben Familie (der Onkel Dr. Schleiden, eine Perle von einem Menschen, ist Geibels alter Freund) gehen magst.

Im übrigen noch einmal: hier bei uns winkt Dir Ruhe und stille anmutige Natur. Ich freue mich sehr auf Dich.

Dein

Lh. Storm.

95.

Haffkrug, Station Gletschendorf,
5. August 1881.

Noch 14 Tage, bis wir uns wiedersehen, lieber Freund. Ich bin gestern hier angekommen, ganz zersprochen und abgemüdet von allen Freundschaftsstrapazen, da ich in Leipzig, Zschölkau, Bremen und Hamburg mich aufhalten mußte. Nun will ich erst Genesung buchstabieren, ehe ich über Schleswig und Hademarschen wandere. Da ich unterwegs zum zweiten Mal Großvater geworden bin, darf ich mir wohl eine kleine Wöchner-Ruhe gönnen. Hier bin ich in erwünschtester Einsamkeit und hoffe mich allmählich herauszulücken. Auch an Geibel bin ich vorbeigefahren; ich fühlte mich nicht stark genug, dem alten Donnerer Widerstand zu leisten. Wenn ich dann zu Euch komme, bin ich hoffentlich etwas menschenmöglicher als jetzt. Und so leb wohl und grüße Dein ganzes Haus.

Treulichst Dein alter

Paul Hense.

96.

Hadem. Sonntag Morgen. — Das war freilich eine Ueberraschung, Dich schon so im Lande zu wissen. Erhole Dich denn erst und setze das bei uns fort; unser Haus ist seiner Lage nach so recht zum Atemholen; und mein hoch über der Welt mit weiter Schau nach Ost und Nord belegnes Zimmer soll Dir als unantastbarer Rückzugsort eingeräumt werden; es ist überdies leicht in entsprechender Kühle zu halten. Solltest Du bei Deiner Ankunft hier noch nicht ganz menschenmöglich sein, so hast Du hier Gelegenheit, es zu werden; das ist jetzt schon an andern Freunden gründlich ausprobiert. Und somit — wie der Eichsfelder sagt — „mach's gut“. Auf baldig Wiedersehn!

Dein

Th. Storm.

97. Hademarschen-Hanerau, 29. August 1881.

Wenigstens einen Gruß muß ich Dir auf Deine Insel senden, Du könntest sonst glauben, daß wir es aufgegeben hätten, täglich nach Dir oder doch wenigstens nach einer Anmeldung von Dir auszuschaun. Leider hast Du es ja möglichst schlecht getroffen in unserm Schleswig-Holstein und könntest leicht vom Wiederkommen absehen; um so mehr verlangt mich, Dich jetzt ein paar Tage wenigstens hier zu haben, und es wäre vielleicht gut, wenn Du bei diesem Wetter recht bald kämest; wir haben hier nämlich in Gegend und Garten den jetzt erheblichen Vorteil, jede Stunde Sonnenscheins im Freien benutzen zu können, da der Regen nur die Frische in Laub und Luft zurückläßt, der Boden aber sofort wieder trocken wird. Aber komm bald, Du kannst bei uns wirklich atmen und ruhen.

Solltest Du auf Sylt mit Dr. Ferdinand Tönnies zusammengetroffen sein, so würde das mich freuen; er ist einer von meinen drei jungen, mir herzlich ergebenen und lieben Freunden (außer ihm: Hans Speckter und Erich Schmidt); durch ein Kopfleiden ist dieser außerordentlich bedeutende Mensch gezwungen, wie er selbst sagt, nur dilettantisch zu arbeiten; ich fürchte gar noch Schlimmeres für ihn; durch einen ihm angetanen rohen Zwang, bei seinem gleichwohl bald beendeten Militärdienst, ist diese Schwäche zum äußersten gebracht. Grüß ihn bestens, wenn meine Annahme richtig.

Von Keller hatte ich dieser Tage einen langen Brief, er wußte nicht, wohin er Dir schreiben sollte. Er lebt, wie er sagt, in einer Leidenszeit, denn er korrigiert sein „Sinn-
gedicht“, jagt auf die Abstrakta heit, keit und ung und findet, es zum drittenmale durchgehend, noch immer ganze Nester von Schulfehlern etc.; er klagt, daß er nie einen Menschen hatte, dem er laut vorlesen konnte oder mochte. Und diese Klage verstehe ich; sein altes Geschwister mag

wohl kaum an Jean Pauls alte Wirtsfrau reichen. Er gehe mit einem einbändigen Roman um, worin solche Geschichten wie die mit den 3 lumpichten Baronen nicht vorkommen sollten, in anderer Beziehung aber so starker Toback geraucht werde, daß man jene kleinen (!) Späßchen vielleicht zurückwünschen werde.

Von Petersen hatte ich einen getreuen Bericht über Deinen dortigen Besuch und über seine Freude wegen der Dedikation; Du siehst, daß ich gut dicht gehalten.

Also! — Die Meinen lassen grüßen. Ich denke auch der Deinen; schreib nur Deiner Frau, daß Du hier sachgemäß gehalten werden sollest und daß es nicht mein Fehler sei, Andre nach meiner Art glücklich machen zu wollen, und daß, wenn davon ein Uderchen in meiner Frau schlage, ich das trefflich zu unterbinden wisse.

Der Deine

Th. Storm.

Eben, auch mit Deinem Namen darunter, Einladung zum Schriftstellertag, aber ich gehe ins Heiligenhafener Pfarrhaus, zu meiner Lisbeth.

Ferdinand Tönnies (geboren 1855) Dozent für Sozialwissenschaften an der Universität Kiel, bringt Hefse unter anderem die Werke Friedrich Nietzsches näher, ist dann mit ihm in Husum — dort hatte er das Gymnasium besucht — zusammen und korrespondiert später mit ihm. Ubrigens hat Storm, der ihn neben dem Jugendfreunde Theodor Mommsen für den bedeutendsten jungen Mann hält, den er in seinem Leben gefunden hat, ihn auch zu Gottfried Keller in Beziehung gebracht.

Jean Pauls alte Wirtsfrau heißt Frau Dorothea Rollwenzel geborene Beyerlein. Sie lebte nach ihrer Trennung von einem

verschwenderischen Metzger in Bayreuth, heiratete den Gastwirt Kollwenzel, und in ihrer Wirtschaft am Fuße der Eremitage war Jean Paul ihr täglicher Gast. Sie war sehr witzig, und er nannte sie die geschickteste Frau von Bayreuth. Gottfried Kellers rauhbetniges Geschwister Regula war wohl kaum mit ihr zu vergleichen.

Storm berichtet aus Kellers Brief vom 12.—16. August.

Die Geschichte „mit den 3 lumpichten Baronen“ ist die „arme Baronin“ aus Kellers „Sinngedicht“, über deren derbe Späße Storm sich nicht beruhigen kann.

Der 3. deutsche Schriftstellertag, zu dem auch Hefse einlud, fand am 18.—24. September 1881 in Wien statt, die vorhergegangenen waren in Dresden und in Weimar.

98. Westerland auf Sylt, 1. Septbr. 1881.

Schönsten Dank, lieber Freund, für Deinen Brief, den ich auch ohne Deine heutige Karte pünktlich beantwortet hätte, und zwar so, daß ich vor Mitte September hier nicht aufbrechen werde, trotz Nebelluft und Landregen. Ich muß der Zeit Zeit lassen, wenn sie Rosen bringen soll. Einstweilen spür' ich nur noch die Dornen. Doch lebe ich hier gemächlich und nahrhaft, sehne mich nur nach einer trocknen Stelle auf den Dünen, um dort stundenlang auf dem Rücken liegend Meer und Himmel anzustarren. Deinen Tönnies habe ich auch schon gesprochen und Gefallen an ihm gefunden. Nun will ich mich etwas näher mit ihm befreunden. Meine Frau kehrt am 6. nach München in das öde Haus zurück. Cassel, wo am 24. Elfride in Szene gehen soll, hatten wir zum Ort des Wiedersehens bestimmt. Ich zweifle aber, daß bis dahin meine Nerven wieder lampenfromm sein werden. Zu Euch freue ich mich jeden Tag, da ich viel Zeit zum Hinausdenken habe. Grüße Frau und Töchter herzlichst. — Habe heute den letzten Strich unter

meine Orlando=Arbeit gemacht. Nun kommen nur noch Korrekturen. So nimmt alles ein Ende, bis auch unter unser Curriculum das explicit geschrieben wird.

Treulichst Dein

B. H.

Vom 13.—16. September ist dann Hense bei Storm in der Hademarschener Altersvilla. Nach mehr als 9 Jahren erwidert er Storms Besuch in München und in Prien. Henses Tagebuch berichtet in seiner üblichen lakonischen Kürze:

13. September 1881. Um $\frac{1}{2}$ 3 in Hanerau, Briefe von der Post geholt, dann Storms unerwartet ins Haus geschneit. Den Tag traulich verplaudert.

14. September. Storms Geburtstag. Ihm die Troubadour=Novellen beschert. Nachmittag Petersen, Spaziergang im Park und Walde. Mennonitenkirchhof zwischen den Tannen. Abends Storms Bruder mit seiner Frau und der Pastor.

15. September. Petersen gleich nach Tisch fort. Um 4 Uhr zu Storms Bruder, das alte Frä. Mannhardt.

16. September. Mit Storm und Dodo nach den Hünengräbern. Schönes bedecktes Wetter, sonnendurchschossen. Herrliche Hügelwäldchen. Um 1 gegessen, dann zur Bahn.

Storm dagegen berichtet ausführlicher über das große Ereignis. Er hat 1881 ein kleines graues Schreibheft angelegt: „Was der

Tag gibt, nicht nur, was der jeweilige Tag gibt, sondern auch, was frühere Tage gaben und was im gegenwärtigen wieder aufsteht." In diesem Heft erzählt er nun auf den ersten Seiten folgendes, was in Gertrud Storms Lebensbild ihres Vaters nicht vollständig mitgeteilt war:

Heiligenhaften, 1. Oktober 1881. Vor meiner Abreise von Hademarschen zu meinem Geburtstage (vom 13.—16. September) war Hense bei mir. Er ist von den wahrhaft liebenswerten Menschen. Nach ihrem Scheiden bleibt noch längere Zeit ein Leuchten an den Orten, wo sie gewesen sind. Er ist krank. Die Ärzte haben zweijährige Arbeitspause verlangt. Um eine Novelle mehr oder weniger sei es ja einerlei, aber ein Werk, in dem er seine Lebensanschauungen auszuprägen vorhabe, könne nun nicht geschrieben werden. Ihm sei mitunter, als habe er nicht viel mehr auf der Welt zu schaffen.

"Ich habe Deinen Etatsrat gelesen", sagte er, "aber Du bist ja ein Verschwender!" Er meinte, die Figuren seien zu ausgiebig, daß sie einem größeren Werke hätten dienen sollen. Auch meinte er, er (der Etatsrat) hätte doch nicht das letzte Wort haben sollen.

Wir sprachen über Rugler und seinen frühen Tod. Ich sagte: "Es tut mir auch leid, daß er nicht die zweite Periode meiner Novellistik erlebt hat." "Ja", meinte Hense lächelnd, "als Du in Öl zu malen anfingst."

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß anno 52—54 in Berlin unter denen, die sich bei Rugler versammelt und in unserem "Rütli" (einer engeren Abspaltung des "Tunnels über der Spree") wir uns am fernsten gestanden und daß nun wir die seien, die zusammenhalten und sich

am nächsten ständen. „Ja, Liebster, das macht, weil wir Beide fortgearbeitet haben.“

Ebenso haben beide Dichter hier auch über ihre Schicksalsverwandtschaft gesprochen und klar empfunden, wie ihre Beziehungen verinnerlicht wurden und von einer rein literarischen Gemeinschaft zu tiefer Freundschaft ethisch und künstlerisch hochstehender Männer emporgewachsen sind, die nur der Tod trennen konnte. Das beweist auch der ansteigende Briefwechsel der nächsten Jahre, der als zweiter Band dieser Veröffentlichung erscheinen wird.

An Keller schrieb Storm am 27. November über diesen Besuch des gemeinsamen Freundes: „Hense's Besuch war eine rechte Freude und wäre es noch mehr gewesen, wäre er körperlich so frisch wie geistig gewesen. — — — Trotzdem sind wir recht heiter zusammen gewesen. Er hat ja zu seiner herzlichen Treue auch noch die Gabe schlichter Liebenswürdigkeit, die das Leben so anmutig macht. Seine neue Novelle „Ein geteiltes Herz“ und sein „Alkibiades“, letzterer wenigstens bis etwa auf den letzten Schluß, scheinen mir zu den besten seiner Arbeiten zu gehören. Bei der Novelle darf man sich freilich durch den Titel nicht verführen lassen, die Darstellung einer Doppelliebe zu erwarten; das Thema ist eben nur der Kampf einer Leidenschaft mit einer ruhig gewordenen Liebe und der Sieg dieser, vor allem durch den Mut der Wahrheit. Die ganze Novelle aber erscheint mir so recht reif und voll ausgetragen. Mögen diesen guten Dingen noch manche gleich wertvolle folgen. Aber ich bin nicht ohne Sorge.“ (Vergleiche auch Storm's Brief an Hense vom 13. Oktober 1881 im II. Bande dieses Briefwechsels.)

Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Hense

Herausgegeben von Erich Pezet

Mit 2 Bildnissen in Kupfertiefdruck. — Preis geheftet M. 4.—,
gebunden M. 5.—

Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Hense bietet einen bedeutsamen Ausschnitt aus Paul Henses Jugendgeschichte mit bezeichnenden Ausblicken in seine spätere Zeit und bildet einen wesentlichen Beitrag zu wichtigen Grundzügen seiner Dichtung, zu seinem Verhältnis zu Italien und dem Formproblem der Kunst. Wie die Briefe für die Kenntnis und das Verständnis Paul Henses reiche Aufschlüsse bieten, so sind sie auch in ganz besonderem Maße geeignet, den großen Baseler Gelehrten uns auch menschlich näherzurücken und den Zauber seiner geistprühendenden und herzenswarmen Persönlichkeit aufs lebendigste wirksam zu erhalten. Die Briefe gewähren eine so vielseitige Anregung und eine so starke Erweiterung und Vertiefung unserer geistigen Anschauung, daß sich ihrem fesselnden Reize kaum ein Leser entziehen wird, wie sehr auch die darin behandelten Fragen, Erlebnisse und Urteile weit ab liegen mögen von den schweren Kämpfen und Sorgen, die unsere Tage erfüllen.

„. . . Es ist ein echtes Bild hochstehender Männerfreundschaft, verklärt durch den inneren Adel und zugleich den gemütlichen Humor, die beiden gemeinsam sind.

„Die treffliche Einleitung und die fesselnden Anmerkungen des Herausgebers erläutern das Freundesverhältnis vollends. Schön ausgestattet, mit vier Bildnissen geschmückt, ist das Buch eben eines, wie wir es in heutigen Tagen bedürfen, und recht geschaffen dazu, ein Hausbuch des deutschen Volkes zu werden.“

Münchener Neueste Nachrichten.

„. . . Dazu enthält es sehr bezeichnende grundsätzliche Bekenntnisse des Verfassers und weist durch die Urteile Burckhardts, als eines der schärfsten und feinsinnigsten Kunsturtheiler aller Zeiten, den Dichter mit klarer Bestimmtheit seine dauernde Stellung in der deutschen Literatur an.“

Der Reichsbote.

Italienische Volksmärchen

Übersetzt von Paul Hense

Mit Zeichnungen von Max Wechsler

Hübsch gebunden M. 4.—

An dem Tag, da Paul Hense seine Augen für immer schloß, wurde dieses letzte Werk seiner rastlos schaffenden Kunst fertig. Sind auch die italienischen Volksmärchen nicht selbst Schöpfungen von Henses dichterischem Geiste, so ist es doch besonders reizvoll, durch ihn als den berufensten deutschen Interpreten die italienische Volksseele und ihre Beeinflussung durch deutsche und morgenländische Einwirkungen kennen zu lernen. Max Wechsler hat zu dem Buche entzückende Federzeichnungen geliefert.

J. F. Lehmanns Verlag, München

Klingspor=Karten

Die Sammlung ist aus dem Wunsche entstanden, an Stelle der vielfach unzulänglichen Kriegspostkarten etwas Gehalt- und Geschmacksvolles zu setzen, und sie will in ihrem ersten Teil gleichzeitig etwas zur politischen und nationalen Erziehung unseres Volkes beitragen, indem sie eine Anzahl wertvoller Aussprüche von Vorkämpfern des

Deutschtums in einprägsamer Form bringt.

Bisher sind erschienen Aussprüche von Bismarck, Moltke, Lagarde, Clausewitz, Treitschke, den Hohenzollern, Fichte, Lessing, ferner Deutsche Sprache, Vaterländische Worte, Gott und Vaterland, Xenien, Ernstes und Heiteres. Die Ausstattung besorgten bekannte Künstler wie Otto Hupp, G. Mathy, Tiemann, R. Koch u. a.

Die Karten erscheinen in Reihen zu je 10 Karten in einer Mappe vereinigt. Am Kopf bedruckte Karten kosten 75 Pfg., ganzseitig bedruckte und Bildkarten M. 1.—, auf echtem Bütten M. 1.50 für die Reihe. Man verlange Prospekt.

„Die Klingspor=Karten sind Meisterwerke typographischer Kunst. Wundervoll fein durchgeführte Werke der Kleinkunst. Sie verraten eine geschmackliche Kultur des Schriftbildes, wie es nicht mehr überboten werden kann. . . . So sind sie in wahren Sinne des Wortes Kunstwerke. Bestimmt als solche aufgefaßt und gewertet zu werden. Sie stehen demnach über allen sogenannten Künstlerkarten. Sie sind Kunstkarten. . . .“ (Aus einer ausführlichen Besprechung der „Post“, Berlin.)

Einige Urteile:

Geh. Reg.=Rat Dr. Jessen, Direktor am Königl. Kunstgewerbe-Museum, Berlin:

„Sie haben eine herrliche Fülle starker, schöner Worte ans Licht gezogen und ihnen edle Form gegeben. . . . Möge dieses Kraftbrot weithin im deutschen Volke Verständnis schaffen.“

Geh. Reg.=Rat Prof. Dr. R. Kautsch, Frankfurt a. M.:

„Was ist es für eine Wohltat, nach so unendlich viel gräßlichem Kriegsklisch endlich mal etwas einfach gutes zu sehen. Kraftvoll und gehaltvoll zugleich, wirklich handfeste Zeichnung und Schrift — es ist eine wahre Wonne, die Blätter durchzusehen.“

Prof. Dr. Deneke, Krefeld, Direktor des Kaiser Wilhelm-Museums, Krefeld:

„. . . Alle, denen ich die Karten gezeigt habe, finden sie vorzüglich und sehen darin mit mir ein Volkserziehungsmittel ersten Ranges. Möchten diese Karten in Millionen verbreitet werden!“

J. F. Lehmanns Verlag, München

Roald Amundsen

Die Eroberung des Südpols

Die norwegische Südpolfahrt mit dem Fram 1910–1912

Aus dem Norwegischen übersetzt von P. Kläiber

Mit 300 Abbildungen, 8 Vierfarbdruckbildern nach Gemälden
von Prof. W. L. Lehmann und 15 Karten und Plänen.

Zwei starke Bände schön gebunden M. 22.—

Einige Urteile:

... Wir folgen mit äußerster Spannung den schmalen Schlittenspuren in die unendliche Einsamkeit des ewigen Eises und glauben selbst zu wachsen an der Seite dieses Mannes, dem zähe Tatkraft und weise Voraussicht den richtigen Weg gewiesen haben.
Deutsche Rundschau.

... Amundsens Buch stellt sich würdig den besten Werken über Polarreisen an die Seite, es bietet den Lesern, zu denen auch die reisereifere Jugend ohne weiteres zu rechnen ist, einen außerlesenen Genuß.
Die Grenzboten.

Roald Amundsen

Die Nordwest = Passage

Meine Polarfahrt auf der Gjøa 1902–1907

Von der Baffins = Bucht zur Behringstraße

Mit 140 Abbildungen und 3 Karten.

3. Ausgabe.

Preis schön gebunden M. 10.—

Was 400 Jahre vergeblich versucht wurde, der kühne norwegische Seefahrer hat es mit sechs Begleitern auf einer ganz kleinen Segeljacht ausgeführt. Durch Schnee und Eis drang er jeweils im Sommer ein Stück vorwärts in der schmalen Wasserstraße, die Nordamerika vom Nordpolargebiet trennt. — Wie ein Heldenlied liest sich die schlichte und doch so hochinteressante Schilderung. Sein Kampf mit Eis und Sturm, mit Schnee und Feuer, sein Zusammenleben mit Eskimos und Walfischfängern, seine Jagden und Schlittensfahrten, sowie wissenschaftlichen Studien und geographischen Entdeckungen geben dem Buche einen unvergleichlichen Reiz. Dabei ist das ganze Werk von köstlichem Humor erfüllt, so daß das Lesen einen wirklichen Genuß und eine Erquickung bildet.

J. F. Lehmanns Verlag, München

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von

Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Clafz,
Professor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. von Gruber,
Generallandsch.-Direktor a. D. Dr. W. Rapp,
Dr. G. W. Schiele, Regierungs-Präs.
von Schwerin, Geheimer Hofrat
Professor Seeberg

Schriftleitung: Dr. E. Kühn

Bezugspreis: für den Jahrgang (12 Hefte) 16 M.
für das Vierteljahr 4 M. :: Einzelhefte 1.50 M.

„Deutschlands Erneuerung“ wird jedem redlich nach dem Besten des Vaterlandes Strebenden beihilflich sein, eine einheitliche, lebensstarke deutsche Weltanschauung zu gewinnen. Sie wird ihm wertvolle Maßstäbe übermitteln, die es ihm ermöglichen, die vielen neu erwachsenden Aufgaben selbständig zu beurteilen und lösen zu helfen.

„Deutschlands Erneuerung“ wird zeigen, auf welchen Gebieten des öffentlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens die Verhältnisse umgestaltet werden müssen, und auf welche Weise, damit sie wieder ein getreuer Ausdruck deutschen Wesens sind und uns eine machtvollere äußere und eine harmonische innere Weiterentwicklung gewährleisten.

Wer deutschen Geist in reinsten und mannhaftester Form kennen lernen will, greife nach dieser Monatsschrift; hier wird der nahezu verschüttete Born deutschen Empfindens, Denkens und Wollens aufs neue erschlossen, das Leben erhält wieder einen Lebenswert.

Stimmen der Presse:

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Die neue Monatsschrift weist eine Einheitslichkeit und geistige Höhe auf, welche hoffen läßt, daß mit ihr der durch den Krieg geweckte Ernährungswille in Verbindung mit dem allenthalben erstarkenden deutschen Gedanken ein Organ geschaffen hat, das unserem Volke für die innere Befundung und äußere Machtentwicklung neue Wege weist.“

Deutsche Hochschulzeitung, Wien: „... Zusammenfassend können wir nur unserer Ansicht Ausdruck verleihen, daß die neue Monatsschrift eine Lat ist, die wir mit den wärmsten Glückwünschen für die künftige Entwicklung des Blattes begrüßen. Es ist Ehrenpflicht aller deutschführenden Akademiker, diese Monatsschrift zu halten, und das Lesen seines Inhalts wird jedermann der schönsten Lohn solcher Unterstützung sein.“

J. F. Lehmanns Verlag, München

15/18. 17. ac

+ 10.



PT
2357
A3
1917
Ed.1

Heyse, Paul Johann Ludwig
von
Der Briefwechsel
zwischen Paul Heyse und
Theodor Storm

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 03 007 6